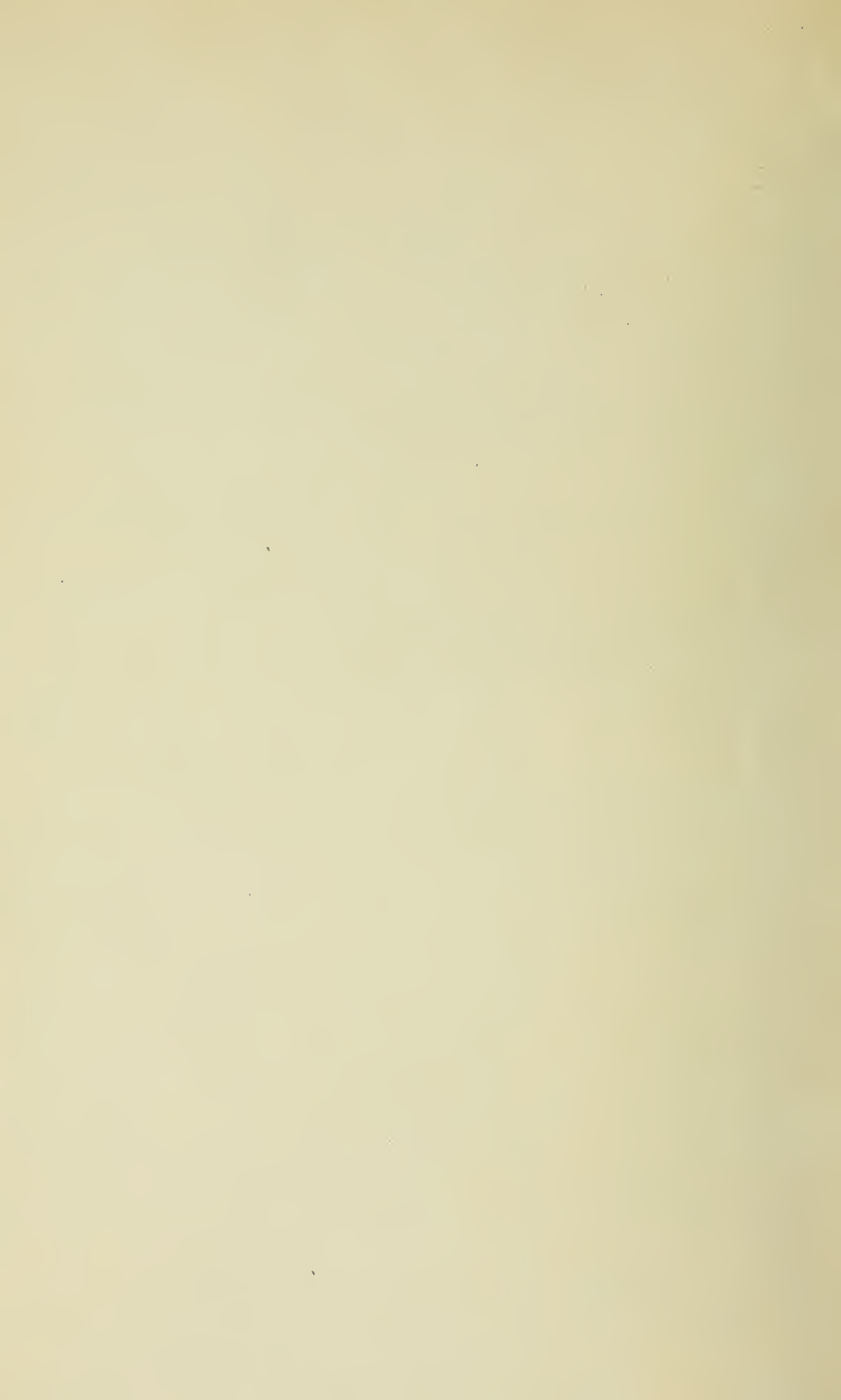
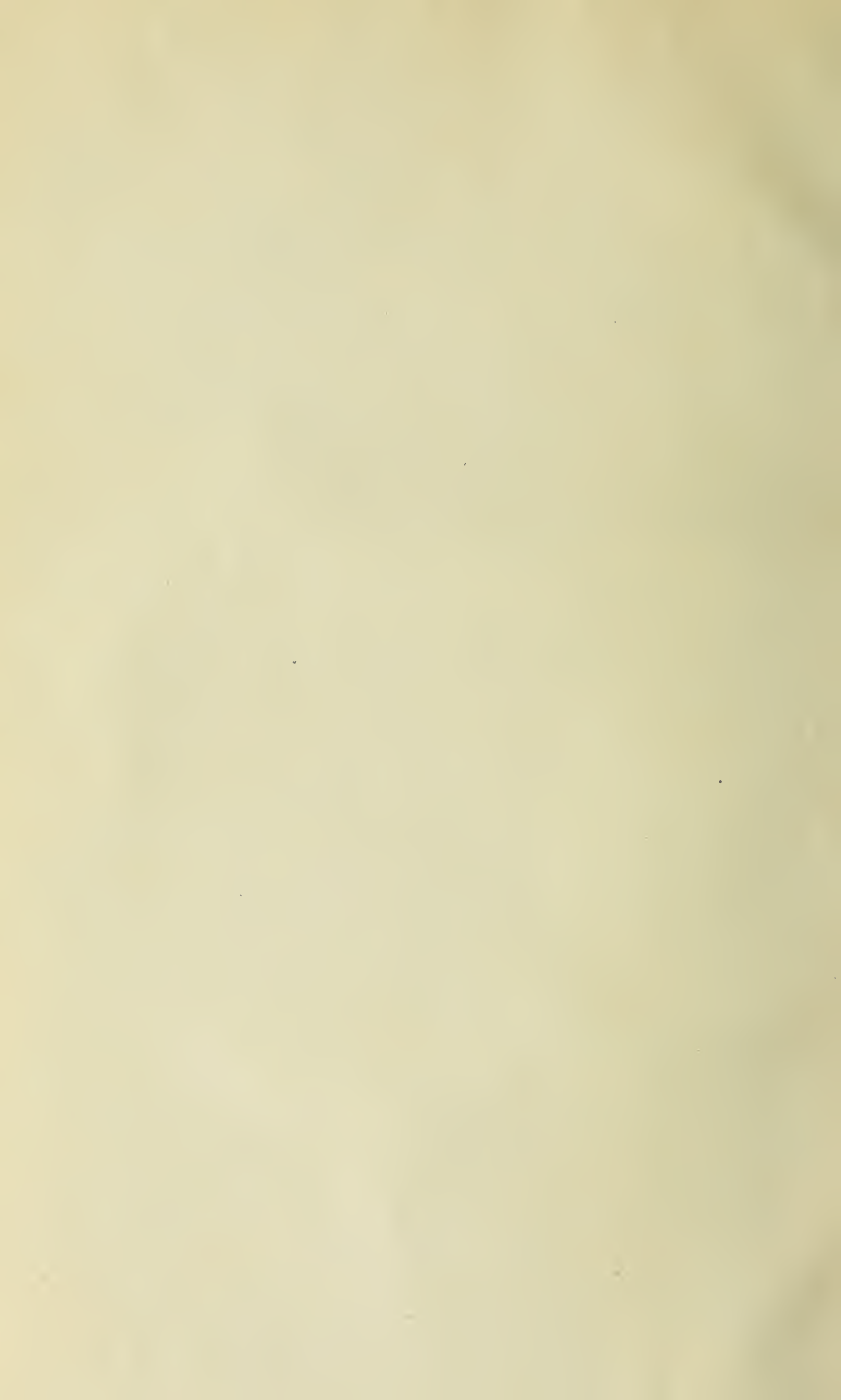
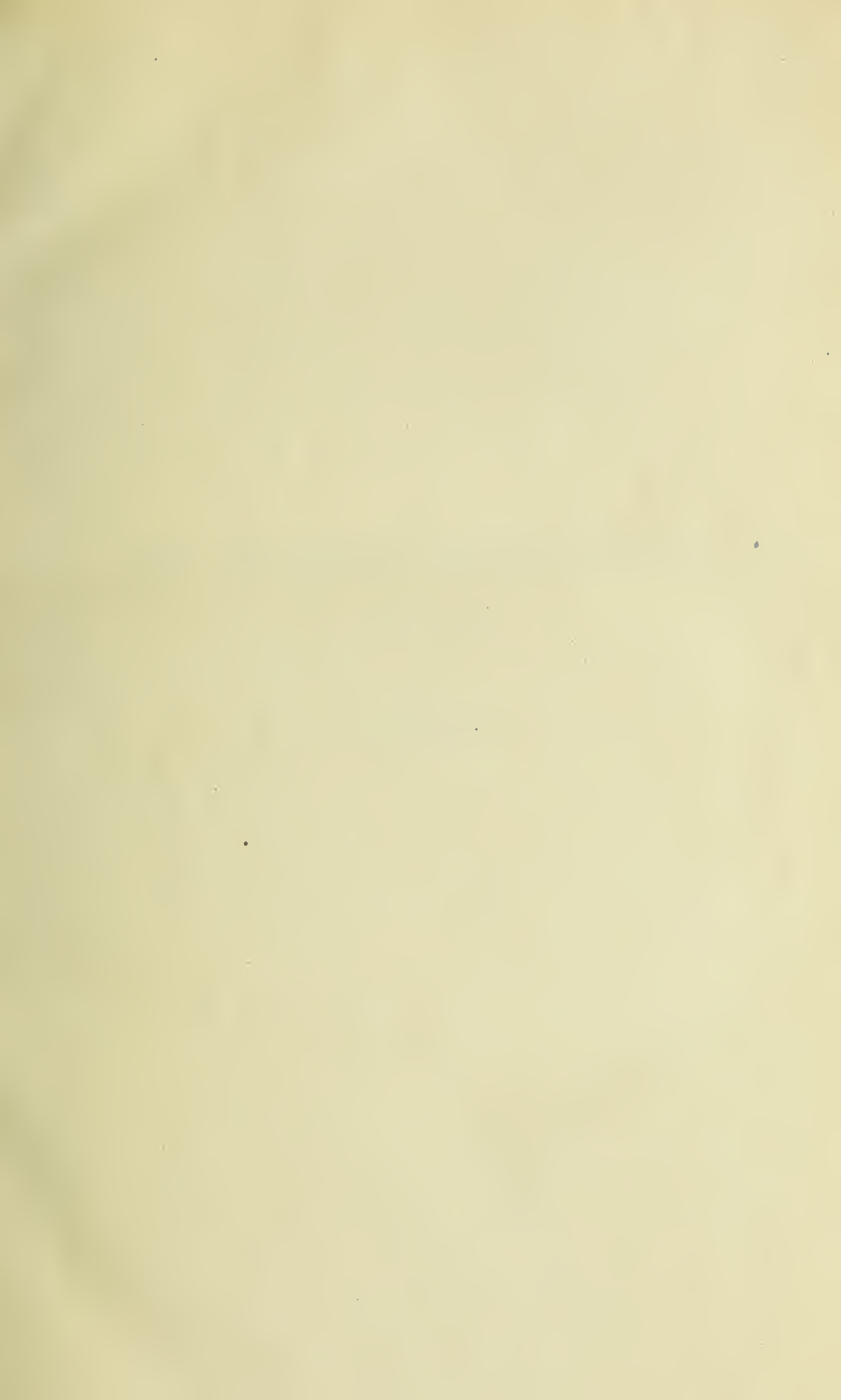










Aus dem Leben Kaiser Wilhelms.

1849—1873.



Aus dem Leben Kaiser Wilhelms.

1849—1873.

Von

L. Schneider,
weil. Geh. Hofrath und Vorleser S. M. des Kaisers Wilhelm.

Mit dem Bildniß des Kaisers und einem Autogramm.

Dritter Band.



Berlin 1888.
Verlag von Otto Janke.

Euere Königlichen Majestät!

überreiche ich, — noch immer durch Reconvalescenz an das Zimmer gefesselt, — die Fortsetzung Meines Nekrologs, da Eure Majestät diesen Ausdruck zu besonders lieben. Er umfaßt das im Jahre 1865 Erfahrene und Beobachtete.

Diesmal bin ich auch auf allerlei Aenderungen, die ja noch immer Specialisirungen gewesen sind, — gefaßt!

C. folio 44 — pag. 2
46 — 1
52 — 2

[illegible] Alles [illegible]

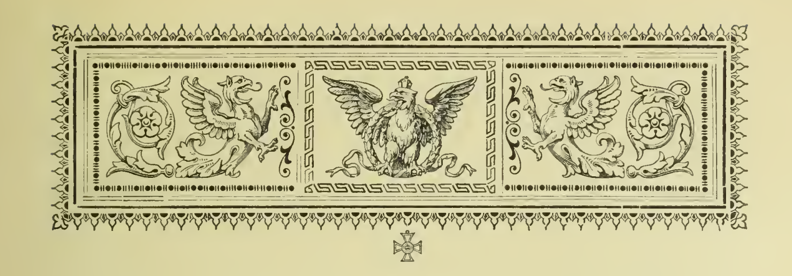
Potsdam
23. Februar 1866.

25/2 66

gehorsamst.
L. Schneider.

[illegible]





Am 6. Oktober, dem ersten Tage unseres Aufenthaltes in Versailles, wurde ich schon vor sieben Uhr früh vorgelassen; hatte dem Könige zwar mancherlei von den Erlebnissen des vorigen Tages zu erzählen, aber nicht viel gute Nachrichten zu bringen. Nach den Berichten unserer Agenten in Lyon, Tours und Bordeaux wurde es mit der Formation neuer Truppen und Korps in den von uns nicht besetzten Departements Ernst. England und Nordamerika lieferten Waffen, der Nationalkrieg wurde gepredigt und die Banden der Franktireurs vermehrten sich rapide. Am auffälligsten war, daß nach übereinstimmender Aussage mehrerer, auf die verschiedenste Art aus Paris gekommener Personen, Engländer, Schweizer, Nordamerikaner u. s. w. nicht der geringste Mangel in Paris herrschte, die Theater besucht, die Cafés gefüllt und alle Lebensmittel nicht theurer als gewöhnlich waren. Dies hörte man hier in Versailles zum ersten Male mit Bestimmtheit aussprechen. Prinz Albrecht, welcher mit seiner 4. Kavallerie-Division eclairirend gegen Orleans vorgegangen

war, hatte direkt an den König berichtet, daß er sich ohne Infanterie doch nicht bis Orleans vorwagen dürfe, da die Franktireurs anfingen seinen braven Regimentern sehr lästig zu werden. Er selbst, der Prinz, habe schon mehrere Nächte auf freiem Felde in der Mitte seiner Division bivouakiren müssen, da er absolut keinen Ort habe finden können, wo Sicherheit vor einem Ueberfalle vorauszusetzen gewesen wäre. Da man die Bravour kannte, mit welcher der Prinz sich während des Feldzuges rücksichtslos jeder Gefahr ausgesetzt und alle Strapazen seiner Truppen mitgemacht hatte, so gab dieser Bericht denn doch allerlei zu denken. Als der König mir den Inhalt desselben mittheilte, bemerkte er dabei: „Nun, was habe ich Ihnen in Vendresse gesagt, als Sie so zuversichtlich vom Ende des Krieges sprachen?"

Die Berichte unserer Agenten jenseits der Loire, — und es war ein besonders geschickter darunter, — gingen nach Genf als Handelsnachrichten an einen dortigen Kaufmann. Nun hatte mich Dr. Stieber gefragt, ob ich nicht irgend einen Bekannten am Rhein habe, an welchen der Genfer Vermittler die ihm zugehenden Briefe aus Lyon schicken könne. Mein Vertrauensmann müsse dann die Briefe an mich, als an eine unverdächtige Person, adressiren und ich dieselben dem Polizeidirektor zukommen lassen. Ich nannte eine solche Person in Mainz, und durch diese sind denn auch die wichtigsten Nachrichten in die Hände Stiebers gelangt. Das er-

klärt, wie ich zur Kenntniß mancher Berichte gekommen bin, deren Inhalt ich dann jedesmal dem Könige mitzutheilen pflegte. —

Gerade in diesen ersten Versailler Tagen fiel etwas für mich recht Unangenehmes vor. Prinz Karl von Preußen hatte mir kurz nach der Schlacht bei Sédan erzählt, was ihm Graf Bismarck von seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon bei Donchery am 2. September mitgetheilt hatte; nämlich unter anderem, daß, als die Unterhaltung nach und nach langweilig wurde und schließlich ganz stockte, er mit dem Kaiser Cigarren geraucht habe. Diese Anekdote benutzte ich im Soldatenfreunde für den Artikel: „Unser König bei Sédan.“ Es hieß darin: „Unterdessen war Graf Bismarck herangekommen und es begann nun eine Unterhaltung, von welcher der ‚Soldatenfreund‘ jedenfalls nichts verrathen kann, da er sie nicht mit angehört hat. Andere wurden aber auch nicht zum Zuhören eingeladen; dagegen sah man, daß beide Herren eine Cigarre zusammen rauchten, was man in Nordamerika eine Friedenspfeife nennen würde.“ Das war gewiß ein harmloser Scherz, gegen den auch der König, als ich ihn vom Korrekturbogen abgelesen, kein Bedenken gehabt hatte. Dessenungeachtet rief er folgende pomphafte und unfreundliche Berichtigung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ hervor:

„Der ‚Feld-Soldatenfreund‘ vom 19. September enthält auf Seite 10 verschiedene unrichtige Mittheilungen

über die Zusammenkunft des Kaisers Napoleon mit dem Grafen Bismarck. Unter Anderem heißt es da: ‚dagegen sah man, daß beide Herren (der Kaiser und der Bundeskanzler) eine Cigarre zusammen rauchten,‘ woran der Verfasser die geschmackvolle Bemerkung knüpft, ‚was man in Nordamerika eine Friedenspfeife nennen würde.‘ Wir erklären diese ganze Rauchgeschichte für eine Erfindung und zwar für eine recht ungeschickte. Nur der Kaiser rauchte und auch er nur, als ihn der Bundeskanzler allein gelassen hatte.“

Wenn eine anerkannt ministerielle Zeitung eine Erwiederung in diesem Tone bringt, so wird Niemand das Uebelwollen bezweifeln, welches zu solcher Abfertigung veranlaßt. Freilich wäre es mir leicht gewesen, mich in diesem Falle durch die Autorität des Prinzen Carl zu decken, der selbst wahrscheinlich falsch berichtet, mir den Vorgang so erzählt hatte; ich schwieg aber und legte es zu meinen übrigen Erfahrungen. Als indessen bald darauf dieselbe Zeitung einige positiv falsche, ja, nach der Anschauung des großen Hauptquartiers, sogar militärisch gefährliche Korrespondenzen des beim Hauptquartier der III. Armee attachirten Engländers Russel in der höflichsten, geschmeidigsten und verschämtesten Weise rektifizirte*), da hätte ich mich über das so ungleich gemessene Maß beinahe geärgert. Dem Könige habe ich selbstverständlich nie etwas von diesen tracasseries de bas étage erzählt. Ich hätte mich geschämt, den sorgenvollen,

*) Siehe Nordd. Allg. Zeitung 1870. Nr. 238.

das Große und Ganze überwachenden Herrn mit solchen Dingen zu belästigen.

Gleich nachdem ich am Morgen des 6. das Zimmer des Königs verlassen hatte, meldete sich General von Voigts-Rhetz als Kommandant von Versailles und der Kaiserlich russische Flügeladjutant Fürst Meftschersfi bei seiner Abreise nach Brüssel. Am Mittage begab sich der König in das Schloß, um das Lazareth in den Prachtsälen desselben zu besuchen und dann die großen Wasser springen zu sehen. Zu diesem, vom schönsten Wetter begünstigten Prachtschauspiele hatte sich auf der obersten Terrasse Alles, was sich an Deutschen in Versailles befand, versammelt; dagegen nur wenige Franzosen, französische Damen diesmal aber garnicht. Der König fuhr mit dem Kronprinzen noch nach Trianon und Abends fand der erste große Zapfenstreich statt. Wie oft hatte ich ihn gehört, wie oft hatte er mich elektrisirt; solche Wirkung aber wie an diesem Abende, hatte er doch noch nie auf mich hervorgebracht. Sinnend stand ich in der breiten Avenue de Paris vor dem Gitter des Cour d'honneur des Präfekturgebäudes und konnte meine Blicke nicht von der Reiterstatue Ludwigs XIV. wenden, die sich dunkel am Ende der Allee von dem tiefblauen Abendhimmel abhob. Er hatte König Friedrich I. zu einem „Marquis de Brandebourg" degradiren wollen, und jetzt schallten diese Jubelklänge, denen sich die „Wacht am Rhein" anschloß, vor seiner eigenen Bildsäule wieder einem solchen „Marquis de Brandebourg!" —

Wie oft waren Herz und Sinn voll von solchen Eindrücken während des langen Aufenthaltes in Versailles!

Am 7. konnte ich eine reiche Auswahl von Nachrichten aus Paris bringen. Es war ein kleiner Luftballon mit Briefen in unsere Hände gefallen und die Einwohner von Paris, welche sich bei den Vorposten gemeldet, um durchgelassen zu werden, waren ausgefragt worden. Das Resultat war: Noch keinerlei Mangel; Hinter der blauen stand bereits die rothe Republik mit Rochefort und Konsorten; Wachsendes Vertrauen auf die im Süden sich bildenden Armeen; Fester Entschluß der Pariser, die Belagerung bis aufs Aeußerste zu ertragen; Abweisung früherer Frivolität; Viele fanfaronnirende Phrasen, aber keine Entmuthigung. Für gestern schien sogar ein Ausfall auf Versailles beabsichtigt gewesen zu sein, wofür man Vorbereitungen getroffen hatte. Daß auch im Süden die Dinge eine ernstlichere Wendung nahmen, erfuhr ich erst Mittags, denn das ganze I. Baierische Armee-Korps und zwei Divisionen Kavallerie erhielten plötzlich den Befehl auf Orleans abzurücken. Wahrscheinlich war das in dem diesmal ungewöhnlich langen Generalsvortrage vorgeschlagen und vom Könige angenommen worden.

Nach dem Vortrage fuhr der König nach St. Germain, besichtigte unterwegs die Stellungen des V. Armee-Korps und frühstückte im bekannten „Pavillon Henry IV.“, während sich

viele Mannschaften des 10. und des Braunschweigischen Husaren-Regiments und auch Einwohner versammelten. Sodann wurde das in der Restauration begriffene alte Schloß mit dem Museum römisch-gallischer Alterthümer, welches Kaiser Napoleon III. gegründet hatte, besehen. — Am Abend erhielt ich einen Brief vom Prinzen Albrecht aus Toury, vier Meilen nördlich von Orleans, datirt, dem ein interessanter Bericht seines Adjutanten Major von Hagen für den „Feld-Soldatenfreund" beilag. So hatte ich reichlichen Stoff für meinen Vortrag am 8. Oktober, wobei der König viel von seinem gestrigen Besuche in St. Germain sprach. Es hatte während des dortigen Frühstücks am offenen Fenster einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, den von diesem Platze aus besonders gut zu beobachtenden Mont Valérien fortdauernd kanoniren zu sehen. Viele seiner Granaten krepirten in der Luft, ein ungewöhnliches Schauspiel bei einem Mahle. Der König zeigte ein lebhaftes Eingehen auf die Schöpfung des Kaisers, das Museum, welches in so genauer Beziehung zur „Vie de César" stand, und in dem ihn vorzugsweise die vollständig restaurirte Bekleidung eines römischen Fußsoldaten und die Ausrüstung eines Reiters interessirt hatten. Wiederholt sprach er aber seine bewundernde Anerkennung für die vielen großartigen Schöpfungen des Kaisers aus und mißbilligte die Undankbarkeit, mit welcher die Franzosen ihn jetzt für einen Krieg schmähten, den sie selbst und zwar jeder Einzelne unter ihnen gewollt.

Als ich dann den Brief des Prinzen Albrecht an mich vorlas, mußte ich erst erklären, was ihn eigentlich veranlaßt hatte. Wie alle Jahre seit 1848, wo der Prinz sich besonders meiner angenommen, hatte ich von Ferrières aus schon im September einen Glückwunschbrief zu seinem Geburtstage, den 4. Oktober, an ihn gerichtet, und dies war, wie ebenfalls alle Jahre, die freundliche Antwort darauf. Aus dem detaillirten Berichte des Majors von Hagen ging denn doch hervor, daß der frühere Bericht des Prinzen an den König nicht übertrieben war, wie man damals in einigen Offizierkreisen des Hauptquartiers anzunehmen geneigt gewesen war und es nicht für gut hielt, daß der Prinz direkt an den König geschrieben hatte. Der gestrige Abmarsch des baierischen Armeekorps bewies aber, daß andere Berichte endlich dem großen Generalstabe gleichlautende Nachrichten gebracht hatten. Eine Besetzung Orleans nur durch fliegende Korps wollte sich doch nicht machen lassen. Der Prinz schrieb mir unter Anderem, daß am 3. eine Eskadron des 5. Kürassier-Regiments von französischer Infanterie angegriffen worden sei, welche auf Wagen herangefahren wurde und daß bei dieser Gelegenheit die französischen Soldaten, ganz gegen ihre bis dahin bewiesene Scheu, bis auf dreihundert Schritte an die Kürassiere herangekommen wären. Dagegen hätten zwei ebenfalls plötzlich erschienene Eskadrons französischer Husaren keinen Angriff gemacht. Bei dieser Gelegenheit sagte der König: „Die Herren wollen mir ja immer nicht glauben. Es wird noch besser kommen.“ Und in der That kam es noch besser. Mittags traf die Nachricht von einem

siegreich abgeschlagenen Ausfall der in Metz eingeschlossenen Armee ein, eine doppelt willkommene Nachricht, weil sie uns den Rücken frei zu machen versprach, in demselben Augenblicke, wo sich im Süden Drohendes vorbereitete. — Es war übrigens jetzt sehr böses Herbstwetter eingetreten, welches auch, mit geringen Unterbrechungen, bis zum ersten Schneefall fortdauern sollte und sofort eine auffallend trübe Stimmung hervorrief.

Am 9. überbrachte der Königlich Sächsische Generaladjutant von Thilau dem Könige das Großkreuz des Sächsischen Militär-Verdienstordens mit einem ausschließlich für den König bestimmten Lorbeerkranz auf der Dekoration. Zu richtiger Mittheilung durch den „Staats-Anzeiger" gestattete mir der König im Laufe des Tages, Abschrift der betreffenden Stelle aus dem mitgekommenen Patente zu nehmen; sie lautete: „— — In Erinnerung an Allerhöchstdessen ruhmreiche Führung der deutschen Armee im Jahre 1870, mit einem Lorbeerkranz um das Mittelschild geschmückt. Dabei haben wir bestimmt, daß nur gedachte Ordensdekoration ausschließlich für Seine Majestät den König von Preußen gestiftet ist und, außer von Allerhöchstdemselben, von Niemanden getragen werden soll."

Gleichzeitig mit detaillirten Nachrichten über den Ausfall aus Metz am 7. gingen heute auch Nachrichten von einem bei Rambervilliers (Elsaß) am 6. stattgefundenen Gefechte

ein, in welchem General von Degenfeldt mit seiner Division circa 9000 französische Linientruppen geschlagen. Man war über diese Nachricht eigentlich mehr betroffen, als über den abermals erfochtenen Sieg erfreut. In jener Gegend hatte man allenfalls Franktireurs, aber keine Linientruppen, am wenigsten 9000 Mann mit 12 Geschützen erwartet. Wenn es sich auch herausstellte, daß es nur rasch herangezogene, bunt zusammengewürfelte Depots, Städtebesatzungen und Marschbataillone gewesen, so hatte es doch immer einer ganzen Division bedurft, um sie zurückzuwerfen. Ueberdies waren die Franzosen, ganz gegen ihre Gewohnheit, die Angreifenden gewesen und hatten auch lange Stand gehalten. Allerdings endete schließlich auch dieses Gefecht mit einer wilden Flucht und fast vollständiger Auflösung ihrerseits; ich habe aber doch manches Kopfschütteln darüber gesehen, daß in jener Gegend überhaupt noch ein so nachdrücklicher Kampf zu Stande gekommen sei.

Am 10. Oktober früh hatte ich dem Könige zum ersten Male in diesem Feldzuge eine unangenehme Nachricht zu bringen. Während der Nacht hatte ich durch das Kontinental-Telegraphenbüreau in Berlin das Telegramm von der Ankunft des Generals Garibaldi in Marseille erhalten. Sie hatte nun zwar nichts augenblicklich Drohendes, so daß der König deshalb hätte geweckt werden müssen; dennoch konnte ich selbst nicht mehr schlafen und wartete sogar die Zeit nicht ab, wo der König in sein Arbeitszimmer trat, sondern ließ

die Depesche durch den Kammerdiener schon beim Erwachen überreichen. Beim Eintreten hatte der König das Telegramm in der Hand und ich mußte es noch einmal vorlesen, wobei derselbe seinen Kaffee trank und, als ich geendet hatte, sagte: „Also haben sie ihn doch nicht bewacht!“ Daraus konnte ich schließen, daß man ihm versprochen hatte, den alten Unruhstifter zu bewachen, und war dies richtig, so muß von preußischer Seite das Verlangen danach gestellt und ausgesprochen worden sein. Es bestätigte sich durch diese Meldung eine Nachricht aus Paris, die uns bald nach Erklärung der Republik von einem dort noch verweilenden Agenten zukam. Es sollte nämlich unmittelbar nach Proklamirung der Republik eine Konferenz des Pariser Comités der Internationalen abgehalten worden sein, in welcher beschlossen wurde, nun sei der Zeitpunkt zu einer allgemeinen Agitation gekommen. Garibaldi, Mazzini, Mieroslawski und wer sonst sich einen revolutionären Namen gemacht, müßten nun hervortreten und aus den internationalen Arbeiterligas ihre Armeen bilden. Auffallend war es, daß gleichzeitig mit diesem Telegramm aus Marseille die Zeitungen von Versammlungen in London, Stuttgart, Leipzig, selbst in Berlin und Königsberg berichteten, in denen Resolutionen gegen jede Gebietsabtretung Frankreichs an Deutschland gefaßt wurden. Wenn auch Garibaldi und seine allerdings rasch entstehenden Schaaren an und für sich verhältnißmäßig wenig Bedenken erregten, so waren diese plötzlichen, weitreichenden, nach uns unbekannten Zielen arbeitenden Wühlereien doch beunruhigend. Der König unterschätzte keinen Augenblick die Wichtigkeit

dieses neuen Schachzuges und nickte zustimmend, als ich sagte: „Garibaldi ist besser als die meisten der Utopier seiner Parteirichtung, denn er ist ein ehrlicher Mann, der am Ende für seine Ueberzeugung mit seiner Person einzustehen bereit ist, und er ist achtbar, weil er nie nach Ehrenstellen und Reichthum gestrebt hat. Das ist sein ganz berechtigter Ruhm und darum ist er selbst einer geregelten und bis jetzt erfolgreichen Kriegführung nicht ungefährlich, wenigstens läßt sich sein Auftreten nicht mit bloßem Achselzucken abfertigen." Im Stillen freute ich mich eigentlich über die neue Phase, in welche jetzt der Kampf zu treten drohte, denn nun konnte sich mancher Souverän, manches Ministerkabinet denken, wohin es führen würde, wenn Garibaldi die französischen Truppen mit nur einigem Erfolge leiten sollte, während gleichzeitig die deutsche Kriegsführung durch allerlei Vermittelungsversuche mehr oder weniger behindert würde. Der Gedanke daran lag nahe, denn gerade in diesen Tagen war viel von Vermittelungsanerbietungen und allerlei Kombinationen die Rede, um wenigstens Paris vor der eisernen Umarmung des Siegers zu schützen.

In Versailles befanden sich, theils offiziell anerkannt, theils en amateur, mehrere russische Offiziere, welche freundschaftlich im Hôtel des Réservoirs mit den preußischen Offizieren verkehrten. Man hatte mir hinterbracht, daß dieselben sich verwundert und gereizt über die Verleihung des Eisernen Kreuzes an den britischen Militärbevollmächtigten Oberst

Walker ausgesprochen, während der Kaiserlich russische Militärbevollmächtigte, General Graf Kutusow, dieses vielbeneidete und angestrebte Ehrenzeichen noch nicht erhalten, obgleich er, im unmittelbaren Gefolge des Königs selbst, den Schlachten von Gravelotte und Sedan beigewohnt hatte. Ich unterstand mich, das Gehörte dem Könige mitzutheilen und erhielt die Antwort: „Oberst Walker ist nicht meinem Hauptquartier, sondern dem der III. Armee, der des Kronprinzen, attachirt, und die Verleihung ist ohne mein Wissen erfolgt. Es versteht sich von selbst, daß auch Graf Kutusow das Kreuz erhält, aber es muß ein Ausweg gefunden werden, um dies mit den Statuten in Einklang zu bringen.“ Im Laufe des Tages wurde der nun wirklich angekommene Kanzler des Johanniterordens, Graf Eberhard von Stolberg, und Abends auch der seit Château Thierry wieder eingetroffene Minister Delbrück vom Könige empfangen.

Am 11. Oktober früh theilte mir der König mit, daß es am Tage vorher bei Artenay, auf dem Wege nach Orleans, zu einem Gefechte gekommen sei und daß wahrscheinlich heute die entscheidende Schlacht um den Besitz von Orleans geschlagen werde. Bei den sich mehrenden Nachrichten von der Bildung einer zahlreichen Loirearmee mußte man dem Ausgange dieser Schlacht mit Spannung entgegen sehen; der König sprach indessen mit voller Bestimmtheit von der noch heute erfolgenden Besetzung Orleans, ließ sich die entsprechende Sektion der Karte geben und studirte auf derselben die Situation, sowie

die nach der Besetzung nothwendigen Kommunikationen. Heute sowohl wie an vielen der folgenden Tage unterbrach der König wiederholt seine Arbeiten, um die auf Vorposten ziehenden oder von diesen zurückkommenden Truppen zu besichtigen. Fast alle mußten von ihren Sammelplätzen aus das Präfekturgebäude passiren und so lange er nicht krank war, versäumte der König nie, diese Truppen zu sehen, wobei er jedesmal vor dem Gitter der Cour d'honneur stand, nur mit dem Flügeladjutanten, manchmal auch ganz allein, wenn nämlich die Truppen schon vor dem Beginne der Dienststunde des Letzteren, also vor neun Uhr vorbeizogen.

Unter den Meldungen befanden sich heute die Obersten Rieff und Schulz, Beide zum Artillerie- und Genie-Angriff gegen Paris bestimmt, und sofort hieß es im Hauptquartier, nun werde unmittelbar mit demselben vorgegangen werden. So sollte es indessen noch Monate lang immer vergebens heißen, bis endlich damit Ernst gemacht werden konnte. Unterdessen schoben die Pariser ihre Vertheidigungswerke immer weiter vor; und als ich in diesen Tagen den Obersten Eberhardt in Bougival besuchte, fiel sogar in seinen Garten, fünfeinhalb Kilometer vom Mont Valérien entfernt, eine von diesem Fort abgeschossene Granate. Am 12. fragte mich der König, ob denn meine Pikarde, Madame Polin-Giacomelli, sauvegardirt worden wäre, wie er in Ferrières erlaubt? Ich mußte berichten, daß der Gnadenbeweis ihr persönlich nicht zu Gute gekommen sei, da sie Versailles bei Annäherung

ihrer Kurmärker verlassen hätte. Indeß wäre die Königliche Gnade doch ihrem Hause zu Gute gekommen und dasselbe bis dahin von Einquartierung verschont geblieben. — Zufällig war ich am Abende vorher in St. Cloud gewesen und hatte dort gehört, daß eine Granate vom Mont Valérien in das Schloß eingeschlagen hatte und im Schlafzimmer Napoleons III. krepirt war. Das Geschoß hatte arge Verwüstungen angerichtet, die Spiegel zerschlagen, die Möbel beschädigt u. s. w. Als ich dies dem Könige mittheilte, war er empört über diese muthwillige, durchaus nutzlose Zerstörung, die am Tage nachher allerdings noch viel ärger werden sollte. Freilich hatten unsere Truppen die Dachfenster des Schlosses zu Beobachtungsposten benutzt und dadurch vielleicht die Beschießung veranlaßt. Schließlich hoffte der König, daß es nur eine verirrte Kugel gewesen sein möge.

Ich mußte darauf einen längeren Bericht über die Operationen gegen Orleans vorlesen, wobei der König das Abbrennen des Städtchens Ablis bedauerte, wo eine Eskadron des 16. Husaren-Regiments von Franktireurs überfallen worden war. Nach so viel Ernstem konnte ich aber auch etwas Komisches erzählen. Der Kammerherr einer Prinzessin des Königlichen Hauses war mit reichen Liebesgaben zur II. Armee vor Metz gekommen. Auf der Rückreise wurde er von einer Bande Franktireurs überfallen, aus dem Wagen gerissen und mit dem Tode bedroht. Nur das sehr eigenthümliche Französisch der Feinde: „Quatre honneurs à main!“ —

„tout de suite!“ — „la dedans, dans la commode!“ und so weiter, belehrten den Ueberfallenen, daß gute Freunde aus der Umgebung des Prinzen Friedrich Carl, Offiziere der Potsdamer Garnison, sich als Franktireurs verkleidet hatten, um ihm einen Schrecken einzujagen. Da der König die betheiligten Personen sehr gut kannte, so lachte er über den Scherz.

Am 12. kam auch eine chiffrirte Depesche von unserem Gesandten in London, Grafen Bernstorff an, in welcher dem Grafen Bismarck mitgetheilt wurde, es habe sich in Tours ein Komité gebildet, welches entschossen sei, den König, den Kronprinzen und den Bundeskanzler zu ermorden. Der Gesandte fügte hinzu, er habe dieser Nachricht keinen Glauben schenken wollen, weil unter gewöhnlichen Umständen auf dergleichen nicht viel zu geben sei, habe aber aus ganz unverdächtigen, ihm vertrauenswerth erscheinenden Quellen leider die Bestätigung dieser Verschwörung erhalten; er müsse also Vorsicht empfehlen, da die Umstände doch wirklich außerordentliche seien. Das Komité sollte beschlossen haben, seine Agenten und Meuchelmörder unter dem Schutze des Rothen Kreuzes der internationalen Krankenpflege, also des Brassard der Genfer Konvention, nach Versailles zu bringen. Von anderer Seite her kamen Warnungen, man möge sich vor den Polen in Acht nehmen. Der Feldpolizei-Direktor schüttelte bedenklich den Kopf, als er den Auftrag erhalten hatte, der Sache weiter nachzuforschen. Er wußte bereits, daß

Proklamationen in polnischer Sprache, unterzeichnet Mieroslawski, bei Soldaten des V. Armee-Korps, welches gerade zwischen Versailles und Paris aufgestellt war und besonders viele Polen in seinen Regimentern hatte, gefunden worden waren. Man hatte sie in unbewohnte Häuser verstreut, so daß sie den Soldaten in die Hände fallen mußten. Auffallend war auch, daß am 13. zwei Unteroffiziere vom 6. Grenadier-, ein Soldat vom 37. Füsilier-Regiment und ein französischer Geistlicher, sämmtlich mit gebundenen Händen, auf einem Karren durch Versailles transportirt wurden. Stieber forschte nun, da die Unteroffiziere und der Soldat sich als Polen erwiesen, weiter, und fand denn auch bald in den Versailler Lazarethen unter den freiwilligen Krankenpflegern polnische Geistliche aus Galizien und polnische barmherzige Schwestern, welche sich vorzugsweise mit den polnischen Soldaten des V. Armee-Korps zu schaffen machten. Das stimmte seltsam mit Nachrichten aus Galizien überein, nach welchen dort die Anwerbung junger Leute für den Kampf gegen Deutschland stattfinden sollte.

Am 13. war früh sehr schönes Wetter und als ich die wenigen Schritte aus meinem Quartiere bis zur Präfektur zurücklegte, war ich sehr erstaunt, den König ganz allein, nicht einmal von einem Diener begleitet, in der Avenue de Paris spazieren gehen zu sehen. Unter dem Eindruck der gestern bis spät Abends besprochenen Maßregeln Stiebers, stand ich vollkommen erstarrt und sprachlos, als ich das sah. Ich mußte warten, bis der König wieder herauf in sein

Zimmer kam. Der Kammerdiener sagte mir, der König habe beim Aufstehen Trommeln und Militärmusik gehört und, weil er nicht gewußt, welche Truppe so früh ausrückte, sich rasch angezogen, den Kaffee stehen lassen und sei auf die Straße gegangen. Der Flügeladjutant hatte den Tagesdienst noch nicht angetreten und die Ordonnanzen waren noch nicht zur Stelle, so sah der König die vorbeimarschirenden Truppen ganz allein an und ging dann, das schöne Wetter genießend, in der Avenue auf und ab. Wie gern hätte ich gewarnt, aber erstens war ich vollkommen gewiß, mir den Mund dabei zu verbrennen; auf der andern Seite konnte ich ja nicht wissen, ob nicht dadurch irgend etwas von den Maßregeln Stiebers verdorben werden würde. Es war ein sonderbares Gefühl, als ich nachher den König ruhig seinen Kaffee trinken sah und dabei an jenes Komité in Tours dachte, zu welchem ja auch der wegen eines politischen Mordes aus Rußland entflohene Russe Netschajeff gehörte.

Während ich noch im Zimmer des Königs war, kamen Meldungen, daß die Pariser Besatzung wahrscheinlich einen Ausfall und zwar gegen das zweite baierische Korps bei Chatillon und Bagneux machen werde, wie ein solcher denn auch wirklich stattfand, aber ebenfalls zurückgeschlagen wurde. Im Hauptquartiere wurde diesem Ausfalle kein besonderer Werth beigelegt; für dergleichen war man genügend vorbereitet. Desto größere Theilnahme zeigte sich für die heute

eingehenden Details über die Schlacht bei Orleans und die Besetzung dieser Stadt. Jetzt erfuhr man, daß die von den Franzosen zusammengebrachte Loire-Armee doch viel zahlreicher und aus besserem Material gewesen, als man bisher angenommen hatte, so daß dem Siege von der Tanns dadurch eine noch größere Bedeutung beizulegen war.

Am 14. Oktober konnte ich dem Könige zuerst die Nachricht bringen, daß früh fünf Uhr der französische General Boyer aus Metz angekommen sei und gegen Mittag vom Grafen Bismarck empfangen werden würde. Von den Feldgensdarmen vor der Präfektur hatte ich gehört, daß der General, von dem Rittmeister Wilson begleitet, ganz in meiner Nachbarschaft einquartiert sei. Der König äußerte nur: „Wir haben ihn schon früher erwartet. Das ist auch eine Wirkung unserer Besetzung von Orleans!“ Ich erhielt den Auftrag, die Karten-Sektionen Bourges, Nevers, Lyon und Bordeaux herauszusuchen; und solche Aufträge waren für mich immer eine vortreffliche Andeutung, was wohl im Werke sein könne. Als ich die Präfektur verließ, begab ich mich nach der Rue Montlauron vor das Quartier des französischen Generals und fand dort schon eine große Menschenmenge versammelt welche sich durch eifrige Gespräche über den möglichen Zweck seines Erscheinens in Versailles erhitzte und bei dem anfangs schüchternen, dann zuversichtlicher werdenden Rufe: „Vive

la France!“ eine so unruhige Haltung annahm, daß die Gensdarmen einschreiten mußten. Um elf Uhr begab sich General Boyer zum Grafen Bismarck und als er von dort zurückgekommen war, fuhr der Bundeskanzler in seinem offenen Wagen zum Könige. Natürlich hörte man nichts von dem Gegenstande der stattgefundenen Besprechungen, daß aber überhaupt ein General aus Metz in das große Hauptquartier gekommen war, zeigte, daß auch Marschall Bazaine begann, sich unsicher zu fühlen. Obgleich jeder Verkehr des Generals Boyer mit Versailler Einwohnern verhindert wurde, erfuhr er doch aus den richtigen Quellen Alles das, was er erfahren sollte. Die Details über Orleans, das Zurückweisen der Ausfälle, die Expeditionen gegen Soissons u. s. w. Kurz, er kehrte wohlpräparirt für weitere Unterhandlungen nach Metz zurück. Während dies in Versailles vorging, hatte der König den Rittmeister Wilson kommen lassen, um dessen Bericht über seine Reise mit dem General Boyer zu hören.

Zur selben Zeit brannte das Schloß St. Cloud, in Folge des fortgesetzten Bombardements vom Mont Valérien, vollständig ab. Allerdings war der Park von St. Cloud von deutschen Feldwachen besetzt; es hatte aber keinerlei Truppenbewegung oder irgendwie Drohendes stattgefunden, was das am 13. Mittags beginnende Beschießen mit Granaten hätte rechtfertigen können. Zwar ist später die Erklärung versucht worden, General Trochu habe geglaubt, St. Cloud sei der Sitz des großen Preußischen Generalstabes und dieser sollte

von dort vertrieben werden. Das hieße doch aber wirklich zu gering von dem militärischen Verständniß französischer Generale urtheilen! Als ob die geschickte Kommandoführung einer Armee von irgend einer Oertlichkeit abhinge. Wahrscheinlich ist es nur ein Ausbruch der dem französischen Charakter eigenen Zerstörungswuth, der Lust am Vernichten gewesen, vielleicht auch Freude an einer Demonstration gegen das verfallene Kaiserthum.

Am 15. war der König tief entrüstet über den gegen St. Cloud ausgeübten Vandalismus. Er erinnerte sich des unter anderen Verhältnissen gemachten Besuchs dieses schönen Schlosses und sprach von mehreren Kunstwerken, die dort sein besonderes Wohlgefallen erregt hatten. Sehr zufrieden war der König, daß Preußischerseits keine Veranlassung zu dieser Zerstörung gegeben worden. „Aber freilich," fügte er hinzu, „wird der Vorgang von französischer Seite uns aufgebürdet werden, um die Meinung in Europa gegen die Grausamkeit der deutschen Kriegführung zu stimmen. Thun Sie in den Zeitungen, was Ihnen möglich ist, um solchen Lügen durch eine wahrheitsgetreue Darstellung die Spitze abzubrechen."

Da der König mit dem Kronprinzen um ein Uhr nach Vaucresson und Garches fahren wollte, um die Vorposten der 9. Division zu bereiten, so erbat ich mir Erlaubniß, derweile nach St. Cloud fahren zu dürfen, damit ich im Stande sei, auch vollkommen wahrheitsgetreu zu berichten und fuhr über Ville d'Avray dorthin.

Das Schloß brannte noch und dünner Rauch zog aus allen Theilen der Ruine in die Luft. In der großen Allee auf der Seite der Orangerie standen gerettete Möbel, Büsten, Kunstsachen und lag ein ungeheurer Haufe theils kostbar gebundener Bücher, da es den Soldaten des 3. Posenschen Infanterie-Regiments Nr. 58 und den Jägern des 1. Schlesischen Bataillons Nr. 5 gelungen war, einige Schränke der Bibliothek noch während des Brandes und der Beschießung auszuräumen. Ein mitten unter den geretteten Möbeln stehender Tisch wurde von dem Intendanten des Schlosses als derjenige aus dem Arbeitszimmer des Kaisers Napoleon bezeichnet, an welchem die Kriegserklärung gegen Preußen unterzeichnet worden war. Diesen, sowie zwei vorzüglich schöne Marmorbüsten, die eine den Kaiser Napoleon I., die andere die Kaiserin Eugenie darstellend, bat ich die mit der Rettung beschäftigten Offiziere für den König zu reserviren, bis ich ihre Bergung gemeldet hätte, und für die Bücher erlaubte ich mir den Vorschlag, dieselben wo möglich in einem bedeckten Raum unterbringen zu lassen. Da indessen das Bombardement jeden Augenblick beginnen konnte, so schlugen mir die Offiziere vor, die Büsten lieber gleich mit nach Versailles zu nehmen. Darauf ging ich ein, und während sie vorsichtig in meinen Wagen gepackt wurden, führten mich Major von Klaß und Hauptmann von Strantz durch die ganze Vorpostenstellung des Parks. Bei einer Barrikade aus Orangenkübeln wurde ich zur Vorsicht gemahnt, weil man jenseits der Seine von Boulogne aus fortwährend mit Chassepots dahin zielte. Es dauerte denn auch nicht lange,

so hörte ich eine Kugel zwischen zwei Orangekübeln einschlagen, und brachte in Folge dessen meine militärischen Beobachtungen sofort zu Ende. Nachdem ich mir den ganzen Hergang der Alarmirung, des Brandes und der Bergung hatte erzählen lassen, schleppte ich meine beiden Büsten nach Versailles und ließ sie im Vorzimmer des Königs aufstellen. Die Büste der Kaiserin Eugenie hatte ich in einem vorzüglichen Abguß in dem runden Mittelsaal vor dem Wohnzimmer der Königin Elisabeth im Charlottenburger Schlosse, bei Gelegenheit meiner dortigen Vorleseabende, 1854 oder 1855, stehen sehen und erinnerte mich sehr wohl des Eindrucks, den die vollendete Schönheit dieses Bildwerkes damals auf alle Beschauer gemacht.

Uebrigens hatten die Offiziere in St. Cloud den Wunsch geäußert, irgend einen der geretteten Gegenstände zum Andenken an diesen Tag mit in die Heimat nehmen zu dürfen. Ich hatte natürlich nicht das Recht, dies zu gestatten, versprach aber meine Verwendung.

Am nächsten Morgen berichtete ich über die beiden Büsten, welche der König in Augenschein nahm und sich weitere Bestimmung über dieselben vorbehielt. Auf den Tisch sollte gut Acht gegeben werden. Später hörte ich, der König habe seine Absicht ausgesprochen, auf diesem Tische auch den Frieden zu unterzeichnen, habe aber nicht erfahren, ob dies geschehen, oder wo er geblieben ist. Es wäre ein frappanter Gegensatz gewesen! Derselbe Tisch, auf dem Napoleon seine unverantwortliche Kriegserklärung unterzeichnet, von preußischen Soldaten vor der Vernichtung durch französische

Kugeln gerettet, sollte in Berlin zur Unterzeichnung des Friedens dienen!

Als ich den Wunsch der bei der Bergung des Mobiliars und der Kunstsachen thätig gewesenen Offiziere erwähnte, war der König nicht abgeneigt, denselben zu gewähren und trug mir auf, mich genau nach Namen und Charge der Betreffenden zu erkundigen. Für die Büchermassen bestimmte der König den Transport nach Versailles und Unterbringung in einem der Räume des Präfekturgebäudes, beauftragte mich mit dem Ordnen und Aufstellen derselben und sprach sofort davon, daß die Bücher, als Kaiserliches Eigenthum, nach beendetem Kriege zurückgegeben werden sollten.

Nach dem Gottesdienste in der Schloßkirche fuhr ich daher gleich wieder nach St. Cloud hinaus, fand den größten Theil der Bücher bereits in dem Orangeriehause und in einem kleinen Wachtgebäude untergebracht, meldete dem Hofmarschallamte, daß der Transport der Bücher nach Versailles vom Könige befohlen worden sei, und erfuhr die Namen der Herren, welche während des Brandes die Rettung der Sachen angeordnet und geleitet hatten. So konnte ich am 17. früh meinen Bericht darüber abstatten und that es gleich schriftlich, so daß der König seinen Befehl darunter schreiben konnte. Es waren vom 1. Schlesischen Jäger-Bataillon Nr. 5: Hauptmann von Strantz, Kommandant des Schlosses, Premierlieutenant von Bissing und Sekondelieutenant von Saint-Paul; vom 58. Regiment: Major von Klaß, Hauptmann Baumann, Lieutenants Keller und Kapler. Der König bemerkte dazu:

„„Obengenannte dürfen sich von den durch deren Hülfe geretteten Gegenständen einige kleine Andenken entnehmen; sie haben dieselben aber in dem allgemein anzufertigenden Inventarium, genau beschrieben, anzugeben, damit der Nachweis zu führen ist, wo diese entnommenen Gegenstände geblieben sind.

Versailles 17. 10. 70. Wilhelm.""

Danach wurde denn auch verfahren. Hauptmann von Strantz wählte zwei kleine blaue Vasen und Lieutenant von Bissing erhielt eine kleine Vase durch mich. Andere Ansprüche wurden durch die Beamten des Hofmarschallamtes erledigt, welche mit Beaufsichtigung der Sachen betraut wurden.

Es waren wieder mehrere übereinstimmende und unverdächtige Nachrichten über die Stärke der Besatzung von Paris eingegangen, welche wirklich 600,000 bewaffnete Menschen in Paris konstatirten, davon 60,000 Mann Linien- und Marine-Truppen, 120,000 Mann Garde mobile und 400,000 Mann Nationalgarden, während seit Abkommandirung der Korps und Divisionen nach Orleans die deutsche Einschließung nur 120,000 Mann stark war.

Am Tage vorher hatte ich dem Könige die während der Nacht eingetroffene Nachricht von der Kapitulation von Soissons zu bringen. Außer seiner Zufriedenheit mit dem neuen Erfolge überhaupt, sprach der König auch seine Freude darüber aus, daß der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin

ihn gehabt und nannte ihn bei dieser Gelegenheit: „Unser Städtebezwinger.“ Es war bald so weit, daß man dem Könige fast alle Morgen mit dem Kaffee eine eroberte Festung oder einen sonstigen Sieg serviren konnte.

Der König äußerte sich am 17. besonders zufrieden über das am 16. stattgefundene Einrücken der drei Garde-Landwehrbataillone Königsberg, Stettin und Graudenz, welche bestimmt waren, die Lücken in der Einschließung auszufüllen und zwar auf der Westseite von Paris. Man konnte aber auch nichts Schöneres sehen, als diese drei Garde-Landwehrbataillone, denen ja später noch neun andere folgen sollten. Mit dem äußersten Erstaunen sahen die Versailler auf diese Riesengestalten in ihrer vollen männlichen Entwicklung. Ihre Begriffe von der preußischen Landwehr gingen überhaupt nicht weiter, als bis zu einer „Garde nationale mobilisée,“ und da war ihnen denn freilich das martialische Ansehen und die Dressur dieser Hünen und Recken zu viel. Der König war vor dem Abnehmen des Parademarsches an der ganzen Aufstellung der drei Bataillone, in rechts abmarschirter Kolonne und aufgeschlossen, den rechten Flügel der Züge entlang hinab- und den linken wieder hinaufgegangen, hatte auch mehrere, ihm näher bekannte Offiziere auf das Gnädigste begrüßt. Durch das Heranziehen der ganzen Garde-Landwehrdivision mit ihren zwölf Bataillonen zur Einschließung von Paris ging übrigens ein langgehegter Wunsch des Königs in Erfüllung, einmal

sämmtliche Bataillone derselben zusammen zu sehen, was bis dahin noch nicht geschehen war. Ich knüpfte daran den Wunsch einmal unsere fünfzig Schwadronen Kürassiere auf einem Fleck beisammen zu sehen, ein Wunsch, der sich wohl nie, auch nicht in einem Kriege erfüllen wird.

Während der König sich das Offizierkorps seines Grenadier-Regiments vorstellen ließ und dann mit dem Kronprinzen eine Fahrt nach der Villa Stern machte, eilte ich wieder nach St. Cloud, wohin von Seiten des Hofmarschallamtes Wagen geschickt worden waren, um die geretteten Bücher nach Versailles zu bringen. Bei dieser Arbeit half mir der Historienmaler Fritz Schulz, wie auch später beim Aufstellen und Ordnen, ein Geschäft, welches bei sechs Stunden täglich volle fünf Wochen in Anspruch nahm. Selbst in dieser langen Zeit wäre ich ohne Hülfe schwerlich damit zu Stande gekommen.

Am 18. ging ich, gleich nachdem der König mich entlassen, nach der Villa aux Ombrages, um mich zur Gratulation am Geburtstage des Kronprinzen in das ausliegende Buch einzuschreiben. Der König fuhr ebenfalls dorthin und dejeunirte bei seinem Sohne, ertheilte dann dem Päpstlichen Nuntius, Monsignor Chigi, Audienz, empfing den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und begab sich dann zu Pferde in den Schloßpark, wo zur Feier des Tages wieder sämmtliche Fontainen sprangen. Dem großen Diner schloß sich Abends nach einer Serenade der Russische Zapfenstreich an.

Es war für den heutigen Tag etwas ganz anderes erwartet worden. Deserteure und Gefangene hatten ausgesagt: General Trochu habe die 60 000 Mann Linientruppen durch 20 000 ausgesuchte Mobilgardisten verstärkt und werde am 18. einen kräftigen Ausfall gegen Osten oder Südosten machen. Früh Morgens am 18. war gemeldet worden, daß sich am 17. Abends Truppenbewegungen bei den Forts hätten erkennen lassen, und so war man denn den ganzen Tag eines Angriffs gewärtig gewesen.

Am 19. Oktober legte der König zum ersten Male das eiserne Kreuz I. Klasse an und zwar bei Gelegenheit der Meldung derjenigen Offiziere, welche am Tage vorher dekorirt worden waren. Sein Avancement von der zweiten zur ersten Klasse hatte somit sechsundfünfzig Jahre, vom 10. März 1814 bis zum 19. Oktober 1870 gedauert. Auch wohl der einzige Fall dieser Art. — Gern hätte ich gefragt, warum er nicht das Großkreuz anlegte?, welches nach dem Statut König Friedrich Wilhelms III. für eine gewonnene Schlacht oder eine eroberte Festung verliehen werden sollte; unterließ es aber, weil ich an die Aeußerung des Königs, bei Gelegenheit des goldenen Sterns zum Orden pour le mérite dachte, und nur dasselbe hätte sagen können, was ich damals gesagt, dann aber wahrscheinlich auch wieder dieselbe Antwort erhalten haben würde. — Aus Berliner und Potsdamer Briefen konnte ich interessante Nachrichten aus der Heimat mittheilen, unter Anderem die lebhafte Berührung, in welche

der Sohn des englischen Gesandten, des Hon. Augustus Loftus, mit einer preußischen Schildwache beim Besuche des Gefangenenlagers bei Spandau gekommen war; ferner die Ungeduld der Berliner, daß Paris noch nicht in Grund und Boden geschossen sei, ein Thema, das schon Anfangs Oktober angeschlagen, bereits von den Zeitungen in allen Tonarten variirt wurde. Den König berührten solche Urtheile und solches Drängen jedes Mal sehr unangenehm. „Ist es denn den Leuten noch nicht rasch genug gegangen? — Sie sind freilich durch 1866 verwöhnt worden. Warum fällt es Niemand ein, das was 1814 geschehen, mit dem zu vergleichen, was jetzt geschieht? Der Vergleich läge doch so nahe und würde nicht zu unserem Nachtheile ausfallen!"

In der Stadt wurde heute überall nach Häusern und Quartieren gesucht, in welchen Fürstlichkeiten und zahlreiches Gefolge untergebracht werden konnten, und da Hofbeamte damit beauftragt waren, so verbreitete sich sofort das Gerücht, alle deutschen Souveräne würden nach Versailles kommen, dem Einzuge in Paris beiwohnen und dann den König zum Kaiser proklamiren. Da im Schlosse Ludwigs XIV. das große Lazareth etablirt war, wo Typhus und Lazarethfieber sich entwickeln konnten, so blieben eigentlich nur die beiden Trianons für die Könige von Baiern, Sachsen und Württemberg übrig, hätten aber neu möblirt werden müssen. Diese Gerüchte hatten eine außerordentliche Wirkung auf das ganze Personal der beiden Hauptquartiere und man hörte die un-

glaublichsten Kombinationen daran knüpfen. Die Heißsporne berechneten bereits, in welcher Reihenfolge die deutschen Fürsten in Paris einrücken würden, ob alle in einer Reihe oder König Wilhelm voran? Wo dann aber der Kronprinz? Es war erstaunlich, bis zu welchen Konjekturen man sich verstieg. Dem Könige hätte ich von solchen Dingen nie etwas sagen dürfen; ich wußte im Voraus, daß ich dadurch nur seinen Unwillen erregen würde.

Am 20. konnte ich dem Könige das vom 18. datirte Cirkular Jules Favre's vorlesen, welches ein Amerikaner mit aus Paris gebracht hatte. Es bezog sich auf die in Ferrières stattgefundenen Verhandlungen dieses Herrn mit dem Grafen Bismarck. Der König schüttelte während des Vorlesens mehrmals den Kopf und sagte am Schlusse: „Schade! Favre war bis jetzt noch der Vernünftigste unter diesen Herren, mit dem man sich allenfalls noch hätte einigen können. Nun setzt er sich auch auf das hohe Pferd!" Die Nachrichten von Metz und aus dem Süden lauteten in diesen Tagen sämmtlich günstig, obgleich der letzte Ausfall aus Metz uns schwere Verluste gebracht hatte. Gegen die täglich größer werdende Gewißheit, daß Metz kapituliren müsse, fielen sie aber nicht ins Gewicht. Nebenbei hörte man von allerlei Sendungen und Korrespondenzen zwischen Metz, London, Wilhelmshöhe und Versailles. Der Versuch, sich des Herrn Regnier, jenes in Ferrières erschienenen Vermittlers, zu bedienen, erwies sich als vollkommen verfehlt und erinnerte

mich an die Diagnose Stiebers: „Das ist ein zweifelhaftes Subjekt!“ — Es war übrigens erstaunlich, was für eine Menge gleich zweifelhafter Leute sich nach und nach im Hauptquartiere einfanden und ihre Dienste nach allen möglichen Richtungen hin anboten; sie versuchten sich überall einzudrängen und machten alle den Eindruck, als ob man wohl thäte, sich vor ihnen in Acht zu nehmen. Es waren dies Korrespondenten für deutsche und fremde Zeitungen, Photographen, Cigarrenlieferanten, Spekulanten, u. s. w. darunter zwar einige ordentliche, Zutrauen verdienende, doch meistentheils sehr üble Leute. Alle erschienen mit irgend einer Empfehlung oder Protektion, so daß man Mühe hatte, sich ihrer zu erwehren. Obgleich es nicht an unangenehmen Vorgängen fehlte, mußte man doch der Feldpolizei dankbar sein, daß es nicht noch viel schlimmer war. Was sich in der Stille abmachen ließ, wurde abgemacht und jeder laute Skandal vermieden. Unter Anderen war eine als freiwillige Krankenpflegerin mit großem Eklat erschienene Dame, welche sich unter der Lupe Stiebers als die vertraute Freundin eines im Hauptquartier der III. Armee anwesenden Fürsten entpuppte; glücklicher Weise war sie politisch ungefährlich, — sonst hätte sie auch die Protektion ihres fürstlichen Freundes vor der Ausweisung nicht geschützt.

Der Musikdirektor Piefke vom Leib-Grenadierregiment hatte mich gebeten, dem Könige einen neuen „Pariser Einzugsmarsch“ vorzulegen und um die Erlaubniß zu bitten,

denselben zur Tafelmusik aufführen zu dürfen. Der König äußerte: „Wenn es nur nicht zu früh für einen solchen Marsch ist!“, fügte aber hinzu: „Sie wissen ja, ich lasse im Felde keine Tafelmusik machen, nur bei festlichen Anlässen, aber Sie können ihn ja den Hautboisten von meinem Regiment geben, damit sie den Marsch einüben. Dann findet sich vielleicht eine Gelegenheit!“ Diesen Auftrag führte ich am 21. früh aus, ging in das Büreau des Königs-Grenadierregiments (Nr. 7), gab die Musik ab und theilte die Königliche Bestimmung mit. Bei dieser Gelegenheit hörte ich, daß das ganze Offizierkorps des Regiments zur heutigen Königlichen Tafel befohlen worden sei. Mir war diese Einladung eine gewisse Beruhigung, weil mir daraus hervorzugehen schien, daß es mit einem für heute angedrohten Ausfall doch wohl nicht richtig sei.

Am Abende vorher, als es schon dunkel wurde, war nämlich Mr. Kingston, Korrespondent des „Daily Telegraph“, zu mir gekommen und hatte mich gefragt, ob ich ihm nicht einen Platz in meinem Wagen geben könne, wenn es zu einem Rückzuge des Hauptquartiers käme. Verwundert fragte ich ihn, wie er überhaupt zu einer so auffälligen Annahme käme? Nach einigem Zögern theilte er mir mit, daß er soeben im Hôtel des Réservoirs mehrere, ihm aus der Pariser Gesellschaft her wohlbekannte Amerikaner und Engländer gesprochen habe, welche durch Vermittelung des Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika eben aus Paris heraus-

und durch unsere Vorposten gelassen worden waren. Diese Bekannten Kingstons hätten ihm gerathen, nicht in Versailles zu bleiben, da Trochu am 21. einen großen Ausfall machen wollte, und zwar mit dem Zwecke, bis Versailles vorzugehen, das Hauptquartier zu delogiren und womöglich nach Fontainebleau durchzudringen. Alle Vorbereitungen dazu wären so vollkommen getroffen, daß der Plan garnicht mißlingen könne, Versailles würde also der Schauplatz blutiger Kämpfe werden und es wäre jedenfalls rathsam, die Stadt sobald wie möglich zu verlassen. Dies sei nun natürlich nicht seine, Kingstons, Absicht, aber für den Nothfall wolle er sich doch einen Platz in meinem Wagen, als bestes Mittel zur Beschleunigung seines Rückzugs, sichern. Ich hörte das anscheinend ruhig mit an und versprach ihm, den gewünschten Sitz zu reserviren. Als er mich verlassen hatte, eilte ich aber sofort in die Präfektur hinüber, wo der König erst vor wenigen Minuten von der Tafel in sein Arbeitszimmer gegangen war. Obgleich zu ganz ungewöhnlicher Zeit, ließ ich mich doch melden, fand den König bereits wieder über seine Karten gelehnt am Tische sitzend und berichtete ihm, was ich gehört. Er erkundigte sich nach allen Persönlichkeiten und Umständen, welche bei meiner Mittheilung erwähnt worden waren, hielt die Nachricht für richtig, also Vorsicht geboten und beauftragte mich, zum General von Moltke zu gehen und ihm meinen Bericht zu wiederholen. Ich bat, mich zu entschuldigen, da ich keine amtliche Person sei und meine Dienstfertigkeit in einem ganz anderen Lichte erscheinen könnte.

Der König gab mir Recht, ließ gleich darauf den Chef seines Generalstabes kommen und konferirte mit ihm über die gegen einen Vorstoß auf Versailles zu treffenden Maßregeln.

Am 21. früh diktirte mir der König den Toast, den er am 18. bei der Tafel ausgebracht: „Meinem Sohne, der so viel dazu beigetragen, daß wir hier sind!" Da er dabei mit keinem Worte meiner gestrigen Nachricht erwähnte, so glaubte ich, sie sei als bedeutungslos erkannt worden und theilte nur Tagesneuigkeiten mit. Darunter war, daß derselbe M. Le Sourd, welcher als erster Sekretär der französischen Gesandtschaft in Berlin dem Grafen Bismarck am 19. Juli die Kriegserklärung überbracht hatte (und dabei ein besonders höhnendes Gesicht gemacht haben soll), sich in aller Ruhe in Versailles befand, allerdings unter dem Vorwande, seine Mutter pflegen zu müssen, dabei aber höchst ungenirt in den Straßen spazieren ging und sogar ganz vertraulich die ihm bekannten preußischen Offiziere grüßte, welche nicht wenig erstaunt waren, ihm hier in der Nähe des Königs zu begegnen. Er mußte dann auch seinen Aufenthalt nach Mainz verlegen (ob mit oder ohne Mutter ist mir nicht bekannt), war aber empört darüber, daß man keine Ausnahme von den Kriegsregeln mit ihm mache, da er doch ein „französischer Diplomat" sei.

Nach meinem Vortrage begab ich mich in das für die Aufstellung der Bücher von St. Cloud bestimmte Lokal der Präfektur, wo ich bis gegen 3 Uhr arbeitete. Die Zimmer lagen nach dem Hofe zu, von jedem Straßengeräusch entfernt, so daß ich nichts hörte, was in der Stadt vorging. Da mein Trainsoldat mir half, so konnte auch er mir keine Nachricht bringen. Wir hörten zwar hin und wieder die Fenster etwas heftiger vom Kanonendonner erdröhnen, aber das Schießen von früh bis spät war etwas so Gewöhnliches, daß ich auch darauf nicht achtete. Plötzlich hörte ich starkes Klopfen an der verschlossenen Thür und der Hofjäger Bandow rief mir zu: „Sie haben ja noch nicht anspannen lassen? Alle Wagen sind bereits gepackt und fertig zum Ausrücken. Wissen Sie denn nicht, daß vom Schlachtfelde der Befehl hereingekommen ist, das Hauptquartier solle sich zum Ausrücken bereit halten?“ — Schlachtfeld? Ausrücken? Also doch ein Ausfall und gleich ein so nachdrücklicher, daß man die Möglichkeit annahm, ihm ausweichen zu müssen! Natürlich ließ ich Alles stehen und liegen, packte schleunigst meinen Koffer, ließ anspannen und, statt mich dem ganzen Wagenpark anzuschließen, fuhr ich in der Richtung des Kanonendonners, welcher mit jeder Minute lauter herübertönte, fort. Auf dem Platz vor dem Schlosse waren Kanonen abgeprotzt, welche die drei großen Avenüen bestreichen konnten, und Truppentheile schienen als Reserve aufgestellt, um etwa ausbrechenden Unruhen in der Stadt entgegenzutreten. Die Bevölkerung stand in Gruppen oder wogte unruhig hin und her. Der

3*

bisher so stille, anscheinend friedliche Charakter der Stadt hatte sich plötzlich auffallend verändert. Als ich durch die Barrière d'Avray fuhr, riefen wilde Gestalten mit ergrimmten Gesichtern mir Schimpf- und Drohworte nach, sehr zum Entsetzen meines Kutschers, der es höchst unbesonnen von mir fand, mich von dem Gros der übrigen Equipagen zu trennen, worin er übrigens vollkommen Recht hatte.

Da ich hörte, daß der König schon um zwei Uhr nach Château Beauregard gefahren war, also zum Allarmplatz der 10. Division, so wollte ich erst dorthin, hörte aber unterwegs, daß der König sich von da schon nach Marly begeben hatte. Auf den Höhen vor La Celle St. Cloud angekommen, schien es, als wenn das Gefecht sich mit jeder Minute nähere. Ueberall die kleinen, weißen Wölkchen der Granaten. So fuhr ich links ab und auf der großen Chaussee nach St. Germain bis Marly, wo ich mich überzeugte, daß der König sich auf dem Thurm des Aquädukts befand und von dort das Gefecht übersah. Der Mont Valérien tobte unaufhörlich und man konnte genau zwei Gefechte, eines bei La Malmaison und Château Buzanval, und eines bei La Celle St. Cloud unterscheiden. Hinter uns standen überall noch Reserven, so daß es mit dem beabsichtigten Durchbruche noch keine Noth hatte. Als es dunkel wurde und der Ausfall auf allen Punkten zurückgeschlagen war, kehrte der König nach Versailles zurück; ich folgte ihm, hatte es auch nicht nöthig, meinem Kutscher dabei Eile zu empfehlen, er hätte ja sonst

allein durch die drohenden Gruppen fahren müssen, die ihm schon Nachmittags beim Herausfahren so verdächtig erschienen waren. Wir fanden aber keine mehr; die Nachricht von dem abermaligen Fehlschlagen einer Attaque war uns schon vorausgeeilt. Versailles war wieder ebenso still wie bisher. Kaum angelangt, ging ich durch die Straßen und sah die aus den Reservestellungen zurückkehrenden Regimenter durch die Stadt und bei der Präfektur vorüber in ihre Kantonnements abrücken. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den dieser Durchmasch der Truppen auf mich machte. Bataillon auf Bataillon wurde aus der Nacht heraus sichtbar, um sofort wieder in die Nacht hinein zu verschwinden und Alle, Alle sangen, jubelten, schrieen die „Wacht am Rhein", ohne Musik, mit Musik, im Takt, ohne Takt, — ein Bataillon in dieser, das folgende in einer anderen Tonart. Es war ein unbeschreibliches Schauspiel. Der König trat mehrere Male ans Fenster, als der Jubel sich immer wieder erneuerte und die Truppenmassen sich ohne Unterbrechung die Avenuen hinabwälzten. Auch das Königs-Grenadierregiment war mit zurückgekommen. Das eingeladene Offizierkorps zog sich so rasch wie möglich um und erschien auch noch zur rechten Zeit an der königlichen Tafel, als ob nichts vorgefallen wäre. Bei ihrer Allarmirung und dem eiligen Ausmarsch hatte es nicht so ausgesehen, als ob sie heute noch Gäste des Königs sein würden. Ich konnte nun reichliche Nachrichten für die Frühstunde des nächsten Tages sammeln.

Am 22. schien es mir, als hätten die singenden Bataillone auch auf den König einen tiefen Eindruck gemacht. Er erkannte die geschickte Anlage des Gefechtes von Seiten der französischen Generale an und war besonders erfreut über die gute Haltung einiger Kompagnieen Garde-Landwehr. Ich mußte von den Vorgängen in Versailles berichten. Es hatte offenbar Einverständniß zwischen Paris und Versailles geherrscht. In einem Mädchenpensionate hatten die jungen Damen schon früh Morgens weiße Kleider angezogen und sich mit Bouquets versehen, um die siegreichen französischen Truppen gleich festlich empfangen zu können. Es schwebte so etwas wie der Ausbruch einer Insurrektion in der Luft und hätte das Hauptquartier wirklich ausrücken müssen, so würde es an Flintenschüssen aus den Fenstern hinter uns her nicht gefehlt haben. Hatte man doch siebzehn Bauern aus Bougival gebunden eingebracht, welche während des Gefechtes im Rücken auf unsere Truppen geschossen hatten. Im Laufe des Tages wurde denn auch eine sehr strenge Proklamation angeschlagen, welche Vorgänge, wie die gestrigen, in der Stadt verhindern sollte und von den Franzosen mit äußerster Niedergeschlagenheit gelesen wurde. —

Ein Frauenzimmer aus Paris, welches sich durch die Vorposten geschlichen, hatte dringend verlangt, den Grafen Bismarck allein zu sprechen und vorgegeben, wichtige Mittheilungen über den beabsichtigten Ausfall machen zu können. Sie wurde sorgfältig inquirirt und es schien, als ob sie Lust hatte, die Rolle einer Charlotte Corday zu übernehmen; obgleich ihre Aussagen von den Ereignissen bestätigt wurden,

brachte man sie doch aus Versailles fort. Der König selbst hatte einen Droh- oder Warnungsbrief erhalten, er möge sich vor dem 24. Oktober in Acht nehmen, weil an diesem Tage ihm ein großes Unglück bevorstände. — Während des Gesprächs sah er, wie einige Hundert französische Gefangene vorbeieskortirt wurden, auch wurden eroberte französische Kanonen vor dem Reiterstandbilde Ludwigs XIV. auf dem Schloßplatze aufgefahren.

Als ich erzählte, daß ich bis drei Uhr nichts von dem Gefecht und dem Allarm erfahren, weil ich mit dem Ordnen der Bibliothek aus St. Cloud beschäftigt gewesen sei, fragte der König, ob ich schon so weit vorgeschritten wäre, daß er sie sehen könne? Noch lagen die größeren Haufen auf dem Fußboden und unter den Tischen, ich konnte es also kaum wünschen, war aber auch gerade deshalb nichts weniger als überrascht, als der König noch vor seiner Ausfahrt nach Villa Coublay, um den dort aufgefahrenen Belagerungspark (128 Geschütze) zu inspiziren, mein weit entlegenes Arbeitszimmer besuchte, mich in einem Leinwandarbeitsrock fand und sein Erstaunen über die Menge der doch noch geretteten Bücher aussprach. Er überzeugte sich, daß mir noch eine lange Arbeit bevorstand und sagte: „Es soll mich freuen, wenn Sie wenigstens so weit damit fertig werden, daß man sie den Leuten geordnet zurückgeben kann.“ Ich machte ein langes Gesicht, denn ich hatte geglaubt, daß die nach meiner Mei-

nung in jeder Hinsicht herrenlos gewordene Bibliothek nach Berlin gebracht werden würde, verschluckte aber meine Enttäuschung und schwieg.

Am 23. früh brachte ich jedoch die Angelegenheit wieder zur Sprache. Zunächst nahm ich einige militärische Prachtwerke mit Illustrationen mit und bat um Erlaubniß, dieselben Abends beim Thee auslegen zu dürfen. „Gut," — lautete die Antwort, — „Wenn sie aber durchgesehen sind, werden die Bücher in die Bibliothek zurückgebracht!" Damit war es also wieder nichts! Dann schlug ich vor, den ganzen Büchervorrath an die neu zu errichtende Bibliothek in Straßburg abgeben zu lassen. Dies schien dem Könige weniger zu mißfallen. Er sah nachdenkend vor sich hin, gab aber keine Antwort darauf, wiederholte indessen: „Die Bücher gehören dem Kaiser!" — „Nicht Alle, Eure Majestät! Die Einbände tragen verschiedene Stempel: Louis XVI., Louis XVIII., Charles X., Louis Philippe und Napoleon III." — „So suchen Sie wenigstens Alles zusammen, was aus der Zeit Napoleon's III. ist." Auch spätere Versuche, die Ueberführung der Bibliothek nach Berlin zu erreichen, schlugen fehl. Nur erhielten einige Herren des Hauptquartiers Erlaubniß, sich einzelne Bücher zum Andenken mitzunehmen. Ich arbeitete bis Januar 1871 an der Aufstellung; — was aber später aus dem immerhin werthvollen Bücherschatze geworden ist, habe ich nicht erfahren. Mir thut es leid, daß ich die Erlaubniß des Königs, ein Andenken mitzunehmen, nicht auch auf mich ausgedehnt habe. Wäre ich nicht mit der Aufstellung beauftragt ge-

wesen, würde ich es ohne den geringsten Skrupel auch ohnedem gethan haben.

Ueber das Resultat der Besichtigung des Geschützparkes bei Villa Coublay schien der König nicht besonders zufrieden zu sein. „Viel zu wenig für diese enorme Festung!" äußerte er; „die Proviant- und Sanitäts-Transporte nehmen die Eisenbahnen unglaublich in Anspruch. Geht aber doch sehr langsam! Ich bin über Clagny, Viroflay und Chaville zurückgekehrt; die Truppen sind vortrefflich. Das Land sieht aber doch sehr verwüstet aus. Ich werde heute nach dem Gottesdienst die beiden Geschütze besehen, die vorgestern bei dem Ausfall genommen worden sind und mir die Mannschaften vorstellen lassen, welche dekorirt werden sollen. Schade, daß es so abscheulich regnet." Der Regen war denn auch die Veranlassung, daß der König sich einen Offizier, einen Vicefeldwebel, zehn Unteroffiziere und Gemeine statt, wie angeordnet, bei der Statue Ludwigs XIV. auf dem Schloßplatze, beim Eingange in die Kirche vorstellen ließ und dieselben selbst mit dem eisernen Kreuze dekorirte. Die Geschütze, deren Eroberung ein besonderer Kummer für die Versailler war, wurden nach dem Gottesdienste besehen. Am Abend wurden die beiden Kriegsminister von Baiern und Württemberg empfangen, welche am Vormittage eingetroffen waren. Wie ich von der militärischen Umgebung des Prinzen Luitpold von Baiern hörte, haben beide Herren nicht allein über die Aufnahme von Seiten des Königs,

sondern auch über die Klarheit und die große Sachkenntniß desselben in allen militärischen Dingen, sowie in den verschiedenen Verwaltungsangelegenheiten, bewundernd ihre höchste Anerkennung ausgesprochen.

Am 25. sprach mir der König, wahrscheinlich unter dem Eindrucke des gestrigen Empfanges der beiden süddeutschen Kriegsminister, seine Besorgniß aus, daß das Preußische Abgeordnetenhaus, durch die Tapferkeit und die unstreitigen Erfolge der Baiern und Württemberger veranlaßt, nach dem Kriege aufs Neue eine Abkürzung der dreijährigen Dienstzeit in Preußen verlangen würde, die er nach seiner Erfahrung — auch in dem gegenwärtigen Kriege — nie gut heißen könne. „Es ist ja keine Frage, daß man gelegentlich auch mit rascher ausgebildeten Soldaten Siege erfechten kann, ebenso wie eine längere Dienstzeit allein nicht vor Niederlagen sichert, aber eine wirkliche Armee, die nach allen Richtungen hin dieser schweren Aufgabe entspricht, läßt sich bei uns nun einmal nicht mit einer kürzeren Dienstzeit, wie der unsrigen, herstellen. Ein Soldat ist doch noch etwas Anderes, als ein ausexerzierter Mann, der zur Noth mit seinem Gewehre umzugehen versteht. Wir haben bis jetzt immer Glück gehabt und sind immer vorwärts gekommen. Gebe Gott, daß wir nicht auch noch andere Erfahrungen machen! Herr Gambetta hat wenigstens Lust und auch Geschick dazu, uns etwas einzubrocken. Dann würden wir erst erfahren, welcher Unterschied zwischen Soldaten und nur be=

waffneten Menschen ist! Wer eine kürzere Dienstzeit für die Preußische Armee verlangt, leistet seinem Vaterlande keinen guten Dienst. Wissen Sie denn schon, daß heute Abend Thiers hier ankommen wird?" — „Nein, Eure Majestät! Aber da kann der Herr sich ja gleich die Antwort auf seine berühmte Rede aus dem Jahre 1865 holen, wo er uns Preußen ‚vantards' nannte, weil wir mit Stolz auf die Erstürmung der Schanzen von Düppel sahen. Er meinte damals, wir möchten uns doch ja nichts darauf einbilden, daß wir ein schwächeres Volk besiegt hätten. Mit Oesterreich, mit Frankreich sollten wir es einmal versuchen, dann würde man ja sehen, was von diesen Preußischen Prahlereien zu halten sei. Und nun muß sich dieser Herr in eigener Person die Erlaubniß Preußischer Vorposten erbitten, um von Tours nach Versailles zu gelangen, et grand bien lui fasse! — Vielleicht werden die Versailler glauben, das prachtvolle Nordlicht gestern Abend hat nur das Eintreffen ihres Historiographen ankündigen sollen! Ob er die Preußen auch wohl jetzt noch ‚vantards' nennt. Er, das Urbild der gewissenlosesten Vanterie in seiner angeblichen Geschichtsschreibung!!" — „Sie scheinen kein besonderer Freund seiner Geschichtsschreibung zu sein?" — „Gewiß nicht, weil ich sie für eine schwere Versündigung an der Hauptaufgabe jedes Geschichtsschreibers halte. Der Geschichtsschreiber kann in seinem Urtheil irren; er darf sich aber die Thatsachen nicht so zurechtstutzen, daß sein Urtheil über sie richtig erscheinen muß. Nun wird er wohl seiner Republik, seinem Konsulat und seinem Empire kein Désastre folgen lassen."

Der König hatte schon gestern die in das Schloßlazareth gebrachten Verwundeten der letzten französischen Attaque besucht und that es auch heute wieder. War der Besuch der Leidenden vorüber, so pflegte der König gern durch die Säle der historischen Bildergalerie zu gehen. Als ich sie zum ersten Male gesehen hatte, waren mehrere Gemälde, welche den Feldzug 1806 in Preußen verherrlichten, mit Brettern verschlagen worden; aber später, als ich den Prinzen Carl auf einem Durchgange durch die Säle begleitete, waren diese Bretterverschläge entfernt worden. Wahrscheinlich hatte der König die Bloßlegung der Gemälde befohlen. Allerdings ist leider eins derselben beschädigt worden, welches möglicherweise ganz besonders den patriotischen Zorn eines Preußischen Soldaten erregt haben mag. So meinten wenigstens die Versailler.

Am 26. konnte ich die Nachricht von der Ankunft der Marschallin Bazaine mit ihrem Schwager, einem Civilbeamten aus Metz bringen. War das ein gutes oder ein böses Zeichen? Wollte sie sich retten oder nur unter der Hand vermitteln? Wie gewöhnlich wartete der König die Entwickelung in aller Ruhe ab und nahm von der Angelegenheit vorläufig keine weitere Notiz. Unruhe schien er mir überhaupt nur dann zu empfinden, wenn Etwas vergessen, versäumt oder verlegt war; wurden dann aber auch Andere unruhig, — was mir mehrmals passirte, wenn etwas verlegt war, von dem vermuthet werden konnte, daß es durch meine

Hände gegangen, — so erwähnte der König die Sache mit keinem Worte mehr.

Nach dem prachtvollen Nordlichte am 24. war ungewöhnlich schlechtes Wetter eingetreten. Trotzdem fuhr heute der König nach St. Germain zu einem Dejeuner beim Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen, welches wieder in dem Pavillon Ludwigs XIV. abgehalten wurde. Das Wetter war wirklich so außerordentlich schlecht, daß sogar mehrere Garde-Offiziere aus den Kantonnements der Nordseite von Paris durch dasselbe am Erscheinen gehindert wurden. Die Umgebung des Königs war jedes Mal voll besonderer Besorgniß, wenn er sich ohne dringende Veranlassung einer Erkältung aussetzte, deren gewöhnliche Folgen gerade hier doppelt peinlich gewesen sein würden. Wer durfte ihm aber diese Besorgnisse aussprechen? Ich habe bereits erzählt, wie ich es allerdings einmal versucht habe, auch was der König dazu gesagt, und wie wenig meine Einmischung genutzt hat; wie mir, wird es wohl auch Anderen ergangen sein.

Am 27. traf endlich das Telegramm des Prinzen Friedrich Carl ein, nach welchem Marschall Bazaine sich zu bedingungsloser Kapitulation entschlossen hatte, die am nächsten Tage zur Ausführung kommen sollte. Man muß an diesem Tage in Versailles gewesen sein, um sich ein richtiges Bild von dem außerordentlich freudigen Eindruck machen zu können, den diese Nachricht hervorbrachte. Nach Orleans hin hatten sich die Dinge in den letzten Tagen doch so ernst gestaltet,

daß der Gedanke an eine Aufhebung der Einschließung von Paris, wenn auch nur auf kurze Zeit, schon in manchen Kreisen des Hauptquartiers lebhaft besprochen wurde; und Niemand verhehlte sich die üble Lage, in welche die deutschen Armeen dadurch kommen konnten. Durch den Fall der mächtigen Festung Metz waren diese Besorgnisse mit einem Schlage gehoben, die Verbindung mit der Heimat gesichert und eine feste Basis für die weitere Kriegführung gewonnen. Auch auf die in diesen Tagen abgehaltenen Konferenzen der süddeutschen Minister und etwaige Unterhandlungen mit Herrn Thiers mußte diese Nachricht einen günstigen Einfluß haben. Sagte doch am Abend der Generalinspektor der Artillerie, von Hindersin, beim Thee des Prinzen Carl mit Bestimmtheit zu mir: „Am 15. November haben wir Paris!“ so ermuthigend und stärkend hatte die Nachricht aus Metz gewirkt.

Am Morgen des 27. und noch vor dem Eingange jenes wichtigen Telegramms hatte ich dem Könige eine in der Nacht erhaltene Depesche aus Wien vorgelesen, in welcher von einem Vermittlungsversuche gemeldet wurde, über den sich England mit Oesterreich verständigt hätte. „Warum nicht?“ sagte der König, „wenn uns Garantieen gegeben werden, daß wir das Erreichte während eines Waffenstill-standes nicht verlieren können! — Da sitzt es aber eben! Die Franzosen werden von solchen Garantieen nichts wissen wollen.“ Am Abende fand zur Feier des abermaligen Er-

folges in Metz ein großer Zapfenstreich im Hofe der Präfektur statt, bei welchem diesmal, ehe die Serenade begann, der Choral: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut" geblasen wurde. Das ganze Hauptquartier war auf den Beinen, alle in Versailles kantonnirenden Truppen zogen jubelnd durch die Straßen; es war ein unvergeßlicher Abend!

Am 28. äußerte der König: „Wenn nur der Jubel gestern Abend nicht zu früh stattgefunden hat. Ich habe noch keine näheren Nachrichten aus Metz. Vielleicht wartet Fritz Carl die Uebergabe heute Mittag ab." So war es auch, und wieder stellte sich die Zahl der Kriegsgefangenen viel höher heraus, als man berechnet und erwartet hatte. Die erste Angabe sprach von 94 000, die zweite schon von 150 000, die entscheidende endlich von 175 000 Mann. Das ließ fast Gleiches auch für Paris erwarten und die Zahl der Gefangenen mußte dann geradezu eine überwältigende werden.

Dagegen wurde der König durch eine Nachricht aus Ferrières vom gestrigen Tage sehr unangenehm überrascht. Dort, wo er vor kaum drei Wochen noch sein Hauptquartier gehabt, war eine Bande Franktireurs wohlbewaffnet und sogar mit einem Feldgeschütz versehen, in der Nähe erschienen, hatte angegriffen und war zersprengt worden. Daß sich aber dort, so nahe an unserer großen Etappenverbindung mit der Heimat, überhaupt eine so starke Bande, noch dazu mit Geschütz, zusammenfinden konnte, war bedenklich genug. Es

wurde nicht viel und nicht gern davon gesprochen; Jeder dachte sich aber sein Theil. Auch die Mittheilungen des heute von Chartres her in Versailles eintreffenden Prinzen Albrecht, dessen Gesundheit von der Kampagne sehr angegriffen war, lauteten besonders mit Bezug auf die sich mehrenden Symptome eines allgemeinen Volksaufstandes, — als dessen Vorläufer das Franktireurwesen zu betrachten war, — nichts weniger als erfreulich. Alles das trat aber für den Augenblick gegen die Gewißheit der Kapitulation von Metz und die Kriegsgefangenschaft der besten Armee Frankreichs in den Hintergrund.

Von allen Seiten liefen Glückwunschtelegramme ein und es gab im Hauptquartier eben kein anderes Gespräch, als den Fall von Metz und seine Konsequenzen für die Weiterführung des Krieges. Schon am Tage vorher hatte der König auf das Wohl der Sieger von Metz getrunken und diktirte mir die Worte des Toastes. Er lautete: „„In Anerkennung ihrer Tapferkeit und Ausdauer trinke ich auf das Wohl der Armee von Metz und ihres Führers, des Prinzen Friedrich Carl von Preußen!““ — „Dabei sah ich meinen Bruder Carl an, der neben mir saß und fügte hinzu:“ „„Deines Sohnes!““ — Als mir der König dies diktirt hatte, machte ich auf das merkwürdige Zusammentreffen aufmerksam, daß am 28. Oktober 1806 Kaiser Napoleon I. als Sieger in Berlin eingezogen sei und heute, vierundsechzig

Jahre später, die letzte Napoleonische Armee die Waffen strecken mußte.

Am 29. früh sagte mir der König, daß er gestern seinen Sohn, den Kronprinzen, und seinen Neffen, den Prinzen Friedrich Carl, zu Feldmarschällen ernannt habe. Ich war erstaunt, da nicht allein kein Beispiel für eine solche Ernennung in der Geschichte des Preußischen Königshauses vorlag, sondern ich auch immer gehört hatte, daß ein Haus- und Familiengesetz dies verbiete. Der König mußte wohl eine Bemerkung darüber von mir erwartet haben, denn er fügte gleich hinzu: „Ich weiß, es ist eine ganz außerordentliche Maßregel, aber auch Vorgänge und Resultate dieses Krieges sind außerordentlich. Ich habe dies auch in der Ordre an meinen Sohn besonders ausgesprochen. Lassen Sie sich mein Konzept im Militärkabinet geben, damit es richtig in die Zeitungen kommt." Natürlich ging ich sofort in das betreffende Büreau und erhielt das Konzept.

Der König schien dieses merkwürdige Schriftstück in seiner vollen väterlichen Herzensfreude niedergeschrieben und sich nicht einmal Zeit genommen zu haben, dasselbe noch durchzulesen, denn es enthielt einige auffallend ungefügige Wortstellungen, von denen ich nicht wünschen konnte, daß sie so gedruckt erschienen. Da es noch früh war, und die Vorträge noch nicht angefangen hatten, so ließ ich mich noch einmal melden und theilte dem Könige unter Vorlegung

seines Konzepts die fraglichen Stellen mit; erhielt aber die Antwort, daran ließe sich nichts mehr ändern, da der Kronprinz den Brief schon empfangen habe, derselbe also sein Eigenthum und jedenfalls seine Genehmigung irgend welcher Aenderung nöthig sei. Als ich nun die Erlaubniß erbat, diese Gestattung einer Aenderung herbeiführen zu dürfen, erhielt ich dieselbe, ging in das Nebenzimmer und versuchte sogleich eine andere Wortfügung einzelner Stellen, ohne dem Sinne etwas zu vergeben. Der König genehmigte meine Fassung und, als ich um eine Legitimation für die bei Sr. K. H. dem Kronprinzen zu thuenden Schritte bat, unterzeichnete er eigenhändig mein Konzept. So bewaffnet begab ich mich in die Villa aux Ombrages, trug dem Adjutanten von Schleinitz die Sache vor und erhielt von ihm noch an demselben Tage nicht allein die schriftliche Mittheilung, daß der Kronprinz an meiner Redaktion nichts auszusetzen habe, sondern auch eine Abschrift des erhaltenen Originalbriefes, welche er als Beglaubigung selbst unterzeichnet hatte; nun konnte ich meine Aenderungsvorschläge mit der ursprünglichen Fassung nochmals vergleichen.

Ich darf wohl sagen, daß mir der Vorgang sehr peinlich war, um so mehr, als der König meine Bedenken anfangs ungnädig aufzunehmen schien und keine andere Wortstellung genehmigen wollte. Indeß habe ich auch bei diesem Anlaß das Bewußtsein, meinem Herrn nach bester Ueberzeugung gedient zu haben, und daß er mir auch wegen eines vielleicht zu eifrigen Wortes sein Vertrauen für ähnliche Gelegenheiten nicht entzogen hat. Am 30. Oktober früh konnte ich über

die Genehmigung des Kronprinzen Bericht erstatten und war die Sache damit abgemacht.

Es war schon so unbehaglich kaltes Wetter geworden, daß in allen Kaminen Feuer angezündet werden mußte. Ein nichts weniger als erfreulicher und hoffnungsreicher Wink für das, was uns noch bevorstand, denn von allen Seiten kamen Nachrichten über neue und umfangreiche Truppenbildungen im Süden, so daß eine Winterkampagne mehr und mehr in Aussicht stand, deren Schwierigkeiten dem Könige aus dem Jahre 1814 immer noch lebhaft vor der Seele standen. — Ich konnte wieder einen ungemein interessanten Bericht des General-Postdirektors Stephan vorlesen, den er mir über die Thätigkeit der Feldpost, nebst Post- und Telegraphenkarten, neuen Postfreimarken u. s. w. geschickt hatte. Dagegen gab mir der König einen Bericht des Generalintendanten der Königlichen Schauspiele, von Hülsen, der bereits bei verschiedenen fürstlichen Personen des Hauptquartiers cirkulirt hatte und ein sehr lebendiges Bild von dem Einflusse des Krieges auf die Hofbühne, deren Leitung und Mitglieder gab. Da ich in meinem früheren Berufe mit solchen Dingen vertraut war, hätte es nahe gelegen, ein Urtheil oder eine Meinungsäußerung über diesen Bericht von mir zu verlangen. Es geschah aber nicht; wahrscheinlich, weil der König schon aus ähnlichen Vorgängen wußte, daß ich mich sorgfältig von allen Bühnenangelegenheiten fern hielt.

Nach dem Besuche des Gottesdienstes in der Schloßkirche stieg der König zu Pferde und sah neun Bataillone Garde- und Garde-Grenadierlandwehr in Versailles einrücken. Sie standen in rechts abmarschirten aufgeschlossenen Kolonnen die ganze Avenue de Paris hinab und waren in vortrefflichem Zustande. Bei dem Abreiten der Aufstellung sprach der König mit vielen, ihm persönlich bekannten Offizieren und Mannschaften und beim Vorbeimarsch drückte sich die vollste Zufriedenheit in seinen Augen aus. Es war aber auch ein Schauspiel, wie es bis jetzt eben nur in der Preußischen Armee möglich gewesen: Das Wiederaufleben einer vorangegangenen strammen Dienstzeit bei den Tausenden von gereiften Männern unserer Landwehr!

Im Laufe des Tages war endlich M. Thiers und zwar in Begleitung des Kaiserlich Russischen Generaladjutanten, Fürsten von Wittgenstein, aus Tours in Versailles angekommen. Man war zwar gespannt auf das, was er bringen würde, aber zugleich übereinstimmend kalt und ablehnend gegen den Gedanken, daß seine Verwendung irgend etwas an dem endlichen Schicksale von Paris ändern könne. Hat er unsere Garde-Landwehr gesehen, so wird er wohl allerlei Betrachtungen über die Verschiedenheit der Menschen-

racen und über die militärische Schule diesseits und jenseits des Rheines haben anstellen können.

Am 31. sprach der König viel von der schweren Verantwortlichkeit, welche auf den zeitigen Gewalthabern in Frankreich liege und noch in der Geschichte auf ihnen lasten werde, daß sie den Widerstand gegen das nun einmal sichtbar und unabänderlich Entschiedene in so frevelhafter Weise fortsetzten. Es sei ja unstreitig, daß die Weiterführung des Krieges noch viele Menschenleben, viel Blut und Trümmer, auch den deutschen Armeen kosten werde; aber einen endlichen Sieg hätten die Franzosen nach so harten Schlägen nicht mehr zu hoffen. Entschieden wäre der Krieg schon, aber vorbei noch nicht! Wir würden noch manchen Tag Geduld haben müssen.

Um diese Zeit hatte ich einen Brief von der verwittweten Generalin von Witzleben erhalten, welche mich bat, vom Könige die Erlaubniß zu erwirken, daß sie ihm eine Martinsgans von Potsdam nach Versailles schicken dürfe. Ihr verstorbener Mann, Job von Witzleben, Sohn des früheren Kriegsministers, war nämlich beim ganzen Königlichen Hause sehr beliebt gewesen und hatte sich der besonderen Auszeichnung zu erfreuen gehabt, den König in seiner Datscha, am Ufer des Griebnitzsees, zwischen Glienecke und Babelsberg, jährlich am Martinstage bewirthen zu dürfen. Es gab dann jedesmal die in der Mark Brandenburg traditionelle Martinsgans. Diese seltene Gunst war auch auf die Wittwe übergegangen, und da nun eine Rückkehr in die Heimat bis zum 11. November sehr problematisch zu werden anfing, so wünschte die

Generalin, die dazu bestimmte Gans nach Versailles schicken zu dürfen. Ich theilte dem Könige dies mit und konnte die Genehmigung nach Potsdam melden.

Ueber den Fürsten Wittgenstein, welcher mit M. Thiers zusammen aus Tours und Paris gekommen war, gingen im Hauptquartier sehr sonderbare Gerüchte um. Jedenfalls machte er kein Hehl aus seiner Sympathie für Frankreich und aus den Aeußerungen unserer Offiziere konnte ich entnehmen, daß seine Anwesenheit in Versailles sehr ungern gesehen wurde. Gleichzeitig hatte ich in Russischen Zeitungen sehr unfreundliche, ja auch einige geradezu feindliche Artikel gegen die Preußischen Siege gefunden und es für meine Pflicht gehalten, dieses Symptom dem Könige mitzutheilen. Seine Antwort darauf war: „Ich weiß recht gut, daß mir die haute volée in Petersburg nicht verzeihen wird, ihr das Amüsement in Paris, wenigstens auf einige Zeit, verdorben zu haben. Auch die englische Aristokratie ist darin nicht um ein Haar anders. Es ist unglaublich, welche Macht und Anziehungskraft Paris in dieser Beziehung auf die höhere Gesellschaft in ganz Europa ausübt! Das muß man den Leuten nicht übel nehmen, aber daran kehren muß man sich auch nicht.“ —

Zu dieser Zeit hörte man von großen Meinungsverschiedenheiten im Hauptquartiere, wie der sich verlängernde Widerstand des belagerten Paris am besten zu brechen sei, denn die Französischen Ingenieure schoben ihre Vertheidigungswerke, nach dem System Totlebens, immer weiter gegen unsere Positionen vor, so daß man unter den in erster Linie auf Vorposten stehenden Truppen häufig die Aeußerung hörte: „Die Pariser belagern uns, aber wir nicht die Pariser!" und die weit überwiegende Mehrzahl verlangte, daß auch von deutscher Seite die Artillerie in Aktion trete. Die gegeneinander aufgestellten Gründe ließen sich ungefähr in folgende Sätze zusammenfassen: Den Parisern mußte vor allen Dingen der Vorwand und die Entschuldigung genommen werden, man habe sie nur durch Hunger zur Unterwerfung zwingen können. Das Aushungern sei eine der bisherigen Siege der Preußischen Armee und auch des französischen Volkscharakters unwürdige Maßregel und es müsse jedenfalls ein Bombardement stattfinden, wenn der Feldzug überhaupt ruhmvoll zu Ende gebracht werden sollte. Dem entgegen wurde zu motiviren versucht, daß man bei der Gewißheit, durch Aushungerung zum Ziele zu kommen, nicht mehr das Recht habe, auch nur ein einziges Menschenleben dem Trotz der Pariser zu opfern. Jetzt, wo auch Metz gefallen sei und fast die ganze alte französische Armee sich kriegsgefangen in Deutschland befinde, man auch Truppen genug disponibel habe, um den improvisirten Neuformationen im Süden und Westen entgegenzutreten, müsse allein der Hunger und vielleicht inneres Zerwürfniß die Kapitulation

herbeiführen. Mit großer Bestimmtheit, — allerdings weiß ich nicht mit welchem Rechte, — wurde dem General von Moltke der Ausspruch in den Mund gelegt: es sei der erste Fehler in dem ganzen Feldzuge, daß man überhaupt einen Belagerungs-Train habe kommen lassen, da das erwünschte Ziel sich nur durch Ausdauer in der Einschließung und nicht durch Beschießung erreichen lasse. So klangen etwa aus zweiter und dritter Hand die gegenseitig ins Feld geführten Argumente. Trat diese Verschiedenheit der Ansicht, also auch des Rathes, aber auch an den König heran, — und das mußte doch geschehen, da er allein die letzte entscheidende Instanz war, — so muß man die Ruhe, den Gleichmuth und die Klarheit bewundern, mit welcher er hörte, abwog und entschied. Welche Stunden schweren Zweifels muß König Wilhelm inmitten dieser streitigen Meinungen durchlebt haben! Stand er doch allein da, nicht blos dem Augenblicke, sondern der Nachwelt und der Geschichte verantwortlich! Hin und wieder erfuhr ich wohl durch Zufall von solchen Meinungsverschiedenheiten unter seinen Rathgebern, aber die ganzen acht Monate hindurch habe ich nie die geringste Unruhe oder Gereiztheit an ihm bemerkt. Nur wenn die unter ihm Befehlenden zu sorglos, zu siegesgewiß und zu gleichgültig gegen die fieberhafte Thätigkeit des Feindes schienen, äußerte er wohl einmal: „Ich habe es den Herren ja oft genug gesagt, daß es so kommen würde, aber sie wollen mir ja immer nicht glauben!“ Das war Alles.

Während des 31. empfing der König übrigens den Prinzen Otto von Baiern, der nach München zurückkehren wollte, und ließ sich wiederholt ausführlichen Bericht über das ebenso glänzende wie blutige Gefecht abstatten, welches am Tage vorher im Norden von Paris bei Le Bourget stattgefunden hatte.

Durch einige von englischen und amerikanischen Zeitungs-Korrespondenten erhaltene Mittheilungen, war ich am 1. November im Stande, dem Könige mehrere Einzelheiten über dieses Gefecht zu erzählen, die ihn umsomehr interessirten, als er den abermaligen Verlust vieler verdienter Offiziere zu beklagen hatte. Daß wir schon wieder gesiegt hatten, kam indessen beinahe weniger in Betracht, als daß wir gezwungen wurden, so oft zu siegen.

Aus Paris war eine für den ersten Augenblick beunruhigende Nachricht durch die Feldpolizei zu meiner Kenntniß gelangt, daß nämlich General Trochu jenen Ausfall am 21. Oktober absichtlich nur so schwächlich angelegt und durchgeführt habe, um uns sicher zu machen. In den nächsten Tagen wolle er abermals einen Ausfall auf St. Cloud, Bougeval und Garches unternehmen, und, wenn wir nach dem Beispiele des Gefechtes vom 21., alle in der Nähe stehenden Truppen dorthin zusammengezogen, mit 200 000 Mann

gegen St. Germain durchbrechen, durch die dortigen Waldungen auf Umwegen, aber mit möglichster Schnelligkeit, bis in den Westen von Versailles vordringen, um dann, mit Hülfe von Zusammenrottungen in Versailles selbst, womöglich das Hauptquartier des Königs zu delogiren. Wenn auch ein solcher Erfolg vielleicht noch nichts entscheide, so würde er doch dazu beitragen, den Muth in ganz Frankreich neu zu entflammen. Dazu sollten auch große Banden von Franktireurs hülfreich sein, die sich in unserem Rücken schon gebildet hätten, und das schon erwähnte Auftreten einer solchen Bande bei Ferrières schien die Richtigkeit oder wenigstens die Möglichkeit dieser Nachricht zu bestätigen. An dergleichen Sensationsnachrichten war überhaupt bis zum endlichen Beginn des Artillerieangriffs kein Mangel, und selten war eine an und für sich unwahrscheinlich; ja, gewöhnlich wurde sie sogar von gleichzeitigen Erscheinungen und Wahrnehmungen unterstützt. So hatte z. B. zwei Tage vorher die Aufhebung eines heimlichen Werbebüreaus für Franktireurs in Versailles selbst stattgefunden. Wenn auch von solchen Vorgängen die große Mehrzahl in den Hauptquartieren und bei den Truppen nichts erfuhr, so kamen sie doch an bestimmten Punkten von allen Seiten her zusammen und waren wohl geeignet, die Dinge in einem sehr viel anderen Lichte ansehen zu lassen, als es im Hôtel des Réservoirs oder in den von der Menge besuchten Cafés der Fall war.

Fast gleichzeitig mit den Berichten über das Gefecht bei Le Bourget trafen auch Nachrichten aus dem Norden ein, nach denen General Bourbaki bei Lille aus Depots, Flüchtlingen und Rekonvaleszenten circa 30 000 Mann zusammengebracht hatte, welche den Kronprinzen von Sachsen im Rücken bedrohten, so daß man auf Verstärkung für ihn bedacht sein, erst aber abwarten mußte, bis die Garnison von Metz nach Deutschland in die Kriegsgefangenschaft abgeführt worden war. Der König besichtigte das 3. Bataillon des Hessischen Füsilier-Regiments Nr. 80, als dasselbe von den Vorposten zurückkam und besuchte dann den verwundeten Obersten von Alvensleben, Kommandeur des 15. Ulanen-Regiments.

Am 2. November erzählte mir der König, daß Prinz Friedrich Carl über den Ausmarsch der französischen Besatzung aus Metz berichtet und sich erstaunt über das vortreffliche Aussehen und die Haltung der Garde-Regimenter ausgesprochen habe. Von Entbehrungen oder Indisziplin sei diesen Massen schöner Männergestalten nichts anzusehen gewesen. Die dreiundfünfzig Adler, welche Marschall Bazaine bei der Kapitulation auszuliefern versprochen habe, seien aber noch nicht zum Vorschein gekommen. Der Schmutz und die Verwüstung in den Lagern der Truppen hinter den Forts wären unbeschreiblich. — Der König freute sich über den Bericht, weil er dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren

ließ. „Bazaine war wirklich in einer sehr üblen Lage,“ sagte er, „im Kampfe zwischen seinen politischen Ueberzeugungen und seiner militärischen Ehre. Wenn man sieht, wie die Presse und die gekränkte Nationaleitelkeit jetzt den braven General Uhrich für seine brillante Vertheidigung von Straßburg mißhandelt, so gehört wahrlich Muth dazu, als französischer General seinem undankbaren Vaterlande zu dienen!“

Verschiedene Nachrichten, die ich, aus englischen, belgischen und französischen Zeitungen zusammengestellt, mitbrachte, widersprachen sich in der seltsamsten Weise, und doch wollte Jeder vortrefflich informirt sein. Der Eine behauptete zuversichtlich, in zwölf Tagen würde das letzte Stückchen Fleisch in Paris aufgegessen sein, der Andere wußte ganz genau und auf die Autorität von Augenzeugen, daß die Pariser vor Ostern 1872 keinen Mangel an Lebensmitteln zu fürchten hätten. Ebenso widersprachen sich Gefangene, Deserteurs und Kundschafter. Während Leute, welche sich durchgeschlichen hatten, mit Heißhunger dargereichtes Brod verschlangen und erklärten, es vor Hunger in der Stadt nicht mehr aushalten zu können, erzählte Fürst Wittgenstein, man könne in den Restaurants noch eben so viel und so gut essen, wie vor der Einschließung, sogar ohne viel theurer bezahlen zu müssen. Wie sollte man aus diesem Wirrwarr

das Richtige erkennen! Als Jules Favre in Ferrières so dringend auf eine Verproviantirung der Stadt während des beabsichtigten Waffenstillstandes bestand, hätte man glauben sollen, es stehe unmittelbar der absolute Mangel an Lebensmitteln bevor und seitdem waren bereits sechs Wochen verflossen. An solchen Räthseln und Widersprüchen hat es überhaupt während der ganzen Zeit vor Paris nicht gefehlt.

Nach meinem Vortrage beim Könige, der den angekommenen Herzog von Altenburg empfangen wollte, hörte ich eine überraschende Nachricht. Da die fortdauernd stattfindenden Konferenzen des Grafen Bismarck mit den süddeutschen Ministern, in Betreff der Neugestaltung des deutschen Bundes, gute Resultate hatten und noch bessere zu versprechen schienen, so wollte Graf Bismarck einen deutschen Reichstag nach Versailles einberufen und denselben hier im Palais Ludwigs XIV., unter dem Eindrucke der bevorstehenden Einnahme von Paris, die neue Bundesverfassung berathen lassen. Der Gedanke war so kolossal, daß man sich erst besinnen mußte, unter welchen Verhältnissen man augenblicklich hier lebte, um nicht schwindlig zu werden. Richtig war, daß bereits Erkundigungen eingezogen wurden, wie viele Quartiere sich allenfalls noch schaffen ließen; außerdem hatte ja Graf Bismarck schon andere Dinge möglich gemacht, warum also nicht auch einen deutschen Reichstag in Versailles! Die Gerüchte und Kombinationen über diese Möglichkeit dauerten etwa eine Woche, dann verstummten sie.

Am 3. November, dem St. Hubertustage, an welchem ich sonst alljährlich bei der Hofjagd im Grunewald-Schlosse das humoristische Protokoll vorzulesen hatte, wußte ich zwar recht gut, daß der König diesmal weder eine Hofjagd halten, noch einem Jagddiner beiwohnen werde, denn im Felde vermied er Alles, was wie ein von ihm veranstaltetes persönliches Vergnügen ausgesehen hätte. Dennoch wollte ich nicht eigenmächtig eine durch jahrelange Gewohnheit zur Pflicht gewordene Arbeit fallen lassen und hatte, zwischen dem Ordnen der St. Cloud-Bibliothek, meinen Berichten in die Heimat, dem Redigiren des Soldatenfreundes und sonst allerlei Arbeitslast, so viel Zeit geschafft, um ein angeblich humoristisches Jagdprotokoll zu schreiben, welches ich beim Kaffee dem Könige vorlas, um ihn wenigstens an den Tag zu erinnern. Es hätte sehr nahe gelegen und bei Anderen vielleicht einen wohlfeilen Beifall eingetragen, wenn ich Napoleon, als das gejagte Thier, mit scharfem Spotte gegeißelt; aber das hätte dem Könige gewiß mißfallen, so bewegte sich das Protokoll innerhalb der Grenzen allgemeiner Scherzworte, die auf die neuesten Begebenheiten gemünzt waren. Der König nahm die Aufmerksamkeit freundlich auf. Darauf brachte ich das Protokoll dem Prinzen Carl, als Präses der Parforcejagden, und hörte später, dasselbe sei bei dessen Tafel in Gegenwart Seiner Majestät vorgelesen worden. König Wilhelm hatte vorher nämlich mit dem Prinzen eine Fahrt nach der Villa Malabry gemacht, dort das Fort de Bicètre übersehen und war über Villejuif, Vélizy, Châville und Viroflay zurückgekehrt.

Während ich noch beim Könige war, kam ein Telegramm vom Kaiser Alexander an, nach welchem den Generalstabschefs der beiden neuernannten Prinzlichen Feldmarschälle der St. Georgenorden 4. Klasse verliehen worden war, worüber der König sich sehr freute und dabei seiner eigenen Empfindungen gedachte, als er im März 1814 den St. Georgenorden derselben Klasse vom Kaiser Alexander I. erhalten hatte. Ich bemerkte, daß ja nun bald Gelegenheit sein würde, diesen Orden auch im deutschen Heere gegen die Feinde Rußlands zu verdienen, da nach den neuesten Nachrichten aus Lyon die Bildung einer polnischen Legion jenseits der Loire Fortschritte mache und dort Leute wie Bakunin und Netschajeff, ausgesprochene Hochverräther, außerordentlich thätig wären. „Also die auch noch? Nun, das ist ja eine recht hübsche Gesellschaft, die sich da zusammenfindet; Gambetta, Garibaldi, Bakunin, Netschajeff! Wird nun wenigstens das übrige Europa bald einsehen, gegen wen ich hier Krieg führen muß!“

Am 4. November kamen von allen Seiten und aus den verschiedensten Quellen Nachrichten von den revolutionären Vorgängen der letzten Tage in Paris, reichten aber allerdings nicht bis zu der, diesmal ja noch gelungenen Beschwichtigung anarchischer Leidenschaften. Auch hierbei zeigte es sich wieder,

daß zwischen Paris und Versailles noch geheime Verbindungen bestehen mußten, denn die Einwohner von Versailles waren besser unterrichtet gewesen als unsere Vorposten. Ich hatte mir über die Schweiz einen Weg geöffnet, um mir die wichtigsten, im Süden Frankreichs erscheinenden Zeitungen zu verschaffen, aus denen die Blumenlese interessanter Nachrichten eine sehr reiche war. Dazu kamen noch Uebersetzungen aus englischen Journalen und Bruchstücke aus belgischen; das Alles zusammen gab reichlichen Stoff für die Morgenvorträge und dem Könige wenigstens immer ein Bild von den augenblicklichen Stimmungen und Meinungen in Europa. Auch aus Paris selbst kamen, oft auf sehr geschickte Weise, gute Nachrichten in meine Hände, und es hatte sich dafür nach und nach ein eigenthümliches Neuigkeitsbüreau bei mir gebildet. Außer Herrn Dr. Hassel, der von mir täglich mit Nachrichten über das Königliche (große) Hauptquartier versehen wurde — hatte ich ihm doch meine Berichte an den Staatsanzeiger abgetreten, da er bei demselben ja schon für das Hauptquartier der III. Armee funktionirte — wandten sich viele andere Berichterstatter an mich, wie z. B. General Duff, Korrespondent für den „New York Herald", Mac Lean für den „Manchester Guardian", Kingston für den „Daily Telegraph" und Dr. Löwinsohn für die Kölnische Zeitung. Das beste Mittel, diese Herren für die Kriegsführung unschädlich zu machen, war, ihnen das mitzutheilen, was eben nützlich, aber nicht gefährlich werden konnte. Sie während des Tages einzeln bei mir zu sehen, was ihnen natürlich sehr viel lieber gewesen wäre, konnte ich bei meinen

übrigen Arbeiten nicht einführen. Ich gab ihnen also täglich Rendezvous bei mir, während ich meine Soupe aux choux und ein Stück Rindfleisch verzehrte, denn faktisch habe ich vom 5. September 1870 bis Mitte März 1871, also über sechs Monate, nichts anderes zu Mittag gegessen, als Kohlsuppe und Rindfleisch (einige Diners beim Kronprinzen, Prinzen Carl und Albrecht u. s. w. natürlich ausgenommen). Dabei erzählte ich den Herren, was sie wissen durften und verbreiten sollten. Da man beim Essen den Mund voll, also genügende Zeit zu Pausen und zum Nachdenken hat, so erfuhren sie gerade so viel, als ihnen gut that. Zu diesen Symposien fanden sich auch andere Herren ein; kurz, mein bescheidenes Mittagessen gestaltete sich zu einem Neuigkeitsbüreau, aber nicht allein für meine zuschauenden Gäste, sondern auch für mich, und ich hörte von den überall herumstöbernden Korrespondenten manche Nachricht von wirklicher Wichtigkeit, die am nächsten Morgen noch im Frühdunkel — im Dezember sogar noch bei Lampenlicht — vor dem Kaffeetisch des Königs ihre richtige Verwendung fand. Bald kamen auch Lord Adair, William Russel, Hofrath Hackländer, Adjutanten des Prinzen Albrecht, Dr. Stieber und Andere, diese allerdings nicht regelmäßig. An anderer Stelle habe ich bereits ausführlicher dieses seltsame Sammeln von Neuigkeiten erzählt und erwähne es hier nur, um zu zeigen, daß der König besser unterrichtet war, als viele Personen in seiner Umgebung ahnten oder für möglich hielten. Bei jeder irgendwie auffälligen Nachricht fragte er mich übrigens regel-

mäßig: „Wo haben Sie das her?“ und ich hütete mich sehr wohl, etwas zu sagen, für das ich nicht sofort meinen Gewährsmann nennen konnte.

In der Nacht zum 5. November war auffallender Weise kein Kanonenschuß aus Paris oder von den Forts gefallen und noch hatte man nicht erfahren, ob dies in Verbindung mit den revolutionären Vorgängen in der Hauptstadt zu bringen sei, über deren ekelhaften Verlauf der gestern aus Paris zurückgekommene Herr Thiers und sein Sekretär Wunderdinge erzählten, die sich aber auch wieder ohne Einfluß auf die Kriegslage erwiesen. Als die ersten Nachrichten davon bekannt wurden, gaben Alle denjenigen Recht, welche keinen Artillerieangriff gegen Paris wollten. Kaum hatte es sich aber herausgestellt, daß diese inneren Unruhen nicht die geringste Veränderung in der Haltung der Pariser der Einschließung gegenüber hervorbrachten, so verlangten dieselben Personen nur um so energischer ein Bombardement; um so mehr, als die französischen Granaten schon vor mehreren Tagen bis dicht an die Kirche von Ville d'Avray eingeschlagen waren. Der König wollte letzteres garnicht glauben, denn Ville d'Avray ist dreiviertel deutsche Meile von der äußersten Pariser Batterie entfernt. Und dennoch war es so; sollte doch bald nachher eine Riesengranate kaum

dreihundert Schritt von dem Hause in Versailles niedergeschlagen, in welchem Prinz Carl von Preußen wohnte. Der König maß sogleich auf seiner Karte die Entfernung des Mont Valérien von Ville d'Avray und äußerte bei dieser Gelegenheit sein Erstaunen über die immensen Munitionsvorräthe, welche die Pariser noch vor der Einschließung aufzuhäufen gewußt. Später wurde behauptet, die einzelnen Granaten, welche angeblich so außerordentliche Distanzen erreichten, wären von Kanonenbooten geworfen worden, welche bis zu der ziemlich nahe liegenden Biegung der Seine vorgedrungen wären. „Nun, wir werden ja bald erfahren,“ äußerte der König, „was von alle Dem zu halten ist; Herr Thiers hat um Erlaubniß gebeten, sich an der Sèvresbrücke mit Herrn Jules Favre unterhalten zu dürfen.“ — Als ich den König verließ, flog ein mächtiger Luftballon, über Versailles hinweg, nach dem Süden zu. Alle Köpfe richteten sich nach oben. Seit unserer Ankunft verschlossen gehaltene Fensterläden thaten sich auf und Tausende von Augen folgten dem Glücks- oder Unglücksboten. Mag man sonst von den Franzosen denken, wie man will; was die Kommunikationsmittel betrifft, haben sie während der Belagerung höchst Anerkennenswerthes geleistet.

Am 6. November war es so empfindlich kalt, das Wetter so vollständig winterlich, daß wir uns eigentlich schon inmitten einer Winter-Kampagne befanden. Wie Recht hatte doch der König von Anfang an in seiner Beurtheilung der zu erwartenden Kämpfe gehabt! Der Gegensatz des Oktober und November zu dem beispiellosen Siegesflug des August war aber auch demonstrativ genug. Der König besuchte auch heute den Gottesdienst in der Schloßkirche und machte dann eine Spazierfahrt nach dem nahen St. Cyr, wo auch ich bald genug allerlei zu thun bekommen sollte. Früh konnte ich dem Könige den Bericht eines amerikanischen Zeitungsreporters mittheilen, der von Versailles aus nach Metz gegangen war, um den Zustand dieser Festung nach der Kapitulation kennen zu lernen. Er lautete, seltsam genug, schnurstracks gegen die allgemein verbreitete Meinung, daß Bazaine aus Mangel an Lebensmitteln kapitulirt habe. Alle Offiziere, denen er begegnet, wären noch beritten gewesen, ein vierspänniger Omnibus sei durch die Straßen gefahren, sogar Ochsen habe er noch in den Festungswerken weiden sehen. Im Hotel de l'Europe sei ihm für einen mäßigen Preis ein splendides Diner servirt worden. Alle Läden seien offen und nach den Aeußerungen der Einwohner wäre die Einwohnerschaft und die eigentliche Garnison noch auf fünf Wochen verproviantirt. Auch bei dieser überraschenden Nachricht fragte mich der König sofort nach meinem Gewährsmanne. Glücklicherweise konnte ich sogar zwei nennen: Major Mac Lean und Artillerie-General Duff, beide in Nordamerikanischen Diensten. „Das widerspricht ja aber allen

unseren bisherigen Nachrichten!" sagte der König. „Ich esse heut bei meinem Sohne, da wird man doch etwas Näheres über diese Dinge wissen." Ich erlaubte mir darauf aufmerksam zu machen, daß auch Prinz Friedrich Carl in seinem Berichte von dem musterhaften Aussehen der französischen Garden gesprochen.

Am 7. November — es war um sieben Uhr noch so dunkel, daß der König seinen Kaffee bei Lampenlicht trinken mußte, — hatte ich von einem unangenehmen Vorgange bei der Villa aux Ombrages, dem Hauptquartier des Kronprinzen, zu berichten. Es war nämlich in der Nacht auf eine Schildwache dort geschossen worden. Die Sache wurde zwar durch die Untersuchung etwas zweifelhaft, am Morgen des 7. glaubte man aber steif und fest an einen Ueberfall, böse Absichten, Franktireurs, ꝛc. Damit meinte ich etwas sehr Interessantes zu erzählen, der König nahm aber kaum Notiz davon. Ich war mit der Hoffnung ins Zimmer getreten, endlich einmal Gelegenheit zu haben, eine Warnung für den König selbst anzubringen, da er fortfuhr, sich mit einer wahrhaft beängstigenden Unvorsichtigkeit mitten in der feindlichen Bevölkerung zu bewegen. Nach dieser kühlen Aufnahme meiner Erzählung von der Gefahr, die das kronprinzliche Quartier — so weit vor der Stadt — bedroht habe, gab

ich auch diese Hoffnung auf; wie mir denn überhaupt dergleichen immer mißrathen ist. —

Der König besuchte, gleich nachdem ich fortgegangen war, den eben eingetroffenen Großherzog von Baden, empfing dann dessen Gegenbesuch, wie den der Großherzöge von Sachsen und Oldenburg, sowie des Herzogs von Altenburg und sah dann das 3. Bataillon des Füsilier-Regiments Nr. 80 und das 1. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 32 einrücken. Am 8. konnte ich dem Könige das Telegramm aus Verdun bringen, welches die Kapitulation auch dieser Festung meldete. Dasselbe war nicht an mich, sondern offiziell an den König gekommen. Ich fand es im Vorzimmer, nahm es zum Kaffee mit hinein und erfuhr seinen Inhalt gleich durch den König selbst. Diese Kapitulationen machten aber nachgerade keinen besonderen Eindruck mehr, ja, man fing an, sie als ganz selbstverständlich anzusehen. —

Eine Menge interessanter Details über die Zustände in Paris waren uns mittels des am 5. über Versailles hinweggeflogenen Luftballons bei Chartres in die Hände gefallen. Die Briefschaften waren im Hauptquartier der III. Armee gelesen worden, so daß sich eine instruktive Blumenlese hatte zusammenstellen lassen. Ein dringender Nothstand ging aus diesen Briefen noch nicht hervor, und trotz des Verlustes von Metz, trotz der so empfindlichen Niederlage in Le Bourget,

welches beides einen außerordentlich deprimirenden Eindruck gemacht hatte, war immer noch der Kampf „à l'outrance“ und die endliche Siegesgewißheit an der Tagesordnung. Die Pariser wußten, daß sich an der Loire, in der Bretagne und in der Normandie Korps bildeten, die uns in den Rücken fallen sollten und rechneten darauf, daß General Trochu dann seinen großen Ausfall mit 500,000 Mann machen werde. Die Klage über Theurung der Lebensmittel war allerdings in allen Briefen gleich, — das Pfund Butter kostete z. B. 45 Frs.; — Muthlosigkeit ließ sich aber nicht aus ihnen herauslesen. Der König bemerkte nach allen diesen Nachrichten: „Die Leute haben ganz Recht; der Schwerpunkt liegt in diesem Augenblicke nicht vor Paris, sondern an der Loire. Hoffentlich kommt dort Alles noch zu rechter Zeit! Die Franzosen haben von jeher Geschick für rasche Organisation gehabt und beweisen es jetzt wieder in erstaunlicher Weise. Ich habe es ja immer gesagt, man soll im Kriege seinen Feind nie unterschätzen!“

Diese Aeußerung des Königs bewies mir die Richtigkeit dessen, was ich schon als Gerücht gehört hatte, daß nämlich bei Orleans die Dinge doch nicht besonders günstig standen, und bald genug sollte dies noch auf andere Weise bestätigt werden. Vor Tische machte der König eine Spazierfahrt nach dem Polygon von Satory, der später, als die Führer der Pariser Kommune dort erschossen wurden, eine solche Berühmtheit erlangte.

Mit der Ankunft des Herzogs von Sachsen-Meiningen befand sich am 9. November außer dem Könige von Sachsen, — der aber doch durch seinen Sohn im Lager vor Paris vertreten war, — das ganze sächsische Fürstenhaus in Versailles, nämlich der Großherzog von Sachsen-Weimar und die Herzöge von Altenburg, Coburg-Gotha und Meiningen. Obgleich der König für alle Fürstlichkeiten in seinem Hauptquartier die größten égards hatte, so hörte und sah man doch nie etwas von irgend einem Einfluß derselben auf den Gang der Dinge; auch General Moltke und Graf Bismarck zeigten sich unzugänglich, und Manches was später von den Hauptquartieren der alliirten Armeen erzählt worden ist, wurde in Versailles wenigstens, nicht bestätigt. Ebenso wenig gelangten hier politische Agitationen für augenblicklich ferner liegende Zwecke zur Geltung; das soll auch der am heutigen Tage vom König empfangene Erzbischof von Gnesen, Graf Ledochowski, erfahren haben, der in Folge des Dogmas der päpstlichen Infallibilität nach Versailles gekommen war. —

Morgens sagte der König zu mir, „ich bin neugierig, was bei Orleans entschieden werden wird. Nach allen Nachrichten kann es heute dort zu Etwas kommen. Seit vorgestern sind alle Waffenstillstands-Verhandlungen von den Pariser Herren abgebrochen worden, und Jules Favre hat Thiers

jede Vollmacht zu Unterhandlungen entzogen. Die Verblendung nimmt immer größere Dimensionen an, und Gambetta thut auch wirklich alles Mögliche, um dieselbe noch zu steigern."

Ich war am Tage vorher in den Kantonnements des 47. Infanterie-Regiments zum Besuche bei einigen Offizieren gewesen und konnte berichten, daß das Regiment auf seinem achttägigen Vorpostendienst weder einen Todten noch einen Verwundeten gehabt, obgleich wohlgezählt nicht weniger als 314 Granaten innerhalb des verhältnißmäßig kleinen Terrains seiner Vorpostenstellungen eingeschlagen waren. Dagegen waren freilich ein Offizier und ein Gemeiner vom 82. Regiment gerade gestern von einer Granate buchstäblich zerrissen worden. So erfreulich dem Könige die eine Nachricht war, so schmerzlich berührte ihn die andere; wie ihn denn überhaupt Nachrichten von Verlusten immer gleich sehr ernst stimmten. Wiederholt habe ich den König die eingereichten Verlustlisten mit der größten Aufmerksamkeit durchlesen sehen. Einmal, — ich erinnere mich des Tages nicht mehr genau, — begleitete er jeden einzelnen Offiziersnamen mit einer Bemerkung, die von seiner großen Personalkenntniß in der Armee zeugte. Hier erinnerte er sich, daß er einen jungen Offizier habe als Kadetten in der Garnisonkirche einsegnen sehen; dort sagte er, „der hatte ja erst vor Kurzem geheirathet"; einen dritten hatte er versetzt, um ihn dem Wohnorte seiner Schwiegereltern näher zu bringen, — und dann legte er das Blatt stumm und kopfschüttelnd auf den Tisch. Für mich waren solche Augenblicke ein Wink, meinen Zeitungs-

bericht abzubrechen und mich zu entfernen. Dieselbe Erfahrung hatte ich ja auch schon im Jahre 1866 während der Kampagne in Böhmen gemacht.

Am 10. November las ich dem Könige einen Artikel des Londoner „Standard“ vor, eine Zeitung, die sich seit dem Beginne des Krieges durch ihre Feindseligkeit gegen Deutschland und ihre blinde Parteinahme für Frankreich hervorgethan. Sie sagte in ihrer Nummer vom 2. Nov. folgendes: „Die gesammte französische Nation scheint ihre Kampflust verloren zu haben. Ein Beamter, welcher bei der Kapitulation von Soissons gegenwärtig war, erzählt, daß die Liniensoldaten zu Hunderten ihre Gewehre wegwarfen, ihre Tornister loshakten und fallen ließen und querfeldein liefen, als die ersten Kugeln anfingen zu pfeifen. Ganz dasselbe geschah in Orleans und bei anderen Gelegenheiten. Es ist keineswegs die überwältigende Geschicklichkeit der Preußischen Armee und besonders der Artillerie, ja, es ist selbst nicht die Ueberlegenheit der deutschen Generale, sondern allein der deutsche Muth, im Kampfe mit der französischen Feigheit (french cowardice), welche das bewundernswerthe Faktum von einer Viertelmillion französischer Kriegsgefangenen in Deutschland erklärt. Allerdings findet man in Frankreich noch viel persönlichen Muth, Patriotismus und Kampflust;

in Massen kann aber das französische Volk nicht mehr dahin gebracht werden, das Leben für das Vaterland zu wagen, wie die Deutschen es thun."

„Das ist in einzelnen Fällen richtig," äußerte der König darauf, „in der Totalität aber vollkommen unwahr. Die Franzosen haben sich bei Gravelotte und bei Sedan auf einzelnen Punkten brillant geschlagen. Im Unglück erlahmt jede Nation! Immerhin ist es aber merkwürdig, daß gerade der „Standard" zu diesem Urtheile gelangt ist und fast noch merkwürdiger, daß sich das hochkonservative Toryblatt zum Bewunderer und Vertheidiger einer Republik in Frankreich macht. Es wird sich ja jetzt, wo die Franzosen anfangen, offensiv gegen uns vorzugehen, bald zeigen, ob das Urtheil des Blattes sich bewährt. General von der Tann hat gestern richtig Orleans aufgeben müssen und es waren Operationen im Gange, über deren Resultat noch kein Bericht eingelaufen ist. Ehe Fritz Carl nicht an der Loire steht, werden wir dort immer auf dem Qui vive sein. Von der Tann ist bis Artenay zurückgegangen und wird wohl auch noch weiter zurückgehen müssen. Jedenfalls haben diesmal die Franzosen in freiem Felde zuerst angegriffen, das sieht doch nicht wie Massenfeigheit aus!" —

Im Laufe des Tages kamen dann auch nähere Nachrichten über das Gefecht bei Coulmiers. Man war sehr betroffen, plötzlich so Ungünstiges zu hören, und wieder konnte ich die Bemerkung machen, daß ein Hauptquartier ganz besonders impressionnable für Nachrichten ist. Sofort kamen Kombinationen, Befürchtungen oder Hoffnungen, zum Vorschein, die man am Tage vorher noch belächelt und als Schwarzseherei oder Optimismus mit Achselzucken abgewiesen haben würde.

Obgleich ich am 11. November das während der Nacht eingegangene Telegramm von der Kapitulation der Festung Neu-Breisach überbringen konnte, trat ich doch mit wenig Zuversicht beim Könige ein, fand ihn aber so ruhig, als ob garnichts vorgefallen wäre. Auf dem Tische sah ich die Kartensektionen von Orléans, Chartres und Fontainebleau schon für den heutigen Generalsvortrag ausgebreitet daliegen. Die neusten, direkt an den König gelangten Nachrichten aus Toury sprachen auch von dem Verluste zweier baierischen Kanonen, von denen sich indessen später herausstellte, daß sie nicht im Gefechte, sondern beim Ueberfall eines Transportconvois im Walde verloren gegangen waren. Tolle Gerüchte schwirrten wieder durch die Luft: Rückgabe der Lombardei und Venedigs an Oesterreich, Savoyens und Nizzas an Italien, Sturz des Grafen Beust, Erklärung der Republik in Spanien, — und alle diese Kleinigkeiten wurden in Verbindung mit der Anwesenheit des Erzbischofs von Gnesen in Versailles gebracht. Lauter Réservoirnachrichten; so wurden die „On dits“ genannt, deren Ursprung man

auf die Unterhaltungen im „Hotel des Réservoirs" zurückführen konnte. Der König war durch die Nachrichten über das Gefecht bei Coulmiers so wenig beunruhigt, daß er bei dem Prinzen Carl die richtig aus Potsdam angekommene Martinsgans aß, mit der zugleich sich (wie in der Heimat) eine empfindliche Kälte eingestellt hatte, welche die Aussicht auf die nun zweifellose Winterkampagne nicht besonders erheiterte.

Spät Abends waren über siebzig Engländer und Amerikaner aus Paris in Versailles angekommen, welche auf Befürwortung des Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika Mr. Washburne, der in der belagerten Stadt den Schutz preußischer Unterthanen übernommen hatte, von den Pariser und preußischen Kommandos die Erlaubniß zum Passiren erhalten hatten. Die Meisten befanden sich im „Hotel des Réservoirs", wohin ich mich unter dem Vorwande, meine englischen Reporters besuchen zu wollen, sofort begab. Was ich dort erfuhr, konnte ich am 12. November früh dem Könige erzählen. Die Nachrichten lauteten sonderbar und widersprechend genug. Angeblich hatte sich in Paris ein Freikorps von 1500 Mann Engländer und Amerikaner gebildet, die sich fleißig an den Ausfällen betheiligten und auch bei Le Bourget im Feuer gewesen sein sollten. Die Herren brachten auch die neuste

Proklamation Trochu's mit, die noch ebenso phrasenhaft und großprahlerisch war als vor Sedan. Von eigentlichem Mangel hatten sie noch nichts gespürt; aber allerdings war Alles schon so theuer, daß ihre Mittel nicht mehr ausreichten und sie hauptsächlich wegen Geldmangels Paris verlassen hatten, da aller Kredit aufgehört. Fleisch war bereits bis auf die kleinsten Rationen herabgesetzt, aber es war doch noch vorhanden; Brod und Wein sogar im Ueberfluß. Dunkle Gerüchte eines glänzenden Sieges der Loire-Armee über die Baiern waren bereits in die Stadt gedrungen.

Am Frappantesten war für mich, daß die Herren Zeitungen aus Paris mitgebracht hatten, in welchen ganze Artikel aus dem Versailler „Moniteur Universel" am Tage nach ihrem Erscheinen abgedruckt waren. Es mußte also doch immer noch eine geheime Verbindung zwischen Versailles und Paris bestehen, der selbst unsere Feldpolizei noch nicht auf die Spur gekommen war. Allerdings hatten auch wir Beweise aufzuführen, daß es einzelnen muthigen Männern gelungen war, sich eine Verbindung mit Paris zu verschaffen; z. B. dem Sekondelieutenant Hoffmann, Reserveoffizier beim Königs-Grenadierregiment, der bei Nacht in eine Villa, St. Cloud gegenüber, eingedrungen war und den erschreckten Einwohnern Zeitungen, namentlich den „Figaro" mit dem merkwürdigen Artikel: „Sommes nous perdus?" abgenommen hatte, welcher ganz im Gegensatze zu den Aussagen der Engländer und Amerikaner von der Nothwendigkeit einer baldigen Kapitulation sprach. Die aus dem Süden eingegangenen Nachrichten beruhigten über ein rasches

Vordringen der Loire-Armee, da sich bereits durch den Vormarsch des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin der Vorhang zwischen Coulmiers und Paris wieder fest zugezogen hatte. Der König hatte im Allgemeinen schon von dem kühnen Handstreiche des Lieutenants Hoffmann gehört, beauftragte mich aber, Erkundigungen über die Details einzuziehen.

Am 13. trug ich das darüber Zusammengestellte dem Könige vor, so wie es später im „Feld-Soldatenfreunde“ gedruckt wurde, und durfte auch jenen berühmt gewordenen Artikel des „Figaro“ vorlesen, der in der That — namentlich im Vergleich zu der nachher noch drei Monate dauernden Vertheidigung — sehr merkwürdig ist. Folgende Sätze daraus mögen als Probe dienen: „General Trochu sagt uns, daß unsere Vertheidigungsanstalten vorschreiten; gut! Aber die Angriffsarbeiten der Preußen schreiten auch vor. General Trochu sagt uns, wir würden noch sehr viele Preußen todtschießen; vortrefflich! Aber die Preußen werden auch noch sehr viele Franzosen todtschießen, und was dann? Mit dem heutigen Tage hat das frische Schlachtfleisch aufgehört und die Vertheilung von Salz- und Pökelfleisch beginnt; schön! Wir werden Pökelfleisch essen. Nun wissen wir aber, und die Regierung hat es selbst zugegeben, daß Paris allein die

Blokadetruppen nicht vertreiben kann, sondern daß uns eine Armee von außen zum Entsatz zu Hülfe kommen muß. Wenn wir also Salzfleisch essen sollen, so wollen wir auch wissen, wie viel solches Salzfleisch noch vorhanden ist und ob es so lange ausreicht, bis jene Entsatzarmee endlich kommt. Dann aber wollen wir wissen, wo und wie stark diese Armee ist, und vor allen Dingen, wann sie kommen wird? denn kommt sie erst, nachdem unser Salzfleisch aufgezehrt ist, so hilft uns unser Salzfleischessen jetzt auch nichts, und dann wollen wir lieber garnicht erst damit anfangen, sondern uns gleich den Preußen ergeben." — Nach Allem, was bisher aus Paris bekannt geworden und was die Engländer und Amerikaner noch eben erst bestätigt hatten, war der König so frappirt von diesem Artikel, daß er mir die Zeitung aus der Hand nahm, um sich selbst davon zu überzeugen. Dann sagte er: „Sonderbar! gestern ist während des ganzen Tages kein Schuß aus Paris gefallen; sollte das mit diesem Artikel und überhaupt mit der Wiederkehr der gesunden Vernunft in Paris in Verbindung stehen? Gestern Abend beim Thee wurde schon von diesem merkwürdigen Artikel gesprochen. Freut mich, daß Sie ihn mir verschafft haben!" —

Die Idee mit der Zusammenberufung eines Deutschen Reichstages nach Versailles war, wie ich jetzt aus guter Quelle hörte, aufgegeben worden. Ich habe mich nie unterstanden, den König danach zu fragen, aber wenn ich seinen Charakter recht kenne, so ist, falls er überhaupt jemals etwas von diesem Projekte erfahren hat, die Ausführung an dem Theatralischen und Effektmachenden desselben gescheitert. Wenigstens waren die mir für das Fallenlassen des Plans angegebenen Gründe jedenfalls nicht die richtigen; denn daß einige der Abgeordneten zu alt und zu kränklich waren, um eine so beschwerliche Reise im Winter machen zu können, hatte man auch schon vorher gewußt. Ebenso fand eine allgemein als sicher geglaubte Reise des Grafen Bismarck nicht statt, deren Ziel München sein sollte, um den dort stockenden Verhandlungen wegen des Deutschen Bundes nachzuhelfen. Nach dem Gottesdienste, bei dem darauf folgenden Dejeuner mit allen Fürstlichkeiten in St. Germain, erfuhr man, daß dem Generallieutenant von Treskow, vortragendem Rathe im Militärkabinet, das Kommando der 17. Division übertragen worden sei, welche ebenfalls gegen die Loire-Armee abkommandirt worden war. Jedermann gönnte dem verdienten Manne und treuen Diener des Königs diese Genugthuung eines höheren Truppenkommandos. Man erzählte sich dabei, daß derselbe das ihm verliehene eiserne Kreuz erster Klasse nicht habe annehmen wollen und der König nun auf diese Art seiner Bescheidenheit entgegengekommen sei.

Am 14. November hatte ich weitere interessante Nachrichten aus Zeitungen und aufgefangenen Ballonbriefen vorzulesen, auch allerlei Nachrichten und Meinungen aus deutschen Zeitungen, welche sämmtlich und meist ohne das mindeste Verständniß der Lage auf ein Bombardement hindrängten. Sie machten einen ersichtlich unangenehmen Eindruck auf den König und er bemerkte: „Unverständige Leute, die nur nach ihren augenblicklichen Wünschen über Dinge urtheilen, für die ihnen jede Kenntniß abgeht.“ — In der That waren es auch ganz andere Sachen, die um diese Zeit das Hauptquartier beschäftigten. Bei Dreux, kaum fünf Meilen westlich von Versailles, hatten sich feindliche Truppen gezeigt und man wußte noch nicht, ob sie zu einer Avantgarde der Loire-Armee oder zu einem selbständig im Westen gebildeten Korps gehörten. Jedenfalls standen die Franzosen bei Dreux so nahe an Paris, daß sich ein Ausfall voraussehen ließ, der den herbeieilenden Entsatztruppen die Hand reichen konnte. General von Treskow reiste auch sofort ab, und nach St. Germain ging der Befehl, mehrere Bataillone der dort kantonnirenden Garde-Landwehr sogleich nach Dreux vorgehen zu lassen. Alle Vorsichtsmaßregeln waren für den zu erwartenden Ausfall getroffen; er erfolgte aber nicht. Offenbar, um gleich beim Beginn eines etwaigen Gefechts zugegen zu sein, fuhr der König nach der Villa Stern bei Ville d'Avray, kam aber zum Diner zurück, da sich eben nichts sehen ließ. Paris hatte geflaggt, wahrscheinlich wegen irgend einer falschen Siegesnachricht.

Während der König auf der Villa Stern war, erhielt ich ein Telegramm aus Petersburg mit der wichtigen Nachricht:

> „Die Russische Regierung hat erklärt, daß sie sich nicht mehr an den Traktat von 1856 in Betreff des schwarzen Meeres gebunden erachte.“

Das Telegramm war von solcher Bedeutung, daß ich mich gleich nach dem Diner melden ließ, um dasselbe zu überbringen. Der König war sichtlich überrascht und sagte: „Ich wußte wohl, daß so etwas kommen würde, aber in der gegenwärtigen Situation, wo noch nichts entschieden, kommt dieses Auftreten Rußlands für uns nicht zur rechten Zeit. An und für sich ist die Erklärung ganz richtig; es fragt sich nur, wie England und Oesterreich sie aufnehmen werden! Bismarck wird mir wohl morgen das Nähere sagen.“ — Damit war ich entlassen. General von Werder, unser Militärbevollmächtigter in Petersburg, war ebenfalls höchlich überrascht, als ich ihm am nächsten Morgen diese Nachricht mittheilte, denn auch er hatte bis jetzt nichts davon erfahren, hielt sie aber ebenfalls für außerordentlich wichtig, falls England und Oesterreich dadurch militärisch in Bewegung gesetzt würden.

Am 15. November hatte die Spannung und Unruhe über die nächst bevorstehenden Ereignisse noch nicht nachgelassen. Allerdings waren sieben Bataillone Garde-Landwehr und mehrere Kavallerie-Regimenter bereits gegen Dreux vorgerückt und Prinz Friedrich Carl heute in Fontainebleau angekommen. Alles zusammengezählt, waren wir aber doch schwächer, als die immer wachsende Loire-Armee des Generals d'Aurelle de Paladines. Aus den Details über das Gefecht bei Coulmiers ging hervor, daß die Franzosen durchweg und auf allen Punkten die Angreifenden gewesen, eine Entmuthigung also wenigstens nicht anzunehmen war. Aus Briefen und Zeitungen, die ein abermals in unsere Hände gefallener Luftballon, vom 12. datirt, in die Provinzen bringen sollte, konnte ich das Dekret des Ministers für Landwirthschaft vorlesen, nach welchem die Regierung das Eigenthumsrecht für alle Pferde, Esel und Maulesel der Pariser in Anspruch nahm und das lebende Pfund Fleisch dieser Thiere mit 50 bis 90 Centimes bezahlen wollte. Danach mußte nun wirklich das Fleisch von Rindern, Schafen und Schweinen aufgezehrt sein und erst jetzt die eigentliche Noth der belagerten Stadt beginnen. Das stellte ein baldiges Nachgeben in Aussicht. Zwar standen die tollsten Rodomontaden der Zeitungen in Widerspruch dazu; einige derselben fingen aber doch auch schon an, den Ton des „Figaro" anzuschlagen und seine Frage: „Sommes nous perdus?" mit einem: „Malheureusement oui!" zu beantworten! — Am heutigen Genenalsvortrage nahm zum ersten Male der Flügeladjutant, Oberst von Albedyll, für den abkomman-

dirten General von Treskow, als stellvertretender Chef des Militär-Kabinets, Theil. Kriegsminister von Roon war um diese Zeit bedenklich erkrankt, so daß man schwere Besorgnisse seinetwegen hatte. Nach dem Generalsvortrage, bei dem wohl wichtige Dinge zu verhandeln gewesen sein mögen, empfing der König seinen Schwiegersohn, den Großherzog von Baden.

Ich hatte heute die Ehre, von Sr. K. H. dem Kronprinzen in der Villa aux Ombrages zum Diner befohlen zu sein und fand dort eine glänzende, aber durchaus ungezwungene Gesellschaft. Neben militärischen Notorietäten auch Künstler und Zeitungsberichterstatter. Der Kronprinz saß in der Mitte der Langseite des Tisches, ich ihm gerade gegenüber und konnte ich den immerwiederkehrenden Gedanken nicht los werden, daß kein Künstler sich einen schöneren Kopf für das Bild eines deutschen Kaisers wählen könne, als das des Preußischen Kronprinzen! Der ganze Schnitt des Gesichtes, der schöne blonde Vollbart, die hohe Stirn, das gebietende Auge! — Nach der Tafel bildeten sich beim Kaffee und bei der Cigarre Gruppen, in denen die Neuigkeiten des Tages besprochen wurden. Sie waren interessant genug. Der Russische Militärbevollmächtigte, Graf Kutusow, und unser Militärbevollmächtigter in St. Petersburg sollten Auskunft über das Auftreten Rußlands in der Frage des schwarzen Meeres

geben. Baden und Hessen hatten die neue Form des deutschen Bundes unterzeichnet; Württemberg hatte aber noch in letzter Stunde neue Schwierigkeiten erhoben und war auf die Seite Baierns getreten; — Pariser Zeitungen vom heutigen Tage, die von den Vorposten zunächst an das Kommando der III. Armee abgegeben worden waren, wurden durchflogen; kurz überall gab es zu hören, überall ließen sich neue Standpunkte für die Beurtheilung der Vorgänge gewinnen. Ich hatte im Hauptquartiere noch keinen so bewegten und interessanten Abend verlebt. Der Kronprinz hatte die Gnade, längere Zeit mit dem Leibarzt, Generalarzt Dr. Wegner und mir, ganz abgesondert von der übrigen Gesellschaft, über freimaurerische Gegenstände zu sprechen. Es bot sich nämlich die Gelegenheit, eine Receptionsloge zur Aufnahme einer bedeutenden Persönlichkeit aus der unmittelbaren Umgebung des Königs hier in Versailles abzuhalten, zu welcher der Kronprinz sich bereit erklärte. Dabei kam die Rede auf die im ganzen Freimaurerbunde vielbesprochene Ansprache des Kronprinzen bei einem Feste der großen Landesloge, welche eine Reform des Bundes empfohlen hatte, sodann auf die Entartung der französischen Maurerei, und endlich auf die neuste Phase in den Verhandlungen für eine Neukonstituirung des deutschen Bundes. Hierbei sprach sich der Kronprinz überaus energisch gegen das Zurückziehen Württembergs aus.

Auch am 16. November war man auf einen Ausfall vorbereitet, denn bei ihrer sonstigen Verbindung mit den Provinzen mußten die Pariser wissen, daß die Einschließungsarmee in den letzten Tagen durch Abkommandirungen nach Süden und Westen sehr viel schwächer geworden war. Aber auch heute erfolgte nichts. Unter den Zeitungen, die ich Abends vorher beim Kronprinzen gelesen, hatte sich auch die „Gazette de France“ befunden, welche in ihrem Leitartikel zu beweisen suchte, daß die Zeit, wo große Ausfälle allenfalls noch etwas genützt hätten, nun auch schon vorüber sei und man sich demnächst auf einen ernsthaften Angriff der Festungswerke gefaßt machen müsse. Die Einschließungsarbeiten der Preußen wären durch unausgesetztes Arbeiten so fest geworden, daß ein erfolgreicher Angriff derselben von Seiten der Pariser Truppen jetzt unmöglich sei. Sehr viel Stärkeres sagten „La Patrie“ und das bitterböse Blatt „Journal de Paris“. Den König interessirten diese Nachrichten ungemein, weil aus ihnen hervorzugehen schien, daß wenigstens von Paris aus in den nächsten Tagen kein Ausfall zu erwarten sei, was sehr erwünscht war, da noch alle Nachrichten von den Operationen im Süden und Westen bisher fehlten. „Dort,“ — sagte der König, — „liegt vor der Hand die Entscheidung, nicht hier vor Paris! Morgen will der Großherzog angreifen und in Dreux sind wirklich 6000 Mann Mobilgarden eingerückt.“ Ich machte darauf aufmerksam, daß das Austheilen neuer Fahnen an die Mobilgardenbataillone in Paris und die am 14. befohlene Fassung einer sechstägigen eisernen Portion, — Beides, wie

ebenfalls aus den erlangten Zeitungen hervorging, vom General Trochu angeordnet, — doch auf erneute Versuche zu Ausfällen schließen lasse, obgleich die Leitartikel sie für unnütz erklärten. Der König meinte jedoch: „Gegen unsere Stellungen richten sie nichts aus!"

Heute war ich zum Diner beim Prinzen Carl eingeladen, wo sich auch Prinz Luitpold von Baiern mit seinen Herren und der Generalinspekteur der Artillerie, von Hindersin, befand. Ganz im Gegensatze zu den im Hauptquartier erzählten Gerüchten, erklärte letzterer, daß von Seiten der Artillerie Alles zur Beschießung von Paris fertig und daß er nicht wisse, weshalb sie nicht schon befohlen worden sei. Später hörte ich, daß man allerdings damit beginnen, sie aber nicht ununterbrochen fortsetzen könne; dazu müsse noch mehr Munition herangeschafft werden. Am 17. Abends traf die Nachricht ein, daß General von Treskow, unmittelbar nach seinem Eintreffen bei der 17. Division, die 6000 Mann Mobilgarden aus Dreux hinausgeworfen habe, von dieser Seite also keine Gefahr mehr drohe. Die Division habe sich dann sofort nach Süden gewandt. D'Aurelle de Paladines stehe noch immer bei Coulmiers, von wo er seit dem 10. keinen weiteren Vorstoß gewagt, und die ganze Armee des Prinzen Friedrich Carl werde nun in Thätigkeit treten,

um Orleans wieder zu gewinnen. So war denn mit einem Schlage wieder alle Besorgniß geschwunden. Am vorhergehenden Tage (16.) hatte der König den nach Berlin zurückkehrenden Minister Delbrück empfangen, dann eine Fahrt über Jouy, Bièvre, Petit-Bicètre, Villa Coublay zum Geschützpark, Velizy und Viroflay gemacht, und empfing heute den Prinzen August von Württemberg, der aus unserer Position im Norden herübergekommen war, sowie die Prinzen Nicolaus von Nassau und Kraft von Hohenlohe.

Vor kurzem hatte ich für den „Feld-Soldatenfreund" einen umfassenden Artikel über das große Hauptquartier des Königs geschrieben, wollte aber doch das, was ich über den König selbst, seine tägliche Beschäftigung und seine Führung des Oberkommandos gesagt, nicht ohne seine Kenntniß und Genehmigung drucken lassen und bat daher um Erlaubniß, das Manuskript vorlesen zu dürfen. Der König hatte nichts dagegen, konnte aber keine Zeit dazu bestimmen, da morgens beim Kaffee augenblicklich Wichtigeres vorzulesen sei. Ich sollte mich einmal an einem ruhigen Nachmittage oder nach dem Diner melden lassen, vielleicht sei dann Gelegenheit. Eine solche schien mir nun am 17. gekommen zu sein. Ich stellte mich daher in das Vorzimmer, durch welches der König nach beendetem Diner in sein Arbeitszimmer gehen mußte

und hielt mein Papier in der Hand. Beim Passiren des Vorzimmers gab der König dem Flügeladjutanten vom Dienst noch einige Befehle, sah mich stehen und sagte: „Ich weiß schon, kommen Sie nur, heute wird es vielleicht gehen.“ So konnte ich ihm wenigstens die Hälfte vorlesen, was, wegen des Gespräches über die Verbesserungen, über eine Stunde dauerte. Einige Tage später hatte ich dann in ganz gleicher Art noch einmal eine Stunde für mich, so daß die kleine Arbeit ein guter Beitrag für die Biographie des Königs wurde. Der Aufsatz erschien im 8. Heft des 38. Jahrganges vom „Soldatenfreund“ und wurde in fast allen größeren Zeitungen, entweder ganz oder theilweise, nachgedruckt. Man merkte eben wohl, daß hier nur Wahres mitgetheilt wurde. Sogar der Staats-Anzeiger druckte ihn später, nach der Rückkehr des Königs Ende März, ab; natürlich nur im Auszuge das, was die Person des Königs betraf. Die Redaktion hatte diesen Auszug selbst gemacht und fragte vor dem Abdrucke bei mir an, ob ich die Fassung genehmige, da der Soldatenfreund als Quelle angegeben wäre. Die Bedeutung des Blattes machte mich bedenklich und ich erlaubte mir, dem Könige am 28. März 1871 einen Korrekturabzug vorzulegen. Für diesen hatte ich die Freude, eigenhändige Korrekturen zu erhalten, die, wie alle derartigen, einen interessanten Einblick in die Denkungsart des Königs gewährten. Sie waren besonders von Werth, weil man aus ihnen ersah, was der König von sich gesagt haben wollte und was nicht. In dieser Beziehung war das Gestrichene ebenso lehrreich wie

das Geänderte und Hinzugefügte. Eines will ich hier noch bemerken, weil es wieder in einer anderen Beziehung charakteristisch ist. Als ich bei der Vorlesung meines Aufsatzes zur Aufzählung der Personen kam, welche täglich in bestimmter Reihenfolge vom Könige empfangen wurden, äußerte er: „Aber Sie erwähnen sich selbst ja garnicht. Sie kommen doch auch alle Morgen." — „Das braucht aber Niemand zu wissen und soll auch durch mich keiner erfahren. Ich will nichts, als Eurer Majestät dienen und möchte es nur noch mehr und noch besser thun können. Wozu braucht das aber die Welt zu wissen? Zweimal hat mich ein neuer Flügeladjutant Morgens aus dem Zimmer Eurer Majestät kommen sehen und es für nöthig gehalten, in dem täglichen Zeitungsrapporte auch meinen Namen zu nennen, aber ich habe dafür gesorgt, daß das nicht wieder vorgekommen ist. Ich versuche zwar überall da zu sein, wo Eure Majestät öffentlich erscheinen, damit ich zu berichten im Stande bin, halte mich aber dabei so zurück, daß ich kaum bemerkt werde. Lassen mir Eure Majestät meinen Stolz und meine Freude, bescheiden auf meinem Platze zu bleiben!" — Der König antwortete garnichts, nickte aber mit dem Kopfe und sagte: „Weiter im Text!"

Am 18. brachte ich dem Könige ein in der Nacht aus London gekommenes Telegramm, in welchem die Ankunft des Hon. Odo Russell im Hauptquartier gemeldet wurde, um mit Bezug auf die Erklärung Rußlands wegen des schwarzen Meeres „des explications catégoriques“ zu verlangen. Auch mußte ich aus den bedeutendsten englischen Blättern Zeitungsartikel mit Bezug auf jene sehr zur Unzeit aufgetauchte Frage vorlesen. Dem Könige schien der ganze Zwischenfall unangenehm zu sein; „catégoriques?“ äußerte er — „es giebt für uns nur Eine ‚explication catégorique‘ — das ist die Kapitulation von Paris; und das wird ihm Bismarck wohl sagen!“

Während des Tages verbreitete sich plötzlich die Nachricht, General Graf Kutusow sei vom Schlage gerührt worden. Die Sache klärte sich glücklicherweise bald als ungefährlich auf. Wieder einmal zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie leicht ein Hauptquartier zu impressionniren ist, und zwar fast immer nach der unangenehmen Seite hin. Gute Nachrichten werden oft als selbstverständlich angenommen; üble aber mit Uebertreibung und unliebsamen Kombinationen kolportirt. Ueber Paris schwebte seit einigen Tagen ein „Ballon captif“, der vermuthlich zur Beobachtung unserer Arbeiten und Bewegungen dienen sollte. Auch eine Ankündigung in den Pariser Zeitungen fand ich interessant. Es hieß darin: Jeder, der einen Brief oder ein Packet aus Paris in die Provinzbeförbert zu haben wünsche, möge sich nur im Club des Forestiers melden. Als ich dies dem Könige vorlas, sagte er: „Das ist etwas für Stieber“ — und in der That

war das auch etwas für Stieber, aber freilich die ganze Sache ihm bereits bekannt und die Fäden in seinen Händen. Er hatte einen ehemaligen französischen Polizeibeamten entdeckt, der in Versailles unter dem Anschein so großer Aermlichkeit und Bedürftigkeit verweilte, daß er in einem ganz untergeordneten Speisehause auf Kredit aß. Anderweitig hatte aber Stieber erfahren, daß derselbe im Besitz bedeutender Geldsummen sei. Eine Haussuchung machte den Gesellen sehr bald unschädlich. Bei mehreren Rollen Napoleons fand sich auch ein kleiner Zettel, ganz unscheinbar nur mit Punkten, Strichen und Zahlen bedeckt. Nur die einzigen Worte „chemin de fer“ befanden sich darauf. Eine in auffallenden Schlangenwindungen über den ganzen Zettel hinweggehende Zeichnung ließ erkennen, daß damit der Lauf der Seine westlich von Paris bezeichnet werden sollte; alle Punkte, Striche und Sternchen waren aber unerklärlich.

Beim ersten Anblicke dieses Stückchen Papiers hatte Stieber erklärt, es sei das Itinerarium für die Boten, welche eine geheime Verbindung zwischen Paris und St. Germain unterhielten. Die Untersuchung an Ort und Stelle ergab denn auch die Richtigkeit seiner Diagnose. Man fand die Stellen, wo der Bote sich ducken mußte, um nicht von preußischen Feldwachen gesehen zu werden, wo er im Schutze des Eisenbahndammes unbemerkt weiter kommen konnte, wo ein Seil im Wasser verborgen war, an welchem sich etwas durch den Fluß auf das diesseitige Ufer ziehen ließ. Als er mir die gelungene Entdeckung mittheilte und ich mich

freute, daß er nun durch Verhaftung der Boten der Sache ein Ende machen werde, antwortete er mir: „Nichts weniger als das, aber ich benutze die guten Leute gegen ihren Willen, um zu erfahren, wie es in der Stadt aussieht und Nachrichten hinein zu befördern, wie sie uns vortheilhaft sind. Man muß nie die Maßregeln des Gegners zerstören, sondern sie sich dienstbar machen. Erst wenn dies nicht gelingt, muß man die Hand darauf legen.“ — Ich zeigte den Zettel, nachdem er bei der Entdeckung seine Pflicht gethan, dem Könige, der mit großem Interesse der Erklärung zuhörte und den Scharfsinn des Mannes bewunderte, der aus so unbedeutenden Indizien Wichtiges zu entdecken wußte. —

Am 19. gingen wieder einmal tolle Gerüchte in Versailles umher. Gambetta in Tours sollte eine Ermordung aller Preußen in der Nacht vom 19. zum 20. angeordnet haben, so weit sich dies irgend ermöglichen ließe. Namentlich auf den Etappenstraßen die kleinen Detachements und Verbindungsposten, überall, wo nur ein Preuße im Bette oder wehrlos zu erreichen wäre. Der Portier unseres Hauses, dem ich gute Trinkgelder zu geben pflegte, meldete mir das auch in Versailles Bevorstehende, versicherte mich aber seiner Protektion. Er würde nie zugeben, daß mir etwas geschähe; freilich thäten ihm die Anderen leid, denn

„de véritables Vêpres Versaillaises“ stünden bevor! Mein Lächeln nahm der gute Mann geradezu übel. — Dem Könige erzählte ich mit der ganzen Sache nichts Neues; ihm war wohl schon offiziell darüber berichtet worden und er legte gar kein Gewicht darauf. Dagegen erfreute er sich der soeben eingegangenen Meldung des Generals von Fransecky, daß er mit seinem ganzen Korps, (dem Pommerschen II.), konzentrirt bei Lonjumeau stehe. War damit das Kriegstheater bei Paris nach der Südseite hin vollständig gesichert, so lauteten die Nachrichten in belgischen und englischen Zeitungen über bedeutende Rüstungen und Truppenansammlungen im Norden Frankreichs bedenklich. Waren sie richtig, so wuchsen dort wirklich, wie im Süden, neue Regimenter aus der Erde. Aus der früheren Flachheit und Unlust der Nation schien sich ein ernster Entschluß zum fortgesetzten Widerstande zu entwickeln. Allerdings waren wir immer noch siegreich, aber unsere Siege mußten schon immer häufiger werden, um uns zu behaupten, und ein wirklich durchgreifender Erfolg des Feindes hätte die ganze Lage sehr fühlbar ändern können! Daher auch in diesen Tagen wieder das erneute Drängen zu einem Bombardement von Paris und die immer lauter werdende Frage, woran es denn eigentlich liege, daß nicht zu dieser ultima ratio regum geschritten würde? Antworten hörte man genug, aber eine Beantwortung wußte doch Niemand zu geben.

Beim Aufwachen am 20. konnte ich mich persönlich davon überzeugen, daß in der Nacht keine „Vêpres“ irgend welcher Art stattgefunden hatten, wenigstens war ich selbst nicht im Bette ermordet worden. Allerdings kam im Laufe des Tages die Nachricht von dem gestern Abend in Chatillon stattgefundenen Ueberfall, bei welchem 600 Preußen von Garibaldinern getödtet und gefangen worden sein sollten. Das klang zwar wie eine Bestätigung jenes Gerüchtes, war aber nur ein zufälliges Zusammentreffen. Uebrigens hörte ich, daß die Polizei in Versailles bereits allerlei Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, eine verläßliche Anzeige also doch vorgelegen haben mußte. — Ich las dem Könige heute Morgen aus: Le Roy's „Histoire de Versailles“ die Darstellung des bekannten unglücklichen Kavalleriegefechtes am 1. Juli 1815 vor, wie Augenzeugen von französischer Seite es geschildert. Die Vorlesung gewann an Interesse dadurch, daß der König von seinem Stuhle aus den Straßenknoten übersehen konnte, auf welchem unsere Kavallerie, nachdem sie anderthalb Meilen vor der Stadt bei Verrières geschlagen worden, durch Versailles jagend, auch hier von feindlicher Kavallerie angegriffen und von der Nationalgarde aus den Häusern beschossen wurde. Ich mußte das Buch da lassen und die Episode Abends beim Thee noch einmal vorlesen. Bei anderen Gelegenheiten las ich aus demselben und ähnlichen Werken über die erste Sitzung der Nationalversammlung im Maison Jeu de Paume, über das Massacre der Gefangenen an der Grille zum Bassin des Suisses, über die Wegführung der Königlichen Familie aus Versailles nach

Paris und einmal aus De Thou's „Histoire de France“ die Belagerung von Paris durch Heinrich IV. vor, — alles Themata, die an diesem Orte und unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine ganz andere Bedeutung und besonderes Interesse gewannen! — Der König sagte übrigens am 20. zu mir: „Nun ist Alles zum Wiedervorgehen gegen Orleans bereit!“ —

Am 21., dem Geburtstage Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Kronprinzessin, fuhr der König zur Gratulation nach „aux Ombrages“ und dejeunirte dort, erschien auch Mittags zu Pferde im Park, wo zu Ehren des Tages die Fontainen angelassen wurden. Ich konnte diesmal Nachrichten unseres Agenten in Lyon, welche über die Schweiz in meine Hände gekommen waren, vorlegen. Er schilderte darin die außerordentliche Thätigkeit und Energie Gambetta's und seiner Gehülfen, gab Zahlen und Neuformationen an, die fast unglaublich klangen, berichtete über die Zahl der selbstgesehenen, wohlausgerüsteten Batterieen und warnte vor jeder Unterschätzung des Feindes. Es war das derselbe Agent, der mir schon in Clermont en Argonnes und dann wieder in Ferrières gesagt hatte: „Seien Sie überzeugt, Paris bekommen Sie nicht vor dem Frühjahr und der ganzen Stadt werden Sie nie Herr.“ Jetzt waren wir schon Ende November und es sah fast so aus, als würde er Recht be=

halten. Ich erinnerte den König daran, daß er mir am Tage vorher gesagt habe, nun sei Alles gegen Orleans bereit und theilte in Bezug darauf einen Auszug aus einem Leitartikel des „Daily Telegraph“ mit, der die allgemeine Lage besprach und, wie mir schien, sehr richtig deduzirte: Diesmal müsse Prinz Friedrich Carl siegen, sonst stände der ganze bisherige Erfolg, so immense er auch gewesen sei, auf dem Spiele. Bei Orleans würde zugleich die Armee der Bretagne unter Kératry und die Nord-Armee unter (damals noch) Bourbaki geschlagen und an der Loire würde Paris zur Kapitulation gezwungen.

Der König folgte diesem Raisonnement sehr aufmerksam und sagte dann: „Der Mann hat ganz Recht! Vor der Hand ist Orleans der wichtigste Punkt, aber er irrt sich doch, wenn er glaubt, daß sich Kératry und Bourbaki schon für geschlagen halten werden, wenn wir die Loire-Linie wieder haben. Sie werden doch versuchen, Paris zu Hülfe zu kommen.“ —

Der 22. war ein verhältnißmäßig stiller Tag, der Winter schon in seiner ganzen Unfreundlichkeit eingetreten und die Stimmung wegen der mangelnden Nachrichten aus dem Süden gespannt. Am 21. waren wieder, wie fast täglich, französische Gefangene durch Versailles transportirt worden, und zwar Rekonvaleszenten aus den Lazarethen in St. Germain, die jetzt ihre Wanderschaft nach Deutschland

antraten und ich konnte dem Könige einige dabei erlebte Scenen erzählen. In der Rue du Plessis stand am Markte das Publikum zu beiden Seiten des Fahrdammes, um die gefangenen Landsleute vorüberziehen zu sehen. Da sprang plötzlich ein junger Mobilgardist aus dem Gliede auf ein Mädchen zu und streckte ihr vertraut und freundlich die Hände entgegen. Sie aber wandte sich von ihm ab, sagte blos: „Lâche!“ und er hatte keine andere Antwort auf dieses für einen Franzosen furchtbare Wort, als: „Que voulez-vous, Jeanne, on nous a trahi!“ worauf das Mädchen in Thränen ausbrach und wegging, als die Eskortirenden den Moblot wieder in die Reihe seiner Kameraden zurücktrieben. Nie werde ich den Ausdruck vergessen, mit dem das hübsche junge Mädchen dieses „Lâche!“ aussprach. Es bewies mir, daß der Ingrimm und der Haß im Volke viel tiefer saß, als man aus dem Benehmen der Versailler gegen uns hätte schließen können. Als der Transport später einige Minuten vor der Kommandantur Halt machte, ließ ich mich mit den Soldaten in ein Gespräch ein. Es waren Zuaven, Liniensoldaten, Mobilgardisten und selbst zwei Nationalgardisten von einem mobilisirten Bataillone. Die Zuaven wurden von den Liniensoldaten „Fuyards“ genannt, die Liniensoldaten „Piou-Piou“ und „Tourlouroux“, die Moblots hießen „Blancbecs“ und „Serins“ und die Nationalgardisten „Blagueurs et Vantards!“ Von einer Kameradschaft, von einem Zusammenhalten im Unglück war keine Rede, aber auch von Niedergeschlagenheit nichts zu bemerken.

Was werden die Franzosen Alles lernen und vergessen müssen, bis sie wieder eine gute Armee bekommen!

Bei dem „Times"-Korrespondenten Mr. William Russel hatte ich die Bekanntschaft des am 20. angekommenen englischen Chargé d'affaires, the Honorable Odo Russell, gemacht und einen ungemein liebenswürdigen Mann in ihm kennen gelernt. Nach seinen auch später wiederholten Mittheilungen war er keineswegs wegen „des explications catégoriques" nach Versailles gekommen, sondern nur um den Wunsch seiner Regierung auszusprechen, Preußen möge doch den Verkauf von Waffen an Frankreich nicht mit solcher Mißbilligung ansehen und den doch nun einmal vorhandenen englischen Gesetzen Rechnung tragen. Der König wollte diesen Aeußerungen Odo Russells gegen mich keinen rechten Glauben schenken und meinte, man müsse doch abwarten, was später mit Bezug auf die Frage des schwarzen Meeres zum Vorschein kommen werde. Dieser Diplomat sprach übrigens so vortrefflich deutsch, wie ich es noch nie von einem Engländer gehört; und ich war erstaunt zu erfahren, daß er sich meiner — (er hatte auf der Universität in Berlin studirt) — von der Bühne her und namentlich in dem Vaudeville „Der Reisende Student" noch sehr wohl erinnere. Zum Beweise dafür sang er mir sogar das Lied: „Ungeheure Heiterkeit" im reinsten Deutsch vor, zur Verwunderung der anwesenden Engländer, die kein Wort davon verstanden. Es machte einen sonder-

baren Eindruck auf mich, daß der Zufall die Konversation auf das Theater geführt, nachdem wir so lange über ernste politische Dinge und die Verwicklungen des Augenblicks gesprochen hatten. Odo Russell hatte zuerst keine Ahnung, daß der Geheime Hofrath ihm einst das lustige Studentenlied vorgesungen.

Von dem Historienmaler Fritz Schulz aufmerksam gemacht und an frühere Aufsätze im „Soldatenfreund" anknüpfend, hatte ich eine Reihe von Notizen über Preußische Fahnen und Standarten zusammengestellt, die sich noch aus der Zeit Napoleons I. in Paris befinden konnten, und las diese am 23. November dem Könige vor. Da ich aus Erfahrung wußte, daß derselbe in solchen Dingen sofort nach dem Beweise fragte, so hatte ich mir mit einer — für eine französische Stadt fast unglaublichen Mühe, die „Mémoires du Duc de Rovigo" zu verschaffen gesucht, welche einige auf unsere Fahnen bezügliche Notizen enthalten. Zu diesem Zwecke hatte ich mich natürlich zuerst an die große Versailler Stadtbibliothek gewandt, erhielt aber die Antwort, „n'existent pas à la bibliothèque," und fand die betreffenden Bände endlich in einer Leihbibliothek. Der König beauftragte mich, zusammen mit dem für solche Dinge enthusiasmirten Maler Schulz, wenn wir in Paris eingerückt sein würden, sofort

Nachforschungen anzustellen und ihm dann über das Ergebniß zu berichten. Auch über die Wegführung einer großen Anzahl von Fahnen 1806 aus Berlin, welche Napoleon I. dem Senatsgebäude in Paris geschenkt, mußte ich das historische Material beibringen, wie ich es auch von Versailles aus in einem Auszuge an den „Verein für die Geschichte Berlins" sandte (Nr. 146 des Archivs desselben). Wie überglücklich wäre ich gewesen, wenn ich auch nur Eine unserer Fahnen aus Paris wieder hätte herausholen können! Es sollte aber nicht sein!

Der König empfing am 23. den Großherzog von Baden und man knüpfte daran erneute Hoffnungen, daß das deutsche Einigungswerk doch wohl noch hier in Versailles zu Stande kommen werde; in den letzten Tagen hatten sich nämlich auffallend ungünstige Gerüchte über den Widerstand Baierns und Württembergs verbreitet. Zu mir hat der König über diese große Angelegenheit nichts geäußert. Veranlassung dazu würde in manchem Zeitungsartikel gelegen haben, den ich vorlesen mußte, aber damals habe ich kein Wort darüber aus seinem Munde gehört.

Bis jetzt waren noch keine Nachrichten von der Armee des Prinzen Friedrich Carl eingetroffen und die Spannung wurde immer peinlicher, namentlich weil aus der Gegend von Dreux und Châteauneuf wieder unangenehme Meldungen

über das Treiben zahlreicher Banden Franktireurs bekannt wurden.

Ganz im Gegensatze zu den Besorgnissen der letzten Tage, konnte ich dem Könige am 24. melden, daß gestern Abend spät in der Wohnung des Grafen Bismarck Graf Bray den bindenden Vertrag für Baiern unterzeichnet hatte. Nach dem Weggehen des Grafen Bray war nämlich Graf Bismarck noch zu seinen Beamten in den Gesellschaftssaal heruntergekommen, um in fröhlichster Stimmung mehrere Stunden mit ihnen zu verplaudern, was er in der letzten Zeit und seitdem die Schwierigkeiten mit Baiern eingetreten waren, garnicht mehr gethan hatte. Es ging denn auch heute früh gleich Fürst Lynar mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs an den König von Baiern ab, nachdem er noch das eiserne Kreuz erhalten hatte. Wie es hieß, sollte der Fürst auch noch nach Stuttgart und Dresden reisen und man kombinirte daraus eine neue dringende Einladung der drei Könige nach Versailles, um an dem Einzuge in Paris Theil zu nehmen; denn darauf waren doch schließlich Aller Gedanken gerichtet und Alles, was sich begab, hatte nur Interesse, wenn es sich auf diesen einzig für möglich gehaltenen, befriedigenden Abschluß des Riesenkampfes bezog. Auch Mr. Odo Russell hatte heute eine längere Besprechung mit dem Grafen Bismarck, die unter dem Eindrucke der jetzt gesicherten Eintracht der deutschen Fürsten ebenfalls einen ruhigen Verlauf hatte. Einige in Versailles weilende Engländer schienen zwar heftig erzürnt zu sein, daß England diese Demüthigung über sich ergehen lassen wolle und gingen sogar so weit, zu

wünschen, daß unsere II. Armee an der Loire einen échec erleiden möge, weil sich dann sofort mit einem Schlage die ganze Situation ungünstig für die Prätensionen Rußlands gestalten würde.

Am 25. konnte ich dem Könige zum Kaffee die Nachricht von der Kapitulation der Festung Thionville bringen. Diese Erfolge in unserem Rücken machten aber fast gar keinen Eindruck, weil im Norden bei Amiens und im Süden bei Orleans noch nichts entschieden war. Ich hatte wieder eine Nummer des „Figaro" aus Paris erhalten, in welcher das Experiment der Formation von Bataillonen mobilisirter Nationalgarde als vollständig gescheitert dargestellt wurde. „Vorher," sagte der „Figaro", „sprach Jeder von seiner Kriegslust, man hörte nur den Ruf: ‚Am Tage der Gefahr werden wir da sein und gegen den Feind ziehen!' — jetzt aber haben sich die Heftigsten, Leidenschaftlichsten und Kriegerischsten plötzlich als vortreffliche Familienväter entpuppt, die um das Wohl ihrer Kinder besorgt sind. Daher dieses Uebermaß von Klagen und Reklamationen." Aus anderen Artikeln des Blattes ging hervor, daß die Wortführer der Klubs immer heftiger auf den lange versprochenen großen Ausfall drangen, der Regierung alle Mittel vorrechneten, über die sie zu gebieten habe und General Trochu drohten, das Volk werde selbst die Sache in die Hand nehmen, wenn er noch länger zögere.

Mochte man das allenfalls für Zeitungsgeschwätz halten, so befand sich doch auch eine ganz kurze Notiz in dem Blatte, die uns zur Warnung dienen konnte. Sie lautete: General Trochu habe der Barrikadenkommission sagen lassen, sie möge sich für die nächsten Tage in Permanenz halten. Der König äußerte darauf: „Soll mich garnicht wundern, wenn sie an demselben Tage, wo nun Manteuffel und Fritz Carl in Thätigkeit treten, auch hier ihren großen Ausfall versuchen. Sie haben immer noch bessere Verbindungen, als viele Herren glauben wollen und werden sie schon benutzen!"

Auch während der Nacht zum 26. waren keine Nachrichten von Wichtigkeit eingegangen und doch mußte sich die Entscheidung entweder schon vollzogen haben, oder doch dicht bevorstehen. Ich hatte aus Belgischen und Schweizer Zeitungen Alles zusammengesucht, was über die feindlichen Streitkräfte bei Amiens und Orleans irgend Aufschluß geben konnte und das Facit lautete nicht besonders tröstlich für uns. An beiden für den Augenblick bedrohtesten Punkten war der Feind in der Zahl stärker als wir; auch an Wiederherstellung der Disziplin arbeiteten die Generale mit Eifer, ja in einzelnen Fällen mit Grausamkeit, aber eben deswegen mit sichtlichem Erfolge. Vom ersten Augenblicke an, wo sich nach dem Rückzuge der Baiern aus Orleans die Dinge dort zweifelhaft ge=

stalteten und man anfing, sie mit größerer Vorsicht zu behandeln, hatte ich geglaubt, der König würde sich selbst auf das dortige Kriegstheater begeben, denn seine Anwesenheit hatte noch überall elektrisirend gewirkt. Da ich wußte, daß der König sich nirgends glücklicher und zufriedener fühlte, als in der Mitte seiner Truppen, in anstrengender Thätigkeit und in dem Bewußtsein, sein schweres, verantwortliches Amt zu erfüllen, so müssen wohl überwiegende Gründe vorgelegen haben, die ihn in Versailles fesselten. Ich kannte sie aber nicht, konnte sie also nicht beurtheilen. Der Flügeladjutant Graf Waldersee wurde jedoch zum Prinzen Friedrich Carl geschickt und hat ihm wahrscheinlich die Befehle des Königs überbracht. — In den Pariser Zeitungen war Kaiser Napoleon III. mit dem Spitznamen Badinguet bezeichnet worden und der König hatte mich gefragt, was denn eigentlich dieses Wort bedeute? Nach angestellten Erkundigungen konnte ich berichten, daß Prinz Louis Napoleon seine Flucht aus der Festung Ham in den Kleidern eines Maurergesellen, Namens Badinguet, bewerkstelligt und später von der revolutionären Partei beschuldigt worden sei, diesen Badinguet ermordet zu haben. Da die Gegner des Kaisers voraussetzten, daß ihm dieser Name eine unangenehme Erinnerung sei, so gebrauchten sie ihn mit Vorliebe. Wie König Louis Philippe wegen seiner birnenförmigen Frisur Père La Poire genannt wurde, so Kaiser Louis Napoleon: Badinguet.

Am 27. sagte mir der König, daß er am Tage vorher den erkrankten Generaladjutanten von Boyen besucht habe und dasselbe beim Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin thun werde, dessen Gesundheit sehr angegriffen zu sein schien. Bei Gelegenheit eines Besuches des Lazareths im Schlosse hatte der König auch wieder die Galerie des Batailles angesehen und sprach mit Bewunderung von diesem großartigen Museum des Nationalruhms. Als ich auf die Wirkung hinwies, welche jene vortrefflichen Bilder auf den kriegerischen Geist der Nation gemacht hatten und erwähnte, daß viele tüchtige Maler in der Heimat den Wunsch hegten, ebenso auf den Volksgeist einwirken zu können, sagte der König ganz kurz: „Ist bei uns nicht nöthig!" Ich habe oft über diese wenigen Worte nachgedacht und sie mit jedem Male richtiger gefunden. Kriegerischen Geist brauchen wir nicht und wollen wir nicht und militärischen Geist haben wir schon, auch ohne Museumsbilder. Gestern Mittag hatte Mr. Odo Russell eine längere und wie es schien entscheidende Konferenz mit dem Grafen Bismarck gehabt. Denn als er nach Hause kam, äußerte er auf die Frage eines Zeitungskorrespondenten, wie denn die Sachen ständen: „All right, there will be no fighting!“ und Graf Bismarck, der gleich nach der Konferenz zum Könige gegangen war und dann ein Telegramm nach Petersburg expedirt hatte, war zu seinen Beamten in die Kanzlei gekommen und hatte zufrieden lächelnd bemerkt: „Man sagt immer, ich mache Krieg! Nun, diesmal hoffe ich den Frieden gemacht zu haben!"

Am 28. konnte ich dem Könige mehrere Telegramme über den Sieg des Generals von Manteuffel bei Amiens bringen, die den König nur um so begieriger auf die Details machten, von denen allerdings noch nichts bekannt sein konnte, auf die es aber gerade in dieser Phase des sich neu entwickelnden Kampfes ganz besonders ankam. War doch derselbe ein sehr hartnäckiger gewesen, der Feind also keineswegs entmuthigt und kampfscheu. Ich hatte nach Mittheilungen des Majors von Hagen, vom Lithauischen Dragoner-Regiment, dem persönlichen Adjutanten des Prinzen Albrecht, einen größeren Aufsatz über die Leistungen unserer Kavallerie geschrieben und in der Kreuz-Zeitung drucken lassen. Eben, als ich früh sieben Uhr zum Könige ging, war Nr. 276 dieser Zeitung angekommen und als ich erzählte, daß ich den Aufsatz geschrieben hatte, mußte ich ihn von Anfang bis zu Ende vorlesen. Ich durfte auch nicht verschweigen, daß ich den größten Theil des Aufsatzes dem Korrespondenten des „Daily Telegraph", Kingston, mitgetheilt hatte, so daß er auch schon in England bekannt war. Der König verbesserte fast Nichts an der Darstellung und schien sich darüber zu freuen, daß seinem Bruder Albrecht darin volle Anerkennung für sein überaus braves Benehmen zu Theil geworden war. Später ist die Arbeit auch im „Soldatenfreund" abgedruckt worden.

Mit dem 29. November begann nun eine Reihe von ereignißreichen Tagen, aus denen ich wenig von persönlichem, desto mehr aber von allgemeinem Interesse aufzeichnen kann. Ich hatte am 28. einen Brief des Prinzen Albrecht aus Illiers datirt, erhalten, waraus hervorging, daß die 4. Kavallerie-Division, welche dem Großherzoge von Mecklenburg attachirt war, nun auch die Richtung nach Südosten auf Le Mans aufgegeben und sich direkt südlich nach Orleans gewandt hatte. Man zog also die bis dahin getheilt gewesenen Kräfte auf einen Punkt zusammen und der König schien damit sehr zufrieden zu sein. Als ich ihn verließ, kamen die ersten Nachrichten von einem Ausfall, den die Pariser gegen L'Hay begonnen hatten. Das VI. Armee-Korps unter dem General von Tümpling wies ihn zwar, wie gewöhnlich, zurück; die Gefangenen sagten aber aus, von nun an würde es täglich so lange Ausfälle nach allen Seiten geben, bis man der Nord- und Süd-Armee die Hand reichen könne. Kaum war dieser Angriff zurückgeschlagen, so liefen die ersten Nachrichten von der blutigen Schlacht des X. Korps bei Beaune la Rolande ein. Also hatte auch die Armee des Prinzen Friedrich Carl angebissen und nach langer Ruhe tobte der Kampf wieder auf allen Seiten. Von dem heutigen Diner im Hotel des Réservoirs konnte ich dem Könige eine amüsante Anekdote erzählen. Mr. Odo Russell hatte dort mit Preußischen Offizieren über den bevorstehenden Fall von Paris gesprochen und dabei gefragt: „Aber was will Preußen mit dieser Unzahl von Gefangenen und Waffen anfangen?“ Die prompte Antwort hatte gelautet: „Was die Waffen

betrifft, so werden jetzt schon alle Gewehre mit englischem Fabrikstempel ausgesucht, um sie an Rußland zu verkaufen!" Ein vortreffliches Paroli auf das von den Engländern in Anspruch genommene Recht, ihre Waffen an Jeden in England zu verkaufen, der sie ihnen bezahlt. Wahrscheinlich ist diese schlagende Antwort Ursache gewesen, daß mir etwa acht Tage später der genannte Herr eine Note mittheilte, welche er von dem Kriegsministerium aus London erhalten. Sie erklärte offiziell, daß nur solche mit dem Towerstempel versehene Gewehre in den Handel gekommen sein könnten, welche als unbrauchbar ausrangirt und meistbietend verkauft worden wären. Wahrscheinlich hatte mir Odo Russell dies Dokument nur in der Absicht zukommen lassen, daß ich es Seiner Majestät mittheilen sollte. Ich that das auch; der König äußerte aber Nichts darüber, sondern begnügte sich damit, zu fragen, wo ich das Schriftstück her habe, dessen „red tape" ja schon den offiziellen Ursprung bekundete.

Was die Gefangenen von L'Hay ausgesagt hatten, schien sich am 30. November voll und ganz bestätigen zu wollen. Von früh an brachte der Telegraph eine Nachricht nach der anderen von Ausfällen nach allen Seiten. Es stellte sich aber sehr bald heraus, daß nur der nach Osten gegen die Württembergische Division ernstlich gemeint war,

während die übrigen blos unsere Aufmerksamkeit fesseln sollten. Der Generalsvortrag dauerte diesmal sehr lange und spät am Abend wurde General Graf Moltke noch einmal vom Könige empfangen. Man erfuhr, daß drei Dörfer, Brie sur Marne, Villiers und Champigny an die Franzosen verloren gegangen waren, aber auch, daß sofort Befehle gegeben worden, diese Dörfer um jeden Preis wieder zu erobern. Dagegen war das Gefecht um den Mont Mesly den Franzosen ungünstig gewesen. Es herrschte den ganzen Tag über eine außerordentliche Thätigkeit und Unruhe in Versailles. Jedermann fühlte, daß noch ganz andere Schwierigkeiten zu besiegen waren, als der Widerstand der Hauptstadt! — Alle englischen und amerikanischen, auch einige deutsche Reporters eilten auf den Kampfplatz und mehrere von ihnen, die noch spät Abends zurückkehrten, ließen die Ohren gewaltig hängen, da sie unterwegs nur ungünstige Nachrichten gehört und garnicht einmal bis an den eigentlichen Rayon des Gefechtes vorgedrungen waren. Gegen Mittag hieß es, der König wolle zu Pferde steigen und selbst auf den Kampfplatz eilen. Es unterblieb aber, da er doch erst mit einbrechender Dunkelheit dort angekommen sein würde.

Mit den Berichten vom Kampfplatze kamen während der Nacht auch Zeitungen aus Paris, welche man bei Todten und Gefangenen gefunden hatte. Sie enthielten unter Anderem den berühmten Tagesbefehl des Generals Ducrot, in welchem er den Parisern zugerufen: nur siegreich

oder todt zurückzukommen, und ich konnte dieses pompöse Dokument am Morgen des 1. Dezember dem Könige vorlesen; ebenso eine Menge der wüthendsten Artikel des von Felix Pyat redigirten „Combat", welche den General Trochu endlich zu dem Versuche eines wirklich großen Ausfalls getrieben zu haben schienen. Sie waren in der That der Art, daß ein Volksaufstand nahe schien. Das bei Weitem Wichtigste war indessen die aus den verschiedensten Zeitungen hervorgehende Gewißheit, daß dies der lange angekündigte große Ausfall, die sogenannte „Trouée", hatte sein sollen. Er war mißlungen, Dank der außerordentlichen Tapferkeit unserer Truppen! Allerdings war die Hälfte des Dorfes Champigny am Abend des 1. Dezember noch von den Franzosen besetzt, wurde aber am Morgen des 2. auch wieder zurückerobert, so daß nun Alles genau auf derselben Stelle stand, wie vor dem großen Ausfall. Am 4. früh marschirten die Franzosen noch einmal mit drei vollständigen Armee-Korps Champigny gegenüber auf und es schien, als würde es an diesem Tage zu einer entscheidenden Schlacht kommen; gegen Mittag begannen sie aber nach Paris hinein abzuziehen. Im Hauptquartiere hatten die Nachrichten von der Loire und von dem Ausfall Unruhe genug verursacht und der König war mit Arbeiten überhäuft.

Die Meldung vom Siege des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin über Chanzy kam am 2., die von der Wiederbesetzung von Orleans am 5. und mit ihr kehrte wieder vollständige Ruhe und Zuversicht bei Allen ein. Am 3. Vormittags fuhr der König zu seinem Schwiegersohn, dem Großherzoge von Baden, zur Geburtstagsgratulation für seine Tochter und empfing gleich darauf den Prinzen Luitpold von Baiern, der einen eigenhändigen Brief des Königs von Baiern, wohl die Angelegenheit der Neugestaltung Deutschlands betreffend, überbrachte, und einen Prinzen von Grusien, General-Adjutanten des Kaisers von Rußland. Es waren bewegte und ereignißreiche Tage, diese ersten des Dezember! Das Material für meine Morgenberichte häufte sich so, daß es kaum noch in der kurzen Spanne Zeit während des Kaffeetrinkens bewältigt werden konnte. Einen ungemein komischen Eindruck machte in dem aus Tours gekommenen Bulletin die Phrase: „L'Armée de la Loire discontinue son mouvement en avant,“ und die gleich darauf folgende: „On ajourne le mouvement sur Paris.“ Am 7. wurde ein Generalstabs-Offizier nach Paris geschickt, um dem General Trochu die Wiederbesetzung Orleans mitzutheilen. Wie wenig Anerkennung diese Höflichkeit fand, ist bekannt. Die bald nach dem Einrücken in Orleans bei Meuny, Beaugency und Marchenoire stattgefundenen Gefechte gegen den General Chanzy gaben auch allerlei zu bedenken. Chanzy hatte sich nicht über die Loire zurückdrängen lassen, sondern war nach Nordwesten ausgewichen und hatte drei

Tage lang, ohne einen Angriff abzuwarten, stets von Neuem selbst angegriffen, trotz der immer wiederkehrenden Mißerfolge. Es sah fast so aus, als stände man zum ersten Male in diesem Feldzuge in ihm einem wirklichen Feldherrn gegenüber!

Am 7. Morgens war ich in Verlegenheit, was ich thun sollte. In der Nacht hatte ich ein Telegramm aus Berlin bekommen, welches das Ableben der Prinzessin Luise von Preußen, der jüngsten Schwester des Königs, meldete. Sollte ich das dem Könige mittheilen? Als ich eben in die Präfektur treten wollte, sah ich den Wagen des Kronprinzen vorfahren und ihn zu seinem Vater hinaufeilen. Vom Kammerdiener hörte ich, daß der Kronprinz schon gestern den Befehl ertheilt, es möchte dem Könige keine Depesche aus dem Haag übergeben werden, bis er sie nicht gelesen. Auch das Telegraphenbüreau war dahin instruirt worden. Die Depesche an mich aber, als an eine Privatperson, wurde sofort bestellt, ist jedoch, nachdem ich Obiges gehört, von mir nicht benutzt worden. Als der Kronprinz seinen Vater verlassen hatte, fand ich den König sehr betrübt. Er las mir selbst die durch seinen Sohn erhaltene Depesche vor und sprach mit großer Wehmuth von seiner Schwester und dem Prinzen Friedrich der Niederlande, der ihm seit seinen Jünglingsjahren immer sehr nahe gestanden. Alle

im Hauptquartier anwesenden Prinzen des Königlichen Hauses, Zugethane und Anverwandte, machten im Laufe des Vormittags ihre Kondolenzbesuche. Mittags aß der König allein mit seinem Bruder Carl. — So sollte in dieser schweren Zeit auch Familientrauer und Schmerz ihm nicht erspart bleiben!

Von den Gefechten bei Orleans waren abermals eroberte Geschütze nach Versailles gebracht worden, die der König am 8. nach einem Besuche des Lazareths im Schlosse besichtigte. An demselben Tage empfing er auch eine Deputation aller bei der Armee anwesenden Russischen Offiziere, welche Ritter des St. Georgen-Ordens waren, um deren Glückwünsche zu dem am 9. stattfindenden Ritterfeste dieses Ordens entgegen zu nehmen. Die Deputation wurde von dem General Grafen Kutusow geführt und zur Königlichen Tafel geladen.

In diesen Tagen war viel davon die Rede, ob man die Operation nach der Wiederbesetzung von Orleans und der wahrscheinlichen Einnahme von Tours und vielleicht auch Bourges noch weiter und zwar bis Lyon ausdehnen solle. Unser Agent in dieser Stadt hatte eine vortreffliche Karte der Umgegend derselben geschickt, in welche alle neuerrichteten Festungswerke korrekt eingezeichnet waren, und

ich legte diesen Plan dem Könige vor, der ihn lange und aufmerksam betrachtete und endlich sagte: „Aber erst müssen wir hier fertig sein!" Später hörte ich, daß der Plan zur Vervielfältigung nach Berlin geschickt worden sei und die Sektionen der Generalstabskarte, südlich der Loire, ebenfalls in Bestellung gegeben wären. Darin lag ein Beweis, daß die früher ausgesprochene Ansicht des Königs, — der Krieg werde sehr viel länger dauern, als man nach den Erfolgen der ersten vier Wochen erwartet, jetzt auch von den Anderen getheilt wurde.

Paris lag todt und stumm wie ein großes Räthsel vor uns. Seitdem die Feldpolizei die geheimen Verbindungen mit der Stadt entdeckt, hatten diese gänzlich aufgehört, weil die Betheiligten sich beobachtet sahen; daher erhielten wir auch im Hauptquartier keine Nachrichten und keine Zeitungen mehr, so daß ich fast vierzehn Tage lang nur auf das Vorlesen aus belgischen Zeitungen beschränkt war. Naturgemäß mußte es mit jedem Tage in Paris schlechter werden, wie lange es aber noch bis zur Bezwingung dauern könne, darüber wagte Niemand mehr eine bestimmte Meinung zu äußern, seitdem General Chanzy seinen geschickten strategischen Schachzug gemacht, sich nicht hatte über die Loire werfen lassen, sondern nach Le Mans ausgewichen war.

Am 9. Dezember traf Fürst Lynar von seiner Sendung nach München wieder in Versailles ein, und von diesem Augenblicke an hieß es allgemein, der König werde schon als Deutscher Kaiser in Paris einziehen und es werde eine feierliche Krönung stattfinden. Als ich indessen am 10. früh ein während der Nacht aus Berlin eingegangenes Telegramm vorlas, nach welchem der Reichsrath sich damit einverstanden erklärt hatte, daß der Präsident des deutschen Bundes den Kaisertitel annehme, und erwähnt wurde, der König von Baiern habe diesen Titel angeboten, König Wilhelm aber denselben angenommen, äußerte der König gegen mich: „Wer kann sagen, daß ich ihn angenommen? Das kann Niemand sagen!" — Den Neuigkeiten gegenüber, die mir auf allen Straßen entgegentönten oder jeder Besuch mir zutrug, klang das freilich nicht sonderlich bestätigend. Natürlich sagte ich Niemandem etwas von dieser Aeußerung des Königs, machte mir aber meine eigenen Gedanken darüber.

Am 13. konnte ich wieder eine angenehme Zuthat zum Kaffee bringen, nämlich die Kapitulation der kleinen Festung Pfalzburg im Elsaß und die Besetzung der Stadt Dieppe durch unsere beiden Garde-Dragonerregimenter. Dagegen stimmte die Ankunft des Kaiserlich Russischen General-Adjutanten, Fürsten von Wittgenstein, die Hoffnungen auf einen baldigen Fall von Paris sehr herab. Der Fürst schilderte die Zustände dort so couleur de rose, daß der Thermometer der Erwartungen merklich sank. Allerdings konnte man Vieles auf die bekannten Sympathieen des Fürsten für alles Französische schreiben, immer blieb aber noch genug

Thatsächliches übrig, um die endliche Kapitulation erst zu Ostern des nächsten Jahres wahrscheinlich zu machen. Der Eindruck, den der Aufenthalt und die Gespräche des Fürsten in den höchsten Kreisen des Hauptquartiers machten, war ein sehr unvortheilhafter, was überall, namentlich in den Abendgesellschaften der Königlichen Prinzen, laut genug zum Ausdrucke kam: ja es wurde sogar darüber nach Petersburg berichtet.

In diese Zeit fällt ein sechstägiges Abschließen des Grafen Bismarck von allen Geschäften. Es begann mit dem Tage der Rückkehr des Fürsten Lynar, an welchem der Graf zum letzten Male zum Vortrage beim Könige gewesen war. Anfangs hieß es, er sei unwohl, sehr bald erfuhr man aber, daß dies nicht der Fall sei. Am 14. kam eine Nummer des „New York Herald" in meine Hände, dessen Korrespondent ausführlich von den Meinungsverschiedenheiten und Mißhelligkeiten zwischen dem Grafen Bismarck und dem General von Moltke erzählte und seine Mittheilungen aus einer Unterhaltung mit dem Bundeskanzler geschöpft haben wollte. So interessant der Artikel auch war, wagte ich doch nicht, ihn dem Könige vorzulesen. Was zu dieser Zeit vorgegangen, habe ich wohl mit allen möglichen Variationen erzählen hören, aber keine Bestätigung dafür erhalten. Allerdings stimmten die Hauptsachen mit jenem Artikel des „New York Herald" überein. Am 14. muß die Sache beendet gewesen sein, denn an diesem Tage machte Graf Bismarck, in Begleitung des Kriegsministers von Roon, einen Besuch beim General von Moltke, und am 17. wurden

zum Generalsvortrage auch die Artillerie- und Ingenieurgenerale des großen und des Hauptquartiers der III. Armee zugezogen, woraus man schloß, daß es nun doch mit dem Artillerieangriff gegen Paris Ernst werden dürfte.

So wichtig diese Vorgänge und Verhältnisse auch für die betreffenden Personen und die von ihrer Leitung abhängenden Dinge gewesen sein mögen, so traten sie doch gegen die Begebenheit des 18. Dezember, die Annahme des Kaisertitels durch König Wilhelm vollständig in den Hintergrund. Schon mit dem 4. Dezember war der Winter und zwar für Frankreich ein ungewöhnlich harter, eingezogen, demgemäß auch die Stimmung eine sehr viel andere geworden. Mit welchen Gefühlen sah man durch dieses Schneegestöber auf die Hoffnungen und Illusionen des Monats September zurück! — Bis dahin überall die Angreifenden, waren wir jetzt selbst im Norden, Westen und Süden angegriffen und dabei auf einen Punkt festgebannt, der unerwartet heroischen Widerstand leistete! Da war denn für Viele die definitive Entscheidung des 18. Dezember ein Trost und eine Befriedigung, die mit vollem Enthusiasmus durchlebt wurde. Ich fand den König am Morgen dieses Tages in einer sehr ernsten Stimmung und unzufrieden, daß nun schon seit drei Tagen keinerlei Nachrichten von den Kriegsschauplätzen im Süden und Südwesten ein-

gegangen waren. Wenn ich auch nichts dergleichen brachte, so konnte ich doch den Leitartikel des in Bordeaux erscheinenden „Journal Officiel" vorlesen, der im melancholischen Tone das Thema „Même, quand il faudrait finir par céder" — — behandelte. Der König wollte diese anscheinend plötzliche Umkehr in dem offiziellen Blatte der Männer vom 4. September garnicht glauben und überzeugte sich erst mit eigenen Augen, daß ich mich nicht verlesen hatte. Zwar hatte ich bisher stets vermieden, die Kaiserangelegenheit zu erwähnen und auch nur einmal etwas darauf Bezügliches vorgelesen, mußte aber heute doch fragen, wann ich mich einfinden sollte, um die Antwort des Königs an die Deputation des Norddeutschen Bundestages für die Presse niederzuschreiben, da ich mich bei einer so wichtigen Sache nicht auf mein Ohr allein verlassen könne. „Garnicht," lautete die Antwort, „denn es wird das keine nur persönliche, sondern eine Staatshandlung sein, welche der Gegenzeichnung bedarf und also durch Bismarck auf den Telegraphen gegeben werden muß. Sie können ja dann das Amtliche für die Zeitungen benutzen!" Das war Alles. Ich erbat nur noch die Erlaubniß für den Maler Schulz, irgendwo in einer Ecke dem feierlichen Vorgange beiwohnen zu dürfen, damit das Bild für das Album des Königs fixirt werde, und erhielt sie auch, so daß später in Berlin das betreffende Albumblatt entstehen konnte.

Die Uebergabe und Beantwortung der Bundestags-adresse war ungemein feierlich und ebenso ergreifend; jedenfalls stand sie in sonderbarem Gegensatze zu der Auffahrt der Deputirten, welche sehr eigenthümliche Momente bot. Man hatte nämlich alle möglichen Equipagen aus längst vergessenen Remisen der Stadt hervorgeholt und sie mit Trainpferden bespannt, die von Soldaten aller Waffengattungen geritten wurden; z. B. war eine vierspännige Equipage mit Feldpostillionen und Postgespann, eine andere wieder von Husaren gefahren, eine dritte von Trainsoldaten!

Beim Hören der Adresse und bei seiner Antwort war der König sichtlich tief ergriffen, ja, in einem Grade, wie ich es wenigstens noch nie gesehen hatte. Ich verstand meinen vortrefflichen Königlichen Herrn nur zu gut und es bedurfte für mich keiner Erklärung dieser tiefen Bewegung! — Da ich die Beschreibung des ganzen Vorganges in der „Neuen Preußischen Zeitung" zusammengefaßt habe, so vermeide ich eine Wiederholung derselben. Für meine Person will ich nur erwähnen, daß ich während des ganzen Vorgangs den Vergleich mit der Ueberreichung jener Adresse auf der Burg Hohenzollern nicht loswerden konnte, welche ja auch der Präsident Simson vorgelesen hatte! Was war seit jener Zeit in Deutschland, was war seit 1864 in Europa geschehen und geworden! —

Am 19. früh trat ich mit sonderbaren Gefühlen in das Zimmer des Königs, der ganz unbefangen, als ob garnichts geschehen wäre, mich wie gewöhnlich fragte: „Nun, was bringen Sie mir heute?“ — Obgleich der König in seiner gestrigen Antwort die Annahme des Kaisertitels noch von der Genehmigung des ersten, wirklich deutschen Reichstages abhängig gemacht hatte, so war an dieser doch nicht zu zweifeln, und mir gegenüber saß heute also zum ersten Male ein Fürst, der durch seine Thaten ein wirkliches, nicht blos geographisches Deutschland geschaffen! Dennoch war Er selbst gänzlich unverändert; immer derselbe ruhige, klare Ausdruck, dieselbe freundliche Miene, dasselbe, — ich möchte sagen, — sachliche Wesen und ruhige Beherrschen des Moments. Fast seine ersten Worte waren: „Was sagen Sie dazu, daß Wilhelm von Baden verwundet worden ist?“ und dann: „Ich glaubte schon, die Herren in Paris würden den gestrigen Tag zu einem Ausfalle benutzen; wenigstens hatte es allen Anschein. Wird aber nun wohl in den nächsten Tagen etwas geben! Bis zum Beginn der Ceremonie kanonirte gestern der Mont Valérien ganz gewaltig.“

Am 20. hatte ich sehr widersprechende Nachrichten zu bringen. Ein aufgefangener Ballonbrief des Generals Vinoy an seine Frau sprach von den Entbehrungen, denen Paris unterliege, so daß kaum noch Hoffnung auf längeren Widerstand sei. Dagegen hatten zwei in Kriegsgefangenschaft gerathene Preußische Offiziere, welche aus Paris entlassen worden, wo sie auf ihr Ehrenwort in Civilkleidern frei umhergegangen

waren, ausgesagt, daß alle Läden offen, die Omnibusse in Cirkulation und die Boulevards noch immer sehr belebt wären. Sie hätten, allerdings zu sehr theuren Preisen, aber doch ohne alle Mühe, wirkliche Beefsteaks — nicht etwa Pferdefleisch — und Spargel bekommen. Unsere Truppen hatten erzählt, daß bei dem Ausfall am 29. November französische Offiziere ihre Soldaten mit Säbelhieben zum Vorgehen getrieben, daß dasselbe Bataillon aber Nachmittags freiwillig einen muthigen Angriff mit dem Bajonnett bis zum Handgemenge gemacht.

Ebenso durchaus widersprechend lauteten Briefe aus dem Süden Frankreichs und was man über die Sicherheit von Versailles hörte. Die Straßen boten einen durchaus ruhigen Anblick und doch gingen bei der Kommandantur und der Feldpolizei Anzeigen ein, man möge auf der Hut sein, da viele verdächtige Personen in die Stadt gekommen wären und sich versteckt hielten, Franktireurs angeworben würden und irgend ein gefährliches Unternehmen beabsichtigt scheine. Daß unsere Behörden Gründe hatten, diese Symptome nicht zu mißachten, bewies die am Tage darauf stattfindende allgemeine, sogar von Truppen unterstützte Haussuchung, welche überraschend schnell angeordnet und mit

größtem Nachdrucke ausgeführt wurde, so daß während einiger Stunden jeder Verkehr in Versailles stockte. Alle Vorbereitungen waren sorgfältig geheim gehalten worden und Niemand im Hauptquartier ahnte etwas, als plötzlich mehrere Bataillone Infanterie vom Schloßplatze her in die drei großen Avenuen einrückten, an allen Straßenecken Sektionen und vor jedem Hause einen Posten zurückließen. Kavallerie-Patrouillen wiesen in den kleinen Straßen die Leute in ihre Häuser zurück; in allen Läden und Verkaufslokalen mußten die gerade anwesenden Käufer da bleiben. So waren alle Straßen plötzlich menschenleer geworden, während die Feldpolizei verdächtige Häuser durchsuchte. Auch hier Widersprüche; man fand Waffenvorräthe, aber bei Waffenhändlern, bei denen sich eben so gut nur eigennützige wie feindliche Absichten voraussetzen ließen; man fand versteckte französische Uniformen, von deren Existenz die Hausbewohner aber selbst nichts wußten, da die Eigenthümer Versailles längst verlassen hatten; man fand verdächtige Personen und allerlei Gesindel, aber in der That nicht mehr, als in jeder anderen, gleich großen Stadt. Jedenfalls verbreitete die mit solchem Apparat und solcher Strenge durchgeführte Maßregel einen so heilsamen Schrecken, daß es ihr zugeschrieben werden muß, wenn es später zu keinerlei Ruhestörungen im Hauptquartiere kam.

Während dies in Versailles vorging, tobte im Nordosten von Paris wieder ein Ausfall, den schon am Abend des 20. bedeutende Truppenansammlungen bei den Forts angekündigt hatten, auf den man also vorbereitet war. Als er begann, besorgte man eine Wiederholung der so blutigen Gefechte vom 29. November bis 4. Dezember bei Brie, Villiers und Champigny sur Marne, und wahrlich, die schweren Verluste, die wir in jenen Tagen gehabt, rechtfertigten jede Besorgniß. Es war denn auch, bis zum Eingange bestimmter Nachrichten, daß der Ausfall abgeschlagen worden sei, sehr bewegt im Hauptquartier, umsomehr als die Pariser Garnison auch gegen Sèvres, also in der Richtung auf Versailles, demonstrirte. Die Truppen, welche am 22. dorthin dirigirt wurden, kamen mit abgeschnittenen Tannenbäumen, mit denen sie den heiligen Weihnachtsabend feiern wollten, nach Versailles zurück. So gingen auch diese beiden Ausfälle wirkungslos vorüber, steigerten aber allerdings den allgemeinen Wunsch, daß nun endlich auch von deutscher Seite mit einem ernstlichen Angriffe gegen Paris vorgegangen werden möge.

Am 23. las ich dem Könige die Notizen vor, die mir Prinz Albrecht von Preußen aus Sergueux über die Gefechte bei der Loire-Armee zugesandt hatte, damit ich sie für meine Berichte gebrauchen könnte. Da sie großes Interesse erregten, so theile ich hier aus dem Originale Folgendes mit:

Sergueux 13/12. 70. Am 12/12. früh Brief schleunigst beendet und vergessen zu bemerken: Am 2/12. Baierische Kürassier-Brigade kommandirt zur IV. Kavallerie-Division und Abends wieder abgelöst. Am 8. IV. Kavallerie-Division rechten Flügel der 22. Infanterie-Division. (Baiern standen zwischen 22.—17. Division.) Wir arbeiteten uns gegenseitig in die Hände. Am 8. ein schwerer Tag, rollender Kanonendonner, Infanteriefeuer. Am 9. Kavallerie-Brigade (1. und 6. Ulanen-Regiment) bis an die Feuerlinie der 22. Infanterie-Division herangezogen, 8. und 10. Kavallerie-Brigade unter meinem Befehl detachirt, auf äußersten rechten Flügel der Armeeabtheilung, demonstrirt allein gegen feindliche, etwa stattfindende Umgehung; gegen alle Gewohnheit wagt sich feindliche Kavallerie acht bis zehn Eskadrons vor. Die 8. und 10. Kavallerie-Brigade nimmt gedeckte Aufstellung, mit der Absicht Franzosen anlaufen zu lassen; wird vereitelt durch Batterie, welche zu frühzeitig Feuer eröffnet. Feindliche Flanqueurs weit vor (mit Chassepots bewaffnet). Verwundete Leute und Pferde in unserer Kolonne. Bei den ersten Kanonenschüssen spritzen die feindlichen Kolonnen auseinander, in vollem Laufe fort und kein Wiedersehen! (Prinz Altenburg, Russischer Oberst, zu mir kommandirt, dem eine Granate vorbeifliegt, fast ohnmächtig.) Anstrengender Tag für die IV. Kavallerie-Division und ihre Brigaden, welche am 9. um 1 Uhr Nachts erst in Kantonnirung kommen und am 10. früh fünf Uhr schon wieder ausrücken. Nachts die Mannschaft übermüdet, Kochen unterlassen. Ration nur 1½ Metze pro Tag, Portionen nach Maßgabe der Entfernung

der Brigade vom Stabe (wo sie empfangen müssen, da die eigenen Wagen leer); wenig genügend in der Quantität. Proviantkolonnen, wegen Glatteis, erreichen keinen Anschluß. Kälte und Glätte unleidlich. Gesundheit der Mannschaft gut. Laune herrlich! Pferdebeschlag wegen Einrückens der Regimenter bei Finsterniß kann nur theilweise besorgt werden. Vier zusammengeschmolzene Infanterie-Divisionen behaupten drei Tage hindurch unsere Position mit äußerster Anstrengung, keinen Fuß breit verlierend, aber auch wenig gewinnend. IV. Kavallerie-Division unterstützt die Infanterie-Divisionen nach Möglichkeit, indem sie die vorstoßende feindliche Infanterie von Umgehungen unseres rechten Flügels abhält. Meine reitenden Batterien verschießen sich, müssen neue Munition haben. Am 10. Kanonendonner weniger stark; am 11. verschwindet er ganz. Ruhe für zwei meiner Kavallerie-Brigaden; die 10. Brigade entsendet zwei Eskadrons nach Chateaudun auf Befehl von der Armeeabtheilung, welche einen feindlichen Durchbruch nach Norden vermuthet. Marsch von Baccon bis Chateaudun, sechs Meilen. Meldung jener Eskadrons, daß kein Feind dort. Mein Hauptquartier: Baccon, vom 8. bis zum 11. Die Brigaden nördlich davon bis Charsonville und noch weiter zurück. Demgemäß sind die Märsche für die Brigaden sehr anstrengend, die Pferde müssen wegen Glätte meilenweit geführt werden. Major von Hagen bedenklich erkrankt an Ruhr. Major von Reclam Augenentzündung. Beide seit acht Tagen in Orleans. Wir bis heute wohl. X. Korps traf am 10/12. früh bei Beaugency ein. Dies nur Notizen. Albrecht.

Da so detaillirte Berichte selten bis zum Könige gelangten, der eben für gewöhnlich seinen Blick nur auf das Ganze des großen Kriegsschauplatzes und auf die Massen richten kann, so interessirten sie ihn sehr, um so mehr, als sie den guten Ruf, den sich sein jüngster Bruder durch seine persönliche Tapferkeit und geschickte Führung in der Armee schon erworben hatte, bestätigten. Uebrigens hatte ich noch öfter Gelegenheit Mittheilungen, sowohl des Prinzen selbst als seiner militärischen Umgebung, dem Könige vorzulesen.

Am 24. war Oberstlieutenant Graf Waldersee, Flügeladjutant des Königs, von seiner Sendung zur Loire-Armee zurückgekommen und bestätigte, daß durch die Bewegung des General Chanzy auf Le Mans der ganze bisherige Feldzugsplan gegen die dortige französische Armee geändert werden müsse. Es war nicht gelungen, den Feind über die Loire zurückzuwerfen und so diesen Fluß zu einer natürlichen Demarkationslinie zu machen. Dabei war die Witterung streng, die Truppen ermüdet, die Zufuhr schwer, die Verbindung unsicher. Voraussichtlich mußte eine Zeit der Ruhe zur Erholung und Erneuerung des Materials eintreten. Unter diesen Eindrücken wurde das heilige Weihnachtsfest in Versailles begangen. Wahrlich sehr viel anders, als ich bei der Ankunft hier erwartet hatte. Es wollte auch nirgends zu einer recht frohen Stimmung kommen. Einige Tage

lang hatte man sich erzählt, unsere Weihnachtsbescheerung für Paris würde in dem Beginne des Bombardements bestehen, aber gerade an dem bitterkalten Abende des 24. schwiegen alle Forts, so daß eine absolute Ruhe herrschte. Wie gewöhnlich, hatte der König selbst für die Bescheerung seiner Umgebung gesorgt und jedem eine Freude, eine sinnige Ueberraschung bereitet. Ich erhielt am ersten Feiertage früh ein kleines rothledernes Portefeuille. Es war jetzt Morgens bei meinem Eintritt in das Arbeitszimmer immer noch so dunkel, daß ich nur bei der auf dem Arbeitstische stehenden Lampe vorlesen konnte, was mir oft bei dem kleinen Druck der Zeitungen sehr schwer wurde. Wollte ich dann das Blatt dem Lichte der Lampe nähern, so mußte ich es so weit über den Tisch halten, daß es fast das Kaffeegeschirr bedeckte und den König genirte. So peinlich das für mich war, ließ es sich doch bis zum Hellerwerden nicht vermeiden. Zweimal passirte es mir auch, daß ich in der Eile bei der frühen Morgentoilette meine Brille vergessen hatte; der König lieh mir aber beide Male die seinige. So auch am 27. Dezember, der sich noch durch einen anderen Vorgang meinem Gedächtnisse eingeprägt hat. Als ich früh allein im Vorzimmer wartete, bis der König aus seinem Schlaf- in das Arbeitszimmer getreten sein würde, kam der Flügeladjutant, Oberstlieutenant Graf Lehndorff, der eine anscheinend sehr wichtige Nachricht zu bringen oder einen Befehl zu holen hatte, — vielleicht betraf es den am heutigen Tage beginnenden Artillerieangriff gegen den Mont Avron. Als er hörte, daß der König noch nicht in sein Arbeitszimmer getreten sei, und wohl wußte,

daß ich dann eintrat und wenigstens eine Stunde vorlas, bat er mich, ihn vorzulassen, da sein Auftrag Eile habe. Natürlich wartete ich, bis er wieder herauskommen würde. Die Thür blieb aber offen und als die leisegesprochene Meldung beendet war, hörte ich den König sagen: „Nun lassen Sie Seine Excellenz hereinkommen!“ — „Excellenz? Eure Majestät?“ antwortete Graf Lehndorff, „es ist Niemand im Vorzimmer, als der Hofrath Schneider.“ — „Nun ja, das ist ja eben meine Excellenz.“ — Lächelnd kam Graf Lehndorff heraus und sagte nun scherzend zu mir: „Excellenz möchten hereinkommen!“ Ich weiß nicht recht warum, aber es war mir im ersten Augenblick unangenehm, daß ein Dritter etwas von dem Scherze erfahren, den der König mit mir zu machen pflegte, wenn ich allein bei ihm war. Als ich hereintrat und der König fragte: „Nun, was bringen Sie mir heut?“ antwortete ich „Nur einige Pariser Zeitungen, Eure Kaiserliche Majestät!“ Da das Wort „Kaiser“ oder „Kaiserlich“ bis dahin noch nicht über meine Lippen gekommen war, so sah mich der König groß an und sagte dann: „Lassen Sie das!“ — Das merkte ich mir und habe die Weisung stets pünktlich befolgt.

An diesem Tage sah ich zum ersten Male zwei französische Fahnen der Garde mobile im Zimmer stehen, welche bei der Loire-Armee erobert worden waren. Als der Photograph

Schnäbeli später das Arbeitszimmer des Königs aufnahm, — das bekannte Bild, auf dem der König hinter seinem Arbeitstische steht, — sorgte ich dafür, daß diese beiden Fahnen in eine andere, auf dem Bilde sichtbare Ecke gestellt wurden. Ueberhaupt füllte sich das Zimmer des Königs, je länger der Aufenthalt dauerte, immer mehr. Es fanden sich Teppiche, Bücher, Geschenke aller Art aus der Heimat ein; so daß es anfing, fast so darin auszusehen, wie in dem Bibliothekzimmer in Berlin. Auch zum Kauf angebotene Bilder, Aquarelle, Photographieen 2c. bedeckten die Tische und der Kartenvorrath wurde immer größer.

Leider hatte ich die Erkrankung des Prinzen Albrecht von Preußen zu melden. Derselbe hatte seine Ankunft in Versailles melden lassen und ich hatte mich in das für ihn bestimmte Quartier begeben, um ihn zu empfangen. Statt seiner kam aber die Botschaft, daß er ernstlich erkrankt, in Maintenon bei Fontainebleau habe liegen bleiben müssen. Eine schlechte Fortsetzung der Nachrichten, die ich erst vor Kurzem über den Prinzen hatte bringen können!

Am 28. hörte ich vom Könige, daß der Bericht über den Beginn des Artillerieangriffes gegen den Mont Avron sehr günstig laute und vortreffliche Resultate verspreche, und von

dem diensthuenden Flügeladjutanten, daß Prinz Kraft von Hohenlohe und General von Kameke zur Audienz befohlen worden wären. Also die Chefs des Artillerie- und des Ingenieurangriffes. Somit schien es nun in der That Ernst mit dem Angriffe gegen Paris zu werden, und rasch belebten sich die Hoffnungen auf eine baldige Bezwingung der Hauptstadt. Es dauerte zwar noch einige Tage, bis Mont Avron den Franzosen vollständig genommen war. Unsägliches Schneegestöber, große Kälte und Erschwerung der Kommunikation durch Zufrieren der Seine verzögerten die Entscheidung; hernach war aber die Freude auch um so größer, daß auch unsere Artillerie ihr Uebergewicht über die zahlreiche und thätige der Belagerten bewiesen hatte.

Am 29. empfing der König den aus dem Haag von der Beisetzung der Prinzessin Friedrich der Niederlande zurückgekehrten Fürsten von Wied. Die Nachrichten aus dem Norden von der Manteuffelschen Armee lauteten günstig und ich konnte aus den mir reichlich zugehenden Belgischen Blättern dem Könige eine große Menge erfreulicher Details bringen; mehr als aus dem Süden, woher nur wenige glaubhafte Nachrichten kamen. Eigentlich war nur dasjenige, was unser Gesandte in der Schweiz, General von Roeder meldete, zuverlässig und dieser sprach von einem Plane Bourbaki's, in den Elsaß und auf unsere Kommunikationslinien mit Deutschland zu fallen. Vor Paris selbst war uns das Zufrieren der Seine sehr ungünstig, namentlich bei einem etwaigen Ausfall gegen Argenteuil oder St. Germain. Hier war der Fluß bisher ein vortreffliches Sicherungsmittel für unsere Einschließungs-

stellungen gewesen, denn jede Absicht, ihn zu überschreiten, konnte bemerkt und die dazu nöthige Zeit benutzt werden, um diesseits Truppen zur Abwehr zusammenzuziehen. Die Eisdecke gestattete aber das Uebergehen in Massen und in großer Ausdehnung. Auch gegen eine solche Gefahr glaubte man das beste Mittel in dem Beginne des Bombardements und des Angriffs auf die Forts Vanves, Issy und Montrouge zu erkennen und die Nachricht, daß in der Neujahrsnacht das Bombardement endlich beginnen solle, wurde deshalb um so lieber geglaubt.

Am 30. theilte mir der König mit, daß nach den am Abend vorher eingegangenen Berichten der Angriff gegen Mont Avron vollständig gelungen sei und die Franzosen gezwungen worden wären, das Plateau zu verlassen. Damit war dem uns bisher sehr gefährlichen System der Kontre-Approchen die Spitze abgebrochen, und gerade diese Thätigkeit der Belagerten war unstreitig die bedeutendste gewesen, denn ihre Ingenieure hatten das von Totleben in Sebastopol gegebene Beispiel gut angewendet. Bei der Wichtigkeit, welche um diese Zeit die kleine Festung La Fère in der Picardie durch die Bemühungen des Generals Faidherbe gewonnen hatte, las ich dem Könige den Bericht über die Einnahme derselben im Jahre 1814 vor, der wir bekanntlich die beiden Riesenmörser verdanken, die noch jetzt in Berlin als Trophäen am Zeughause aufgestellt sind. Obigen Bericht hatte ich mir mit anderen auf die Kampagne 1814 bezüglichen Schriften aus Berlin kommen lassen, um für etwaige Fragen und Vergleiche des Damals mit dem Jetzt gerüstet zu sein; ich ver-

dankte dieser Vorsicht viel für das eigene Verständniß der Vorgänge, habe auch Anderen damit aushelfen können. Im Laufe des Tages kam einer der Adjutanten des General-Inspekteurs der Artillerie, — ich erinnere mich nicht mehr genau ob Major Fassong oder Hauptmann von Rheinbaben, — zu mir, um zu fragen, welche Punkte des südlichen Theiles von Paris ich nach meiner Kenntniß der Stadt für besonders leicht entzündlich hielte? Ich machte auf die großen Halles au vin beim Jardin des Plantes, auf die ausgedehnten Holzhöfe zwischen der Seine und der Rue Mouffetard und die Fabriken zwischen dem Marsfelde und Grenelle aufmerksam. Die Entfernungen wurden sogleich nachgemessen und die Tragweite der Geschütze berechnet. Nun wußte ich, daß der Artillerieangriff nicht mehr lange auf sich warten lassen werde.

Der 31. ging aber ungewöhnlich ruhig vorüber. Ich hatte wieder eine Zeitung aus Paris bekommen, welche von dem Entsetzen der Bevölkerung über das „désastre“ vom Mont Avron und von der Entrüstung gegen den General Trochu sprach. Sie berechnete, daß mit dem 15. Januar auch die letzten Vorräthe erschöpft sein und dann die Hungersnoth eintreten würde, kalkulirte ganz richtig, daß nach der auf dem Mont Avron gemachten Probe der eigentliche Angriff nach dreimonatlicher Einschließung nun erst beginnen werde und die Hoffnung auf Entsatz schließlich aufgegeben werden müsse. Gegen Mittag empfing der König eine Deputation von sieben Offizieren seines Königlich Baierischen (6.) Infanterie-Regiments und Abends waren alle im Hauptquartier anwesenden Fürst-

lichkeiten in der Präfektur versammelt, um den Sylvester-Abend bei Punsch und Pfannkuchen heimatlicher Sitte eingedenk zu feiern. —



1871.

Wie anders begann das Neue Jahr als sonst! Auch hier war ich freilich, wie nun seit bald zwanzig Jahren, der erste, der nach dem Heraustreten aus seinem Schlafzimmer dem Könige zu Neujahr gratuliren durfte, aber in welcher Stimmung, in welcher Umgebung und mit welchen Aussichten für die nächste Zukunft geschah es diesmal! Da die offiziellen Gratulationen erst um neun Uhr begannen, so war ich über anderthalb Stunden allein mit dem Könige, der sehr ernst gestimmt schien und lange durch das Fenster auf die unwirthlich winterlichen Straßen hinaussah, ehe er sich zu mir umdrehte und mich fragte: „Wie haben Sie denn Ihren Sylvesterabend zugebracht?" — „Sehr einsam, Eure Majestät! Nach den Berichten an die Zeitungen einen langen Brief an meine Familie in der Heimat geschrieben und dann allerlei, nicht besonders erfreuliche Gedanken gehabt!" — „Ich habe auch erst spät einschlafen können; der Gedanke an unsere schweren Verluste ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Was müssen meine armen Truppen bei dieser Kälte leiden! und

nach so außerordentlichen Thaten! — dazu noch in Deutschland so schiefe Beurtheilungen der hiesigen Situation!“

Ich mußte nun doch meine Neujahrsgratulation anbringen, war auch bisher nie besonders verlegen um eine Redewendung gewesen. Dieser Stimmung gegenüber wußte ich aber doch nicht recht, was ich sagen sollte. Ich erlaubte mir daher, an das Telegramm zu erinnern, welches ich am 3. Juli 1868 aus Homburg an den König nach Babelsberg gesandt: „Sollte es aber den Bestrebungen Eurer Majestät nicht gelingen, so wünschen wir unserem Könige noch einen solchen Tag wie den 3. Juli 1866 bei Königgrätz!“ Dieser Wunsch sei nun im vergangenen Jahre bei Sedan glänzend in Erfüllung gegangen, darum wolle ich in diesem Jahre nicht wieder etwas ähnliches wünschen, es möchte sonst auch in Erfüllung gehen und zwei solcher Tage wären wirklich für eine Regierungsperiode genug!

Nachdem der gewöhnliche Zeitungsbericht beendet war, der im Großen und Ganzen einen günstigen Ueberblick gewährte, sagte der König zu mir: „Warscheinlich werde ich heute Ansprachen und Toaste erwiedern müssen. Sie können sich nach der Tafel melden lassen, wenn es vielleicht etwas aufzuschreiben giebt!“ In der That gab es allerlei aufzuschreiben; zunächst die Ansprache, welche der König dem im Schlosse versammelten Offizier-Korps bei der Gratulation hielt:

„Es haben große Ereignisse geschehen müssen, um uns an diesem Orte zu vereinigen. Ihrer Ausdauer und Ihrem Heldenmuthe ist es zu verdanken, daß wir bis an diesen Punkt gekommen sind. Aber wir sind noch nicht am Ziele. Große Aufgaben liegen noch vor Ihnen; aber die Thaten, die bis jetzt vollbracht sind, geben uns die Gewißheit, daß wir auch das Uebrige vollführen werden, um zu einem dauerhaften und ehrenvollen Frieden zu gelangen. Wir können getrost in die Zukunft sehen; mag Gott über uns entscheiden, wie Er will!"

Sodann die Antwort, welche der vom Grafen Eberhard von Stolberg geführten Deputation des Herrenhauses ertheilt worden war:

„Der Inhalt der von Ihnen verlesenen Adresse des Herrenhauses kann mich nur erfreuen und Sie legen mit Recht dem Orte und dem Tage, an welchem ich dieselbe von Ihnen entgegennehme, eine ihren Werth erhöhende Bedeutung bei. Was das Herrenhaus von den folgenschweren Ereignissen sagt, welche uns hierhergeführt, läßt mich der Armee gedenken, der wir diese Erfolge verdanken; läßt mich diesen Dank aber auch dem Herrenhause für die richtige Auffassung und die patriotische Unterstützung meiner Reorganisation der Armee aussprechen, die so lange anhaltenden Widerstand erfahren mußte, daß fast unsere Zukunft gefährdet erschien. Das werde ich dem Herrenhause nie vergessen! Noch eines anderen, hochwichtigen, uns noch bevorstehenden Ereignisses erwähnt Ihre Adresse, welches die so lange erstrebte Einheit Deutschlands darzustellen geeignet ist. Mit Ihnen sage ich,

möge sich dieselbe zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen befestigen und bewähren, möge es aber auch nie vergessen werden, daß Preußens ganze geschichtliche Entwickelung es ist, welche auf das jetzt erreichte Ziel hingeführt hat!"

Als ich dies Diktat dem Grafen Stolberg mittheilte, gab er mir auch sein Konzept zu der einleitenden Anrede bei Ueberreichung der Adresse.

Schließlich noch die Worte des Toastes, den der König bei der Tafel ausgebracht hatte:

„Ich erhebe mein Glas, um das neue Jahr zu begrüßen. Auf das vergangene blicken wir mit Dank, auf das beginnende mit Hoffnungen! Der Dank gebührt dem Heere, das von Sieg zu Sieg gezogen. Mein Dank aber gebührt den anwesenden deutschen Fürsten, die theils Führer in diesem Heere gewesen, theils sich ihm angeschlossen haben. Die Hoffnungen richten sich auf die Krönung des Werkes, auf einen ehrenvollen Frieden!"

Ebenso gab mir der König auch das Manuskript des zündenden Toastes, welchen der Großherzog von Baden als Antwort darauf ausbrachte, aber erst am folgenden Tage. Heute sagte er nur: „Lassen Sie sich doch den Toast geben, den der Großherzog von Baden bei der Tafel ausgebracht. Er hat mir versprochen, ihn aufzuschreiben und ihn mir zu bringen. Daß er nur nicht verunstaltet, — etwa nach bloßem Hören und Wiedererzählen, — in die Zeitungen kommt!" Mit diesem Auftrage eilte ich sogleich in die Wohnung des Großherzogs, theilte dort dem Hofmarschall mit, was der

König gesagt, und erhielt auch das Versprechen einer Abschrift zu meinem Gebrauche. Später beehrte mich der Hofmarschall mit seinem Besuche, um mir anzukündigen: da der Großherzog die Aufzeichnung seines Toastes Seiner Majestät selbst zu bringen versprochen, so habe er ihn, ohne weitere Abschrift, bereits dem Könige übergeben. Ich ging daher in die Präfektur und erhielt nun das Manuskript vom Könige selbst. —

Am 2. hatte ich eine direkte Veranlassung zu einer Gratulation, denn ich konnte dem Könige die Nachricht von der Kapitulation der Festung Mezières bringen. Auch aus dem Norden und Süden lauteten die Berichte günstig und ein Tagesbefehl des Generals Trochu gab zu, daß die Pariser über die „Evacuation“ (Verjagung!) des Mont Avron „profondément attristés“ wären. Als ich das Telegramm über den Fall von Mezières vorgelesen, sagte der König: „O, lassen Sie doch diese Nachricht dem General von Kameke zukommen. Er wird sich freuen, da er ja bis zu dem Augenblick vor Mezières kommandirt, wo ich ihn für den ernstlichen Angriff von Paris hierherberief.“ War mir dies einerseits ein neuer Beweis für die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen, welches der König für alle seine Generale hatte, so wußte ich nun doch auch, daß Paris nicht allein ausge-

hungert, sondern kräftig angegriffen werden sollte. Von Weihnachten bis Neujahr war mit größter Bestimmtheit behauptet worden, das Bombardement werde in der Nacht vom 31. Dezember zum 1. Januar beginnen. Da dies nun wiederum nicht geschehen war, hatte der Glaube an eine Beschießung überhaupt aufgehört. Um mich persönlich zu überzeugen, fuhr ich nach Villa Coublay zu unserem großen Belagerungsgeschützpark und sah die Abfahrt der Geschütze in die Batterieen in voller Thätigkeit. Während der Nacht sollten schon dreißig derselben nach Meudon dirigirt worden sein. Als ich zurückkehrte, erzählte mir Graf Waldersee, daß er als stellvertretender Chef des Generalstabes zum Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin abkommandirt worden sei und sich morgen auf seinen Posten begeben werde. Ein abermaliger Beweis des Vertrauens, den dieser talentvolle und umsichtige Offizier erhielt.

Als ich am 3. Januar melden konnte, daß die drei Deputirten des Herrenhauses nach Berlin zurückkehren würden und dabei bemerkte, daß Graf Stolberg mir das Konzept seiner einleitenden Anrede gegeben, sagte der König: „Haben Sie wohl bemerkt, daß Stolberg in seiner Ansprache des merkwürdigen Umstandes mit der Einladung zur Enthüllungsfeier des Denkmals für Papa erwähnte? Er meinte, als ich vor einem halben Jahre das Herrenhaus einlud der Feier beizuwohnen, habe Niemand von ihnen geahnt, daß so kurze Zeit nachher der Siegeszug des Heeres eine Deputation des Hauses nach Versailles führen würde. Ich habe es wahrlich auch nicht geahnt und außer den liberalen Ministern Napoleons

wohl Niemand in ganz Europa." — „Daß es so schnell und so überraschend kommen würde, hat allerdings wohl Niemand glauben können; dessenungeachtet waren Eure Majestät selbst doch nicht unvorbereitet. Ich erlaube mir daran zu erinnern, daß Eure Majestät mir 1866 gesagt haben, als von dem damals guten Benehmen des Kaisers die Rede war: ‚Ja, wenn man ihm nur trauen dürfte!'" —

Ich konnte eine Menge von Nachrichten über die Belagerung von Belfort aus Schweizer Zeitungen bringen, unter anderen die treffende Bemerkung: den Preußen scheine nur deswegen so viel an dem Besitze von Belfort zu liegen, damit sie beim Friedensschlusse auch wieder etwas herausgeben könnten, was ihnen doch nichts nütze; eine Aeußerung, die dem Könige ein Lächeln entlockte. Doch wurde die ganze Situation im südlichen Elsaß und an der Haute Saône nichts weniger als günstig für uns geschildert und glänzende Hoffnungen an ein entscheidendes Vorgehen Bourbaki's geknüpft. „Das ist auch ganz richtig," sagte der König, „wenn Bourbaki seine Sache versteht, so ist dies der beste Schachzug, den die Franzosen bisher gegen uns gemacht."

Am Abend des 3. hörte ich beim Thee des Prinzen Carl im Vertrauen, daß nun bestimmt der Artillerieangriff am 4. beginnen werde. Prinz Adalbert fuhr auch schon früh nach St. Cloud, um der Wirkung seiner alten Waffe beizuwohnen; aber auch diesmal wurde noch nichts daraus. Denn als ich Morgens um sieben Uhr in die Präfektur ging, erfüllte ein so dichter Nebel die Luft, daß der König bis nach neun Uhr Licht auf seinem Arbeitstische brennen mußte; dieser

Nebel hielt auch den ganzen Tag an und kandirte bei dem eintretenden Froste die Bäume in wunderbarer Schönheit, machte aber jedes Zielfassen der Batterieen unmöglich. Für diese abermalige Verzögerung entschädigte uns freilich die im Laufe des Tages eintreffende Nachricht von dem Siege bei Bapaume einigermaßen.

Endlich am 5. Morgens um halb neun Uhr, als ich eben das Zimmer des Königs verlassen wollte, kam folgende telegraphische Depesche von den Vorposten aus St. Cloud an: „Soeben, acht Uhr fünfzehn Minuten, ist der erste Kanonenschuß auf die Festung aus der Batterie Nr. 8 gefallen, unter dem Rufe: Es lebe Seine Majestät der König!" — Nachdem ich meine dringendsten Korrespondenzen beendet und zur Post gebracht hatte, wollte ich hinausfahren; mein Kutscher weigerte sich aber, „da er Frau und Kind zu Hause besitze und sein Herr ihn nicht zum Todtschießen an mich vermiethet habe." So ging ich denn zu Fuß, kam aber nur bis hinter Chesnay, wo Militärposten mich zurückwiesen und sich durch keinerlei Beweise von meiner Ungefährlichkeit überzeugen ließen. Bis gegen elf Uhr hatte ich die Kanonenschüsse deutlich vernommen, dann hörten sie aber auf und als ich nach Versailles zurückkam, erfuhr ich, daß zum Herauslassen eines amerikanischen Diplomaten aus Paris eine Parlamentärflagge aufgezogen worden sei, das Feuer also habe eingestellt werden müssen. Dieser Diplomat brachte den ganzen Abend

beim Grafen Bismarck zu und ich erfuhr durch den schon erwähnten amerikanischen Zeitungskorrespondenten Mac Duff soviel von seinen vertraulichen Aeußerungen, daß ich am 6. dem Könige mittheilen konnte, die Zustände hätten sich in Paris seit dem Rückzuge vom Mont Avron, — von dem die Zeitungen zugeständen, daß er denn doch „trop précipité“ gewesen sei, — bedeutend verschlimmert. Am 4. hätten wieder Aufläufe vor Bäckerläden stattgefunden und der Mangel an Lebensmitteln, sowie die Noth im Allgemeinen bereits einen furchtbaren Grad erreicht. Als am 5. zum ersten Male die Preußischen Kanonen gedonnert, habe sich große Bestürzung gezeigt, daß nun doch Ernst gemacht werden sollte. Es sei auch in Paris allgemein das Gerücht verbreitet, die Preußischen Regimenter wären durch Russische Soldaten verstärkt worden, was indessen den Parisern zur besonderen Genugthuung gereiche, weil ihnen der Gedanke unerträglich sei, gerade von Preußen zur Unterwerfung gezwungen zu werden. Auf dem Tische des Flügeladjutanten fand ich alle Morgen während der Dauer der Beschießung die Rapporte von sämmtlichen nach und nach in Thätigkeit tretenden Batterieen, so daß ich immer von dem Stande der Dinge unterrichtet war. Sorgfältig habe ich dieselben gesammelt, nach dem Datum geordnet und bei der Abreise von Versailles mitgenommen. Später kamen sie in die Bibliothek des Königs zu der Spezialsammlung für den Feldzug 1870—1871.

In diese Zeit fällt eine Episode, die schließlich auch in Beziehung zum Könige trat. Der Geheime Archivrath Dr. Friedländer, zugleich Bibliothekar der Kriegsakademie in Berlin, hatte nämlich an mich geschrieben, um meine Hülfe an Ort und Stelle für die Verpackung eines Theils der Bibliothek der Kriegsschule von St. Cyr in Anspruch zu nehmen, welche, als Kriegsbeute erklärt, den Bibliotheken Preußischer Militärbildungsanstalten, je nachdem hier Lücken auszufüllen waren, einverleibt werden sollte. Die Kataloge waren bereits zu diesem Zwecke nach Berlin gesandt und dort von den betreffenden Bibliothekaren diejenigen Bücher und ganzen Werke bezeichnet worden, welche den verschiedenen Anstalten noch fehlten. Zunächst wurde auf mein persönliches Indiehandnehmen des Geschäftes gerechnet. Ich hatte aber an der kaum vollendeten Ordnung der geretteten St. Cloud-Bibliothek noch gerade genug und mußte mit Rücksicht auf meine übrigen Obliegenheiten ablehnen. Nun sollte ich wenigstens in Versailles Jemand ermitteln, der sich der Aufgabe unterziehen könne, ihr aber auch völlig gewachsen sei. Vergeblich sah ich mich in allen mir zugänglichen Kreisen nach dem rechten Manne um und versöhnte mich schon mit dem Gedanken, auch diese Arbeit übernehmen zu müssen, als der Zufall mir ganz unerwartet zu Hülfe kam. Unter den Zeitungskorrespondenten, welche Mittags zu mir zu kommen pflegten, befand sich auch, wie schon erwähnt, ein Herr Dr. Löwinsohn von der Kölnischen Zeitung. Er mußte in irgend einer seiner Korrespondenzen etwas, vom militärischen Standpunkte aus Unstatthaftes geschrieben haben, denn der Feldpolizeidirektor, der den Herrn

öfter bei mir gesehen hatte, theilte mir mit, er habe den Befehl erhalten, Herrn Löwinsohn auszuweisen. Vergeblich suchte ich den unangenehmen Vorgang abzuwenden, der Befehl war nun einmal da und Stieber einer Verwendung nicht zugänglich. Kaum hatte er mich aber verlassen, als Löwinsohn in mein Zimmer trat. Nun war mein Mann gefunden! Ich machte ihn mit dem, über seinem Haupte hängenden Damoklesschwerte bekannt und fragte ihn, ob er sich wohl getraue, jenes Geschäft für die St. Cyr-Bibliothek zu übernehmen? Auf diese Art könne er Tage lang aus Versailles verschwinden, das Suchen nach ihm werde umsonst sein und wenn der augenblickliche Sturm sich erst gelegt hätte, kämen dergleichen Dinge ja leicht in Vergessenheit. Er ging auf Alles ein und ich stellte ihn den Beamten des Kriegsministeriums als denjenigen vor, welcher der von Dr. Friedländer gestellten Aufgabe entspräche. So wurde Dr. Löwinsohn angenommen, erhielt Fuhrwerk und Diäten und kam einige Wochen der Feldpolizei vollständig aus dem Gesichte, bis die Verhältnisse sich so gestalteten, daß man nachsichtiger gegen den Uebereifer der Korrespondenten sein konnte. Um den Doktor aber einzuführen und selbst das Ganze der Aufgabe kennen zu lernen, begleitete ich ihn einige Male nach St. Cyr. Unvergeßlich werden mir die Verhandlungen sein, die ich dabei mit dem zurückgebliebenen Kommandeur der Ecole Militaire, einem Obersten, hatte. Gleich die erste, wo ich ihm ankündigte, daß seine Bibliothek als Kriegsbeute erklärt worden sei und ein Theil derselben nach Deutschland

abgeführt werden würde, war nervös genug. Er wollte durchaus nicht begreifen, daß Bücher und Karten Kriegsbeute sein könnten. Mit außerordentlicher Höflichkeit setzte ich ihm auseinander, daß es eine Nothwendigkeit sei, die jungen Leute auf unseren Kriegsschulen möglichst mit dem in Frankreich betriebenen Kriegsstudium bekannt zu machen, da man uns ja jetzt schon zurufe, der Krieg der Revanche, der Vengeance, der Rétribution sei unvermeidlich. Dafür müßten wir uns vorbereiten. — Schon diese erste Unterhaltung war schlimm; ungleich schlimmer wurde aber die zweite. Es zeigte sich nämlich aus den Katalogen, daß eine ganz bedeutende Anzahl von Büchern und zwar gerade seltene alte Drucke, Elzeviere und erste Ausgaben des 16. und 17. Jahrhunderts, in den Repositorien fehlten. Da sie sich unter den in Berlin als wünschenswerth bezeichneten befanden, so bat ich den Colonel um Auskunft.

„Ma foi!“ meinte er aber, „was geht das mich an. Wahrscheinlich hat sie der nach Paris hineingeflüchtete Bibliothekar eingepackt und mitgenommen.“ — „Das würde ich vollkommen begreifen,“ gab ich ihm zur Antwort, „und es wahrscheinlich ebenso gemacht haben, wenn Sie nach Berlin gekommen wären. Einstweilen sind Sie aber, als augenblicklicher Chef der Anstalt, dafür verantwortlich. Ich würde daher leider auf Ihre Abführung nach Spandau antragen müssen, wenn die fehlenden Bücher sich bis zum Abschluß der Requisition nicht vorfinden sollten.“ — „Tenez!“ rief er plötzlich, „ich erinnere mich sogar ganz deutlich, daß ich aus meinem Fenster gesehen habe, wie einige Kisten von dem

Bibliothekar vor seiner Entfernung zugenagelt worden sind. Er hat sie dann mit nach Paris genommen." — „Das Zunageln hat gewiß seine Richtigkeit," meinte ich, „aber Sie können doch nicht wissen, ob der Bibliothekar die Kisten nicht irgendwo in den Gebäuden der Anstalt oder in der Stadt versteckt hat, denn Fuhrwerk soll damals, als wir investirten, fast garnicht zu haben gewesen sein. Es würde also Ihrerseits zunächst auf eine recht sorgfältige Nachforschung ankommen, um alle Unannehmlichkeiten am Schlusse der Beschlagnahmung zu vermeiden." — „Mais, M. le Conseiller, si je vous donne ma parole d'honneur" — „Ich bedauere sehr, daß seit den Vorgängen bei Sédan, wo auch viele französische Offiziere ihr Ehrenwort gegeben, das Kriegsministerium das Ihrige kaum annehmen wird. Wünschen Sie aber die Angelegenheit beeilt und sich weiterer Verantwortlichkeit überhoben zu sehen, so will ich bei meiner Rückkehr nach Versailles sofort den Antrag auf Ihre Abführung nach Deutschland stellen. Wollten Sie indessen den Versuch machen, den Verbleib jener Kisten zu ermitteln, so wird man gewiß gern bereit sein, Ihnen Preußische Soldaten oder Gendarmen für dieses Geschäft zur Disposition zu stellen."

Obgleich wir nach dieser Unterhaltung nichts weniger als befreundet auseinandergingen, so kamen wir später doch recht gut zusammen aus. Er schrieb sogar einige Male in den liebenswürdigsten Formen an mich, um meine Verwendung zu erbitten; — es handelte sich nämlich um den Zaun seines Obstgartens, dessen ausgetrocknetes Holz unseren in St. Cyr

stehenden Garde-Landwehrleuten vorzugsweise zweckmäßig zum Kaffeekochen zu sein schien, — und besuchte mich auch in Versailles, anscheinend ohne jede Rancune.

In der St. Cyr-Bibliothek fanden sich auch mehrere illustrirte Werke und da der Vorrath, den ich zum Thee des Königs hinaufgegeben hatte, — so weit er aus der St. Cloud- und der Stadtbibliothek entliehen, — erschöpft war, so nahm ich eine Anzahl derselben mit nach Versailles. Als ich dem Könige den Sachverhalt mittheilte und vorschlug, einige der vom Kriegsministerium als legale Kriegsbeute erklärten Werke, wenn weder die Kriegsakademie, das Kadettenkorps, der Generalstab noch das Kriegsministerium sie für ihre Bibliotheken gewählt hätten, für die Privatbibliothek des Königs mitnehmen zu dürfen, wurde ich damit abgewiesen und hatte die Werke, nachdem sie beim Thee zur Ansicht ausgelegen, zurückzuliefern. Nur einen Plan von Paris in größtem Maßstabe behielt der König in seinem Arbeitszimmer, welcher sich auch während des Artillerieangriffs als sehr nützlich erwies. — Als Dr. Löwinsohn das Geschäft zur Zufriedenheit beendet, hatte sich in der That das polizeiliche Gewitter über seinem Haupte schon verzogen, so daß er unbelästigt in Versailles bleiben durfte.

Bis zum 11. fehlte es an allen Nachrichten aus Paris, und als endlich wieder welche in meine Hände kamen, stimmten sie dahin überein, daß die Beschießung weder auf

die eigentliche Stadt noch auf die Pariser einen erheblichen Eindruck mache. Einzelne Kugeln hatten zwar Gebäude beschädigt und auch Menschen getödtet und die Forts Vanves, Issy und Montrouge ließen eine gewaltige Zerstörung erkennen. Aber das war auch Alles. In den Zeitungen machten die Pariser sich lustig über den geringen Erfolg des so lange angedrohten Bombardements; dagegen stieß man einerseits auf Wuthausbrüche gegen den General Trochu und die Regierung überhaupt, und andererseits hatten die einlenkenden Artikel, welche sich noch vor Kurzem mit der Möglichkeit einer Kapitulation beschäftigten, vollständig aufgehört. Der „Combat à l'outrance“ war wieder an der Tagesordnung. Alle Pariser schienen siegen oder sterben zu wollen. Es gab viel vorzulesen und wenn auch vieles nur Lächerliche darunter war, so ließ doch die Totalität immer noch keine Aussicht auf eine baldige Beendigung des Krieges gewinnen. —

Am 9. feierte der leider erkrankte Kriegsminister, General von Roon, sein fünfzigjähriges Militärdienst-Jubiläum. Der König begab sich in Helm und Schärpe in seine Wohnung, um den hochverdienten Mann zu beglückwünschen, und selten mag es wohl einem Jubilar vergönnt gewesen sein, an seinem Ehrentage so umgeben von den Beweisen seiner Wirksamkeit dazustehen, wie General von Roon. Alles was die Armee geleistet, war mit sein Werk und treulich hat er seinem Königlichen Herrn stets geholfen! —

Am 10. empfing der König den Generaladjutanten von Manteuffel, der, von dem Kommando der Armee im Norden

abberufen, nach dem Süden gegen Bourbaki operiren sollte, und den Prinzen Luitpold, welcher ein eigenhändiges Schreiben des Königs von Baiern überbrachte. In Ermangelung wichtiger politischer und militärischer Nachrichten las ich heute dem Könige aus dem Werke von Le Roy die Geschichte jenes Saales au Jeu de Paume vor, in welchem die große französische Revolution von 1789 ihre ersten Blüthen getrieben. Den König interessirte der Gegenstand ungemein, so daß am 11. die Besichtigung des merkwürdigen Saales erfolgte. Ich mußte auch das Buch da lassen, damit es beim Thee gelesen werden könne.

Fast täglich fuhr um diese Zeit der König in das Angriffsterrain, um die Thätigkeit unserer Batterieen zu übersehen. Am 12. schossen wir schon aus einundzwanzig Batterieen und auch im Norden wurden noch welche gegen St. Denis gebaut. Da sich indessen herausstellte, daß die Wirkung doch nur eine sehr langsame, jedenfalls keine foudroyante war, wie man vor dem Beginn des Bombardements geglaubt, so richtete sich eigentlich die Aufmerksamkeit mehr auf Le Mans und Belfort, als auf den Fortgang des Artillerieangriffs. Das Eindringen einer französischen Truppenabtheilung in unsere eben fertig gewordene Batterie bei Clamart war höchst unangenehm, weil bei solchen Vorgängen der Gedanke sehr nahe lag, daß, wenn einem Bataillon dergleichen gelingt, ein wirklich großer und allgemeiner Ausfall mit zwei- bis dreimalhunderttausend

Mann gleichzeitig nach allen Seiten doch bedenklich wäre. — Unterdessen hatte ich wieder Nachrichten von besetzten Festungen zu bringen, z. B. Rocroi und Peronne; und die entscheidenden Schläge gegen Le Mans beruhigten manche Besorgnisse. Wieder waren dort 20 000 unverwundete Gefangene, wohlverstanden nicht durch eine Kapitulation, sondern im Gefecht in unsere Hände gefallen, so daß der Kriegsminister, der auch diesen Zuwachs wieder zu verpflegen und zu transportiren hatte, an den Rand des Berichtes schrieb: „Na, ich danke! Ein hübsches Geschenk zu meinem Dienstjubiläum!" Am 14. konnte ich dem Könige den merkwürdigen Brief Gambetta's an Trochu vorlesen: „Mais, pour Dieu, Battez-vous donc!" — und am 15. die klagende Proklamation Trochu's, daß man die Generale unter ihm des Verraths und Einverständnisses mit dem Feinde beschuldige, sowie den seltsamen Vorwurf aller Pariser Zeitungen, daß man ihnen den Anfang des Bombardements nicht angekündigt habe. Tolles Zeug, bei dem der König höchstens mitleidig die Achseln zuckte oder ein: „Kaum zu glauben!" ausrief.

Das Gerücht, am 18. würde das Krönungs- und Ordensfest gefeiert werden und der König bei dieser Gelegenheit seine definitive Annahme des Kaisertitels erklären, gewann in diesen Tagen, namentlich durch die Ankunft des Ministers

des Königlichen Hauses, von Schleinitz, Konsistenz. Auch die Ankunft des Ober-Ceremonienmeisters, Grafen Stillfried-Alcántara, wurde erwartet, erfolgte aber aus mir unbekannten Ursachen nicht. Wie man hörte, handelte es sich um die Festsetzung des Titels, des Wappens, der Rangverhältnisse, wofür der Kronprinz besonders thätig war. Ich sah oft im Arbeitszimmer des Königs Entwürfe, Zeichnungen von Wappen und sonst auf die Kaiserwürde Bezügliches liegen; der König sprach aber nie mit mir darüber, obgleich er wußte, daß Heraldik eine meiner Liebhabereien war. Am 13. fragte ich ihn, ob denn das Ordensfest hier in Versailles nicht mit besonderem Bezug auf die Wiederbelebung des Eisernen Kreuzes gefeiert werden würde? Im Jahre 1816 sei das Eiserne Kreuz auch der Mittelpunkt des ganzen Festes gewesen und hier im Hauptquartiere ja eine große Zahl von Inhabern des Eisernen Kreuzes versammelt oder erreichbar. Der König war von dieser Idee sichtlich frappirt und sagte: „Ich habe noch garnicht an die Sache gedacht, aber lassen Sie doch dem Divisionsprediger Rogge sagen, daß er sich auf eine Festrede vorbereiten möge, im Fall es dazu kommt.“ Daß ich bei dieser Frage nicht den entferntesten Gedanken gehabt, die Feier könne auch zu einer Kaiserproklamation benutzt werden, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Am 15. hörte ich aber schon, daß Graf Bismarck dies dringend wünsche, selbst ohne Rücksicht auf das noch nicht erfolgte und sogar anscheinend zweifelhafte Votum der baierschen Kammer. Es ergingen Befehle an die um Paris stehenden Truppen, ihre Fahnen und Standarten zum 18. nach Ver-

sailles zu senden und man flüsterte sich zu, in der Galerie des Glaces werde bereits ein Thron aufgeschlagen. Der Tag eignete sich in der That wunderbar zu einer solchen Staatshandlung. Vor hundertundsiebzig Jahren war aus dem Kurfürstenthum Brandenburg ein Königreich Preußen geworden; nun sollte Preußen zurücktreten, wie damals Brandenburg. Die Analogie ließ nichts zu wünschen übrig und schon am 16. war es allgemein bekannt, daß die Kaiserproklamation stattfinden werde. Am 17. Abends und am 18. früh trafen die nach Versailles befohlenen Fahnen und Standarten ein. Durch ein Mißverständniß fehlten leider diejenigen des Garde-Korps, so daß nur die des 1. Garde-Regiments zu Fuß erschienen. — Bis zum 19. sprach der König kein Wort mit mir über den so überaus wichtigen Vorgang. Nur am 17. sagte er, als ich Zeitungsartikel aus Paris vorlas, nach welchen die Massen in der Stadt auf einen allgemeinen Ausfall drängten: „Es sollte mich garnicht wundern, wenn sie uns den 18. verdürben!“ — Von den Vorgängen dieses denkwürdigen Tages selbst erzähle ich hier nichts, da die Berichte in den Zeitungen ja sehr vollständig waren.

Desto interessanter war für mich der 19. früh, wo ich, eben zur Vervollständigung dieser Berichte in die Heimat, den König fragte, welcher leitende Gedanke in der Aufstellung der Fahnen und Standarten auf dem haut pas an der nördlichen Schmalseite des Saales maßgebend gewesen sei? Ich hätte doch bisher so ziemlich den Gedanken des Königs bei dergleichen Aufstellungen folgen können; diesmal hätte ich

aber kein System wahrgenommen, sondern nur Dekoratives gesehen. Darauf antwortete der König:

„Ich habe mich diesmal garnicht um das militärische Arrangement bekümmert. Fragen Sie beim Generalstabe der III. Armee nach. Ich wußte auch nicht, wo die Fahnen stehen würden. Die Herren wollten mir einen Thron aufbauen, das habe ich mir aber verbeten. Ich wollte während der ganzen Ceremonie vor dem Altare, mitten unter den Fürsten stehen bleiben. Als ich aber sah, daß man meine Fahnen und Standarten auf jenen haut pas gestellt hatte, ging ich natürlich dort hin, denn wo meine Fahnen sind, da bin ich auch. Nun war aber der haut pas so voll, daß die Fürsten fast keinen Platz gehabt hätten. Dann würden sie aber während der Proklamation haben unten stehen müssen. Ich ließ sie also zuerst herauftreten und befahl nur, daß die Fahnen des 1. Garde-Regiments zu Fuß, bei dem ich überhaupt in die Armee eingetreten bin, die Fahne meines Grenadier-Regiments (77) und die des Garde-Landwehr-Bataillons, dessen erster Kommandeur ich so lange gewesen, dicht hinter mich treten sollten. Meine eigentliche Absicht, vor dem Altare stehen zu bleiben und vor ihm die neue schwere Verpflichtung zu übernehmen, ist mir durch die Fahnen auf dem haut pas vereitelt worden. Es thut mir nur leid, daß nicht die sämmtlichen Gardefahnen dabei waren. Auf dem Wege nach Versailles waren sie schon, kehrten aber durch eine falsche Bestellung wieder in ihre Kantonnements zurück. Jedenfalls waren doch die des 1. Garde-Regiments dabei, die mich mein ganzes Leben hindurch begleitet haben."

Diese Worte und auch die Art, wie sie ausgesprochen wurden, machten einen tiefen Eindruck auf mich, weil ich so garnicht beurtheilen konnte, woher diese anscheinende Mißstimmung kam. Es war auch nicht viel Zeit, danach zu fragen, denn was die Pariser gestern versäumt hatten, holten sie heute desto energischer nach.

Es war der Tag des letzten Ausfalls gegen La Malmaison und Buzenval, sowie gegen die ganze südwestliche Angriffsfront. Man hatte diesen Ausfall schon am 18. erwartet, — waren doch sonst die Pariser sehr wohl von dem unterrichtet, was in Versailles vorging, — aber eben deswegen war auch Alles vortrefflich vorbereitet, diesen Ausfall zu empfangen. Da die Aufsicht im Rücken der Truppen diesmal nicht so streng war, wie sonst seit dem Beginne des Artillerieangriffs, so fuhr auch ich hinaus und übersah die Vorgänge von verschiedenen Punkten; auf einer Höhe bei Garches, dann von La Celle St. Cloud, endlich bei dem Wasserleitungsthurme von Marly, auf welchem sich der Kaiser befand, und kehrte erst mit einbrechender Dunkelheit nach Versailles zurück. Es war ein sehr ernster Kampf, dieser Ausfall vom 19. und eigentlich der erste, in welchem auch die Nationalgarde eine wirklich militärische Haltung zeigte, namentlich gegen den Park von Buzenval. Denn bis jetzt

hatte die Nationalgarde noch nirgends ernstlich angebissen; am 19. zeigte sie aber, daß sie, mit Geschick benutzt, doch wohl zu verwenden war und von uns nicht mehr übersehen werden durfte. Das erkannte auch der Kaiser am Morgen des 20. an, sprach mir auch seine Ueberzeugung aus, daß der gestrige Kampf nur das Vorspiel für den heutigen gewesen sei; denn nach den Frührapporten wären bedeutende Truppenmassen außerhalb der Stadt im Bivouak geblieben und würden während der Nacht wohl noch verstärkt worden sein, um heute mit größerem Nachdruck als sonst auftreten zu können. Ueberhaupt sei große Unruhe in Paris bemerkt worden.

Statt des somit sehr wahrscheinlichen Ausfalls kam Mittags ein Parlamentär, der eine achtundvierzigstündige Waffenruhe verlangte, damit Paris seine Todten begraben und seine Verwundeten vom Schlachtfelde hereinholen könne.

Der Kaiser befand sich grade zum Diner bei seinem Bruder, dem Prinzen Carl, als diese Nachricht ihn erreichte. Achtundvierzig Stunden waren aber in diesem Stadium der Belagerung eine so bedenkliche Forderung, daß der Kaiser mit dem Kronprinzen gleich in die Wohnung des Grafen Bismarck fuhr, wohin auch General Moltke bestellt wurde.

Am 21. früh sagte mir der König, daß Graf Bismarck sich von jetzt an gegen jede Art von Begünstigung oder Transaktion mit dem Feinde erklärt habe, da dieser ja offenbar nur Zeit zu gewinnen suche. Deshalb würde nur die kürzeste Frist für das Wegschaffen der Verwundeten gewährt. Heute erfuhr ich auch, auf welche Weise der Kaiser den Bundeskanzler, den neuen Verhältnissen entsprechend, zum Reichskanzler ernannt hatte. Ich habe früher schon erwähnt, daß der Kaiser zur Rücksendung von Berichten, Aktenstücken u. s. w. gern die Couverts benutzte, in denen er sie erhalten. So sandte er am Abend des 18. dem Grafen Bismarck auf die Vorgänge des Tages bezügliche Papiere zurück und gebrauchte dazu dasselbe Couvert mit der Adresse: „An des Kaisers Majestät vom Bundeskanzler", nur war das Wort „Bundes" durchstrichen und dafür „Reichs" gesetzt. Gewiß eine brevi manu Ernennung, wie sich nicht viele ähnliche von solcher Bedeutung finden werden!

Die Nachrichten aus Nord und Süd waren um diese Zeit alle günstig und wohl geeignet, die seit dem Beginne der Gambetta'schen Rüstungen sehr gerechtfertigten Besorgnisse zu zerstreuen, daß nämlich die endliche Bezwingung der Hauptstadt durch irgend einen Zwischenfall doch noch vereitelt werden könnte. — Nun begann am 21. auch der Artillerieangriff mit neunundsechzig Geschützen auf der Nordseite, und

später zu uns gelangende Nachrichten aus Paris ließen erkennen, daß er einen äußerst niederschlagenden Eindruck auf die Hauptstadt gemacht.

Am 22. konnte ich dem Kaiser einen höchst interessanten Brief des zur Armeeabtheilung des Großherzoges von Mecklenburg abkommandirten Flügeladjutanten, Obersten Grafen Waldersee, vorlesen, in welchem mir Notizen für Zeitungsberichte gegeben wurden. Sie umfaßten die ganze Thätigkeit der Abtheilung von Chartres (4. Januar) bis le Mans und dann den Marsch nach Rouen, auf welchem sich das 13. Korps gerade in diesen Tagen befand. Er sollte den Gegnern verborgen bleiben und um dies zu erreichen, war es wünschenswerth, den Feind über das eigentliche Marschziel zu täuschen. Schon am 17. war mir aus Alençon dieser Wunsch zugegangen und ich benutzte meine Bekanntschaft mit den englischen Reporters dazu, gleich nach London zu telegraphiren, daß der Großherzog von Mecklenburg zunächst nach Rennes und dann nach Cherbourg bestimmt sei. Diese Notiz erschien denn auch sofort in den Londoner Zeitungen und führte den Feind wirklich irre, so daß jener Marsch nach Rouen aus einem anscheinend gefährlichen, — der Großherzog nannte ihn in seinem Korpsbefehl selbst so, — ein ganz gefahrloser wurde. Es war dies ein Seitenstück zu dem Scherz, den ich mir 1866 mit meinem Bericht im Staatsanzeiger über den Marsch der Elbarmee von Iglau über Linz nach München gemacht hatte.

Der Kaiser folgte dem Berichte des Grafen Waldersee mit großem Interesse und äußerte, daß er viel Neues für

ihn enthalte; namentlich erfreuten ihn die präzisen Instruktionen und die klare Darstellung ihrer Ausführung. Er beobachtete heute wieder in einer Villa oberhalb Sèvres den Fortgang des Bombardements, welches mit jedem Tage an Wirkung zunahm. Gegen Abend cirkulirten dunkle Gerüchte von abermaligen Unruhen in Paris, da aber dem Kampfe von Seiten der Belagerten kein Einhalt gethan wurde, so glaubte eigentlich Niemand daran, schrieb ihnen wenigstens keinen Einfluß auf die endliche Entscheidung zu.

Der 23. Januar wurde für mich ein in mancher Beziehung interessanter Tag. Zunächst konnte ich dem Kaiser wichtige Nachrichten aus Paris mittheilen, die ich dem Amerikaner Mac Duff verdankte und die sich später sämmtlich bestätigten, so seltsam sie auch im ersten Augenblicke klangen sie waren vom 18., 19., 20., also unmittelbar vor und nach dem letzten Ausfall. Dann allerlei Nachträgliches über die Bibliotheken von St. Cloud und St. Cyr und ein großes Packet Schweizer Zeitungen mit Notizen über die Armee von Bourbaki. Nachher begleitete ich den Prinzen Carl in die Gemäldegallerie des Schlosses, um einige Gemälde aufzusuchen, die man vor den Preußen versteckt haben sollte.

Endlich aber erfolgte an diesem Tage die Alles elektrisirende Ankunft Jules Favre's in Versailles und somit le commen-

cement de la fin. Die erste Nachricht davon erhielt ich durch einen Brief, den Graf Bismarck Mittags an den englischen Chargé d'affaires, Mr. Odo Russell sandte. Derselbe war gleichzeitig mit einem Schreiben Jules Favre's an den Grafen Bismarck angelangt, in welchem der Minister der Nationalvertheidigungsregierung den Wunsch aussprach, nach Versailles kommen zu dürfen und außerdem bat, den anliegenden Brief an Mr. Odo Russell abgeben zu lassen. Wie ich dann später hörte, lautete die sofortige Antwort des Grafen Bismarck: Wenn Herr Favre nicht in der Absicht komme, über die Londoner Konferenzen mit ihm zu sprechen, — da in Bezug auf diese seine letzte Antwort unabänderlich sei, — so werde man ihn gern empfangen. Natürlich erfuhr ich nichts vom Inhalt dieses Briefes, wohl aber, daß Graf Bismarck sogleich seinen eigenen Wagen zu den Vorposten geschickt hatte, um alle Weitläufigkeiten zu vermeiden; und da Herr Favre um fünf Uhr in Versailles eintraf, so mußte er sich bereits bei dem äußersten französischen Vorposten befunden haben, als er seinen Brief abschickte. Schon vor seiner Ankunft hörte ich in der Königlichen Küche, daß der Reichskanzler gewünscht habe, man möge ihm mit einem besonders guten Diner aushelfen, da er auf diesen Besuch nicht vorbereitet gewesen sei. Der Feldpolizeidirektor wurde zum Reichskanzler befohlen, um für ein angemessenes Quartier zu sorgen und wußte nichts Besseres vorzuschlagen, als den Minister im Hause der Feldpolizei, Boulevard du Roi, einzuquartieren, was denn auch geschah. Als die Equipage des Grafen Bismarck mit Herrn Favre ankam, fuhr sie gleich in die Rue de Provence zum

Reichskanzleramte, wo Favre auch bis spät Abends blieb. Um zehn Uhr kam ein Bote in die Präfektur, um beim Kaiser anzufragen, ob der Graf noch so spät zu ihm kommen dürfe. Die Antwort lautete bejahend und so erschien Graf Bismarck nach 11 Uhr bei Sr. Majestät. Als er gegen Mitternacht die Treppe herunterkam, trat er noch einen Augenblick beim Flügeladjutanten, Grafen Lehndorff ein, bei welchem noch mehrere Offiziere versammelt waren; sagte aber kein Wort, sondern pfiff nur die Melodie der Halali-Jagdfanfare und ging dann wieder hinaus.

Als ich am 24. früh im Vorzimmer des Kaisers sein Heraustreten aus dem Schlafzimmer erwartete, kam ein Schreiben des Reichskanzlers, welches ich gleich mit hineinnahm und übergab. Der Inhalt kann nur kurz gewesen sein, denn der Kaiser hatte ihn rasch durchflogen und sagte dann: „Macht noch viele Flausen! Merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade heute der Geburtstag Friedrichs des Großen ist! — Der Herr hat erst hier erfahren, daß Chanzy, Faidherbe und Bourbaki bereits unschädlich gemacht sind und scheint mit der Idee aus Paris herausgekommen zu sein, daß diese drei Armeen doch noch bis hierher gelangen würden. Wenn man nur wüßte, was in den letzten Tagen in Paris vorgegangen ist. Es müssen doch ganz besondere Dinge geschehen sein, die Herrn Favre veranlaßt haben herauszukommen, wenn er wirklich geglaubt, daß jene drei Armeen noch intakt seien. — Nun, was bringen Sie mir Neues?"

Am Mittage fuhr der französische Minister wieder nach Paris zurück, bestellte aber bei der Abfahrt, man möge ihm

sein Absteigequartier bereit halten, falls er wiederkäme. Dr. Stieber hatte ihm auch Alles so appetitlich wie möglich gemacht: Die Inschrift „Feldpolizei" war sorgfältig vom Hause entfernt worden, die Feldgendarmen und Schutzleute hatten Civilkleider angezogen, Herr von Zernicki fungirte als Wirth des Hauses und war natürlich sehr beglückt über so berühmten Besuch! Alles bemühte sich, so dienstfertig und aufmerksam wie möglich zu sein. Am 25. kam denn auch Herr Favre wieder, fuhr beim Reichskanzler vor, wo ihn ein glänzendes Diner erwartete und blieb bis spät Abends dort, um dann für die Nacht in der Feldpolizei sein Quartier zu nehmen. Es muß diesmal nichts so dringend Wichtiges verhandelt worden sein, denn Graf Bismarck ließ sich für den 26. erst gegen Mittag Audienz erbitten. Da außer dem Kaiser und dem Kronprinzen absolut Niemand etwas vom Reichskanzler erfuhr, so war begreiflicherweise die Spannung sehr groß, was denn eigentlich im Werke sei? — Auch die Offiziere des großen Generalstabes wußten nichts und es schien fast, als zeige die Politik, nun es so weit gekommen, wieder einmal ihr Uebergewicht über das militärische Kommando An dem Fortgange der Beschießung änderten diese Unterhandlungen des Herrn Favre übrigens nichts; im Gegentheil schien sie bei wachsendem Erfolge immer nachdrücklicher zu werden.

Durch das Parlamentiren an der Sèvresbrücke waren mehrere Pariser Zeitungen, vom 25. datirt, in meine Hände gekommen. Da ich mich oft bis spät in die Nacht auf dasjenige vorbereitete, was ich des Morgens vortragen wollte, so machte ich mir stets einen Notizenzettel und strich gleichzeitig die betreffenden Stellen in den Zeitungen an, um diese, wenn es befohlen würde, in extenso vorlesen zu können. Die so angestrichenen Zeitungen befinden sich sämmtlich in der Bibliothek des Kaisers in der Separatsammlung für den Feldzug 1870—71. Zufällig ist ein einziger solcher Notizenzettel, — und zwar vom 25. Januar, — unter meine anderen Papiere gerathen und erst nach dem Feldzuge, in Potsdam beim Auspacken wieder zum Vorschein gekommen; es möge hier eine Abschrift desselben folgen, um zu zeigen, daß der Kaiser schon immer Morgens sehr vollständig von dem Stande der Dinge unterrichtet war. Die anderen Zettel sind wegen Anhäufung der Papiere noch in Versailles von mir verbrannt worden.

1. Le Siècle. Als Motto Jules Favre's: „Keinen Zoll breit Erde, keinen Stein unserer Festungen!"
2. Der premier Paris. Drohung Bismarcks, was auf die Kapitulation folgen wird. Forts besetzt; Alle Waffen weggenommen, alle Minen entladen, alle Arsenale ausgeleert, alle Gefangenen abgeführt, alle Verbindung mit den Provinzen gesperrt.
3. Montag: Versammlung der Maires im Hôtel de Ville „à cause de l'état des vivres, — et que cet état

est moins satisfaisant que la plupart des membres ne le croyait."

4. „Rapport militaire": fehlt noch; würde aber am Unglücke der Bürger nichts ändern.
5. „Que va faire le général Vinoy? — Le ministre de la guerre va-t-il rester entre les mains d'un général fort honorable et respectable, mais sur l'activité duquel on ne peut plus compter?"
6. „Je weniger Lebensmittel, desto mehr Aktion müssen wir haben, um der Schande zu entgehen!"
7. Der vorige Militärrapport spricht von der Sprengung eines Pulvermagazins; die Beschädigungen lähmen zwar die Vertheidigung nicht, sind aber doch sehr „considérables." — Eine neue Batterie 5000 Mètres von Charenton demaskirt 6 Scharten: feu sur St. Denis d'une grande violence. — Noch eine neue Batterie, aus welcher, sowie aus den Batterieen bei Enghien, Deuil, Montmorency und Butte Pincon, bereits über 1000 Geschosse in das Fort Briche gefallen. — Es werden Vorbereitungen zu noch weiteren Batterieen in Villetanneuse und Epinai bemerkt. — Bei Pierrefitte lassen sich starke Tranchéearbeiten erkennen. — Statt General Schmitz unterzeichnet General von Valdau als Chef des Generalstabes. —
8. „Laßt uns wegen des Skandals vor dem Hôtel de Ville den Muth nicht verlieren. Moltke hat gegen Chanzy so viele Truppen abkommandirt, daß er es jetzt wohl auch gegen Bourbaki gethan hat."

„Also hat doch ein Skandal stattgefunden?“ fragte der Kaiser bei dieser Stelle. „Da würde sich ja das Gerücht von vorgestern bestätigen. Läßt sich aus den Phrasen nicht erkennen, worin dieser sogenannte Skandal denn eigentlich bestanden hat?“

9. „Leider nein!“ erwiederte ich, „das Journal des Débats spricht allerdings das Wort „émeute“ aus, denn es sagt in seinem premier Paris: — „So schmerzlich es auch sein mag, ist es doch an der Zeit, daß die Regierung wegen der émeute und der Lebensmittel jetzt einen Entschluß faßt, welchen ihr die mit kaltem Blute betrachtete Wirklichkeit aufdrängt. Wir sind allerdings verrathen und verkauft, müssen aber doch die Möglichkeit eines weiteren Kampfes diskutiren.“ — Ich las dann weiter: —

10. „Nicht am Kamin darf man über das Leben von Tausenden entscheiden. Nur Männer von Fach sollen noch mitreden können. Haben wir noch Lebensmittel und wie lange? Ehe man das nicht weiß, keinen Ausfall mehr!“ —

11. „Des bruits, odieusement absurdes, daß bereits Unterhandlungen angeknüpft sind; dann stehen furchtbare Kämpfe und Zwietracht in Aussicht! — Hoffentlich ist keiner unter den Männern des 4. September, der das Vaterland verrathen könnte! — Warum reden sie aber nicht?“

12. „Paris will nicht kapituliren; Paris ist bereit zum Sterben! — Große Zusammenkunft aller in Paris

zurückgebliebenen Diplomaten; Protestation beabsichtigt bei Kern.

In den letzten Nächten ist große Bewegung bei den Preußen im Osten bemerkt worden. Sie marschiren gegen Bourbaki, also die beste Zeit zu einem Ausfall dahin. Muß schleunig benutzt werden."

13. La France. Leitartikel sucht zu beweisen, daß das Bombardement überhaupt nur das Anzeichen beginnender Schwäche bei den Belagerern ist.

14. L'Opinion Nationale: (Nach einer schrecklich wahren Schilderung der Leiden in Paris:) „— Ou, le remplacement du général Trochu par le général Vinoy n'est qu'un changement de personnes, c'est à dire, une dérision, ou bien il implique un changement radical dans le système de la défense, et il faut que sans retard ce changement se traduise par les actes."

15. „Vor allen Dingen muß verhindert werden, daß Bourbaki nicht auch noch geschlagen wird." — „Geschieht vielleicht heute!" äußerte hierbei der Kaiser.

16. Ueber die Schlacht am 19. war zu lesen: Ducrot hatte als Kommandeur des rechten Flügels befohlen, die Divisionen Berthaud und Susbielle sollten früh sieben Uhr aufmarschirt stehen. Sie kamen aber wegen der Barrikaden in den Straßen erst um halb ein Uhr. Vorwürfe für die Generalstabsoffiziere. Nicht nach Karten, sondern nach persönlicher Anschauung sollen sie ihre Pläne machen. Am Park von Longboyau hat Ducrot lange

die ihn tödtende Kugel erwartet. Die Nationalgarde hat diesmal gut im Feuer gestanden. Rochebrune, der polnische Insurrektionsführer, ist gefallen. So bestätigt sich, was Moltke von unseren Barrikaden gesagt hat. Jetzt aber keine Kritik, sondern Handeln. Von jetzt an nur noch kleine Ausfälle, weil große zu gewagt sind.

17. Ueber die Wirkung des Bombardements vom 22—23. in St. Denis las ich vor: In einer Stunde 120 Granaten gezählt, besonders die Kathedrale zum Zielpunkt genommen. Das Gefängniß zerstört, daher geräumt; mehrere Häuser zerschmettert. Trotz der Keller 15 Todte und 15 Verwundete. Eine Papierfabrik vollständig niedergebrannt, ein Haus ausgebrannt.

Dann in gedrängtem Auszuge:

18. General Vinoy sollte den Muth haben, nicht mehr im Namen von Paris sondern im Namen von ganz Frankreich zu handeln. — Man denke sich die Zustände, die entstehen müssen, wenn die Preußen erst in Paris sind und dann ganz Frankreich kommt, um Paris zurückzuerobern und Paris sich gegen Frankreich vertheidigen müßte! — Mehrere Bataillone Nationalgarde protestiren gegen die Szenen vor dem Hôtel de Ville, weil einige ihrer Mitglieder dabei waren. — Der Platz vor dem Hôtel de Ville ist noch mit Posten besetzt. — Polizeibefehl, daß alle Thorwege offen bleiben sollen, damit man sich vor fallenden Granaten schützen kann. Portiers mit Strafe bedroht, welche

sich etwa dem widersetzen wollen. — Brod ist in den Cafés und Restaurants garnicht mehr zu haben.

19. Nouvelles Diverses. General Vinoy wohnt im Louvre in der Wohnung Fleury's. Von dort Telegraphendrähte bis zu allen siebzehn Forts. — Klagen der Nationalgarde über schlechte Vertheilung des Dienstes. Keine Patromen. Das 4. Zouavenregiment hat am 19. allein 16 Offiziere verloren. In St. Denis hat man während des Bombardements betrunkene Soldaten in den Straßen statt auf den Wällen gesehen.

*

Nach so langer Zeit erscheinen diese zusammengelesenen Notizen allerdings unwichtig und vielleicht sogar uninteressant. Damals waren sie es aber nicht. Der Inhalt dieses Zettels, was die Scènes scandaleuses der émeute und die auf dem Platze vor dem Hôtel de Ville stehenden Posten betraf, sollte bald genug durch einen Geniestreich Stiebers seine Erklärung finden.

Von dem Augenblicke an, wo Jules Favre das Quartier der Feldpolizei bezog, war natürlich Stiebers Augenmerk darauf gerichtet, dessen Papiere in die Hand zu bekommen. Herr Favre aber, sowie sein ihn begleitender Schwiegersohn,

hüteten das mitgebrachte Portefeuille mit Argusaugen und nahmen es überall mit. Auf diesen letzteren Umstand baute Stieber seinen Plan und ließ das dort befindliche, sowie überhaupt alles Papier im Hause wegnehmen. Dadurch war Herr Favre gezwungen, ein, aus Paris mitgebrachtes Zeitungsblatt aus seinem Portefeuille zu verwenden, dessen zur Disposition gebliebene Fragmente dann sofort mit Beschlag belegt wurden. Es war eine Nummer des „Siècle", welche die gegen den General Trochu und überhaupt gegen das Gouvernement de la Défense Nationale gerichteten aufrührerischen Vorgänge am 22. schilderte. Mit diesen Nachrichten, die Herr Favre bis dahin so sorgfältig verheimlicht hatte, eilte Stieber zum Grafen Bismarck. Herr Favre mag daher nicht wenig erstaunt gewesen sein, als bei den weiteren Verhandlungen sein formidabler Gegner so wohl über die Motive unterrichtet war, die ihn überhaupt zu seinem Erscheinen in Versailles bewogen hatten.

Ich erzählte am 27. dem Könige diese neue Art, hinter Geheimnisse von Diplomaten zu kommen und konnte auch berichten, was Stieber mir von den Vorgängen am 22. in Paris mitgetheilt, die allerdings danach aussahen, als ginge es nun bald zu Ende. Um so gespannter war man auf die Operationen Manteuffels und Werders gegen Bourbaki. Stieber hatte auch dafür gesorgt, daß sowohl an seinem Quartier vorbei, als überall, wo Jules Favre durch die Straßen von Versailles fuhr, fortwährend Rinder- und Hammelheerden vorübergetrieben wurden, um ihm den Unter-

schied zwischen Belagerten und Belagerern recht deutlich zu machen. Als am 26. Herr Favre zum dritten Male nach Versailles kam, brachte er statt seines Schwiegersohnes zwei Herren mit, welche man erst für Legationssekretäre hielt, die sich aber als Eisenbahndirektoren auswiesen und wegen der, nach der Kapitulation nothwendig werdenden Provianttransporte das Erforderliche reguliren wollten. Außer diesen befand sich auch noch ein General Beaufort mit einem Adjutanten, Generalstabsoffizier, in seiner Begleitung. Ersterer kam völlig betrunken an und gewährte einen skandalösen Anblick. Er war übrigens auf ziemlich unschuldige Weise zu seinem Rausche gekommen. Die Herren hatten so lange auf die Erfüllung aller Parlamentärformalitäten auf der Sèvresbrücke warten müssen, daß ihnen die Preußischen Offiziere der Vorposten, der strengen Kälte wegen, ein Glas Cognac nach dem andern kredenzten. Der General mochte wohl mehr gefroren, jedenfalls aber mehr getrunken haben, als die andern, denn er mußte die Nacht über in Versailles bleiben, um seinen Rausch auszuschlafen und wurde am nächsten Tage durch einen anderen höheren Militär ersetzt. Uebrigens habe ich den Namen Beaufort unter den französischen Generalen später nicht wieder nennen hören.

Von dem Erscheinen des Herrn Favre an wohnte Graf Bismarck wieder den Generalsvorträgen bei. Am 27. nahm der Kaiser eine Adresse des Abgeordnetenhauses entgegen, welche die Präsidententen desselben, von Forckenbeck und von Köller, überbracht hatten. Als ich am nächsten Morgen

fragte, ob eine Antwort auf dieselbe erfolgt sei und ich sie den Zeitungen mittheilen solle, antwortete der Kaiser garnicht.

Am 28. Januar kamen die Unterhandlungen wegen des Waffenstillstandes zum Abschluß und am 29. sagte der Kaiser, der bis dahin kein Wort von dem Verlauf der Unterhandlungen zu mir gesprochen hatte: „Heute werden die Forts besetzt. — Wollen Sie sich das nicht ansehen?“ Ich hatte dies schon am Abend vorher beim Thee des Prinzen Carl erfahren, wie überhaupt die Details der Kapitulation, welche der Kaiser mir nun sämmtlich als richtig bestätigte. Schon am gestrigen Tage war der Kaiser in der Batterie Nr. 1 im Park von St. Cloud gewesen und besuchte heute nach dem Gottesdienste Sèvres, Bellevue und Notre Dame de Clamart, von wo herab er das nun besiegte Paris zu seinen Füßen liegen sehen konnte. Natürlich hatte ich mir das nicht zweimal sagen lassen, ob ich den Einmarsch unserer Truppen nicht mit ansehen wolle! Meine Berichte in den Zeitungen geben den Eindruck wieder, welchen ich bei diesem ergreifenden Schauspiele empfing. Zwei Momente konnte ich nachher dem Kaiser als mir unvergeßlich schildern: Erstens das Vorgehen des ganzen V. Armeekorps bis an den Fuß des Mont Valérien, — wonach allerdings ein Stillstand

von elf bis drei Uhr eintrat, da die Garnison den Mont Valérien zur bestimmten Zeit noch nicht verlassen und es fast den Anschein hatte, als sollte noch einmal um den Besitz desselben gekämpft werden; dann aber das Herabsinken der französischen Trikolore von dem Flaggenstock des Wachtthurmes und das Aufsteigen der, leider sehr kleinen Deutschen schwarz-weiß-rothen Bundesfahne! So reich auch mein Leben im Beiwohnen großer, glänzender und erhebender Momente gewesen ist, mächtiger hat Keiner auf mich gewirkt. Noch jetzt beim Niederschreiben schlägt der Puls mir schneller.

Der Kaiser besichtigte am 30. das in Versailles einrückende 1. Schlesische Jäger-Bataillon Nr. 5, welches während der ganzen Belagerung so Ausgezeichnetes geleistet hatte und fuhr dann nach St. Cloud, um die Schloßruine auch im Innern zu besichtigen. Ich eilte indessen, einer Aufforderung des Prinzen Carl folgend, auf den Mont Valérien, wohin auch der Kronprinz kam. — Von jetzt an war meine Aufgabe, dem Kaiser über die Vorgänge in Paris zu berichten, eine sehr leichte, denn unsere vortrefflich organisirte Feldpost verschaffte mir täglich siebenundzwanzig Pariser Zeitungen — einen embarras de richesse — aus denen sich wenigstens Facta zusammenstellen ließen, wenn auch die Meinungen weit auseinandergingen. Meine Erzählung des am 30. bei der Fahrt auf den Mont Valérien Gesehenen interessirte den Kaiser am 31. sehr und er fuhr noch an demselben Tage über Beauregard, Celle de St. Cloud, La Malmaison und Nanterre dorthin. Die Zahl der Geschütze, die Munitionsvorräthe und bombensicheren Räume machten auch auf ihn

den Eindruck, daß wir ohne Aushungern der Stadt den Mont Valérien weder durch einen Artillerieangriff, noch durch einen regelmäßigen Angriff mit der Sappe so bald bekommen haben würden.

Am 1. Februar hatte ich zwar viele Nachrichten mitgebracht, erlebte es aber zum ersten Male, daß nicht ich dem Kaiser, sondern der Kaiser mir eine ganze Reihe von Depeschen vorlas, welche auf militärischem Wege von der Schweizer Grenze in seine Hände gekommen waren, von denen ich also noch Nichts wissen konnte. Es handelte sich um den Uebertritt der ganzen Bourbaki'schen Armee in die Schweiz und ich hatte den Kaiser seit den Tagen nach Sedan und der Kapitulation von Metz, also Monate lang, nicht in einer so freudig erregten Stimmung gesehen. „Was hier geschehen," rief er, „ist ja Alles wunderbar und verdienstlich; aber was jetzt dort geschehen, ist entscheidend. Nun wenigstens ist Aussicht auf Frieden! Wenn nur schon Jemand da wäre, mit dem man ihn schließen könnte."

Dieser Jemand war aber freilich noch nicht da und die Verhandlungen, welche nun begannen, um ihn zu schaffen, schienen das Mißverhältniß zwischen dem Reichskanzleramte und dem Generalstabe des Oberkommandos — nach den Aeußerungen der beiderseitigen Beamten und Offiziere untereinander — wieder schärfer hervortreten zu lassen. Schon

die Waffenstillstandsbedingungen und die nachträglich noch eintretenden Erleichterungen derselben erfuhren von den Generalstabsoffizieren eine sehr herbe Kritik. Was aber von nun an geschah, wurde geradezu getadelt. Militärischerseits beklagte man sich, daß der Reichskanzler jedem Rathe und Wunsche unzugänglich sei, wenn er nicht auf einer unumgänglichen militärischen Nothwendigkeit basire. Auf der anderen Seite wurde das „cedant arma togae" variirt. Da ich glücklicherweise weder etwas dabei zu rathen noch zu thun hatte, so berührte mich das Alles nur in Bezug auf mein Interesse für die so schwierige Aufgabe des Kaisers, diesen verschiedenen Persönlichkeiten gegenüber den Verhältnissen gerecht zu werden. Aber seine Stellung über den Konflikten war eine so feste und mächtige, sie war so garnicht durch die Interessen oder Einflüsse seiner Verbündeten eingeengt, welche Alle mit gleicher Liebe und Verehrung an ihm hingen; so daß die Ereignisse ihren Fortgang nahmen.

Wie oft habe ich den Kaiser während dieses Feldzuges inmitten der gegeneinander wirkenden Strömungen bewundert; manchmal ihn aber auch recht im tiefsten Herzen bedauert! Was mag er gelitten haben! Mit welchem Geschick hat er aber auch selbst das Widerstrebendste dem großen Ganzen dienstbar zu machen gewußt!

Am 3. Februar theilte mir der Kaiser aus einem Schreiben des Generals von Roeder, unseres Gesandten in der Schweiz mit, daß die Schweiz kaum im Stande sein werde, die Internirung von 80 000 übergetretenen Franzosen auf die Länge zu ertragen, da auf je fünfundzwanzig Einwohner immer ein französischer Soldat zu verpflegen sei. Käme nun Garibaldi vielleicht auch noch auf die Idee, nach der Schweiz überzutreten, so könnte es wohl kommen, daß diese ganze Masse sich mit Gewalt den Weg nach Italien bahnte. Militärisch würde die Schweiz kaum im Stande sein, einen solchen Coup zu verhindern. — Den besetzten Pariser Forts gegenüber hatte selbst diese Eventualität nichts besonderes Schreckhaftes. Doch wurde Aehnliches auch durch die Zeitungen bekannt und da der Gesandte der Schweiz in Paris, Dr. Kern, gerade wieder den Takt gehabt hatte, im Verein mit allen eingesperrten Gesandten und Konsuln einen Protest an den Grafen Bismarck zu richten, so gab es unter den dii minorum gentium in Versailles sofort erstaunliche und haarsträubende Pläne, was nun gegen die Schweiz geschehen könne resp. nothwendig geschehen müsse. In den Offizier- und Reporter-Soiréen erinnerte man sich, daß der Hochselige König allerdings den Kanton Neuchâtel, — und zwar auf den Rath des jetzt gefangenen Kaiser Napoleon III., — abgetreten, das Wappen des Fürstenthums und den Titel: „Souveräner Fürst von Neuchâtel" in der Abtretungsurkunde aber beibehalten habe. Napoleon sollte damals Preußen den Rath gegeben haben, die „susceptibilité" der Franzosen nicht zu reizen. Nun sei die Zeit gekommen, wo man sich um

französche Susceptibilitäten nicht mehr zu kümmern brauche, und General von Manteuffel könne Neuchâtel gleich in aller Bequemlichkeit besetzen, wenn die Schweiz wirklich nicht im Stande sei, ihre Neutralität zu bewahren. Ich verzeichne das nur, um zu beweisen, bis zu welchem Grade man in den unteren Regionen eines Hauptquartiers Konjektural-Politik treiben kann.

Am 5. früh erschrak ich nicht wenig, als der Kammerdiener mir sagte, der Kaiser würde heute erst später aufstehen, da er heftige rheumatische Schmerzen, wohl den sogenannten Hexenschuß habe. Der Kaiser krank, hier in Versailles und in diesem Augenblicke! — Ich brachte gerade einen großen Vorrath von Neuigkeiten aus Bordeaux und Südfrankreich mit, wo Gambetta sich gegen die von Jules Favre abgeschlossene Waffenstillstandskonvention erklärte und eine levée en masse organisiren wollte. Während der ganzen Kampagne war der Kaiser trotz seiner vorgerückten Jahre und trotz der wirklich großen Strapazen stets so außerordentlich rüstig und gesund gewesen, daß die plötzliche Aussicht auf eine vielleicht langwierige Krankheit mich schmerzlich berührte. Der Kaiser hatte gestern ehe er beim Kronprinzen dinirte, die Forts Issy und Vanves besucht und auf Erkundigungen hörte ich, daß er dort lange in dem tiefen, eisig kalten Schmutz des Innern dieser total zerschossenen Forts gestanden hatte. Was Wunder!

Ich wollte nach Hause gehen, erhielt aber Befehl, das Aufstehen des Kaisers abzuwarten, was erst um zehn Uhr geschah. Dann berichtete ich wie gewöhnlich. Gehen und Niedersitzen fiel dem Kaiser ersichtlich sehr schwer; dennoch wurde Generalsvortrag gehalten. Er erschien sogar zur Tafel, zog sich aber bald zurück und war auch beim Thee nicht sichtbar.

Der Hexenschuß dauerte in schmerzhaftester Weise bis zum 9., wo zum ersten Male wieder eine Spazierfahrt stattfinden konnte. Ganz wurde aber der Kaiser dieses Uebel erst Mitte März los, als er wieder deutschen Boden betrat. Dessenungeachtet fanden täglich die Generalsvorträge statt, denen wiederholt auch Graf Bismarck beiwohnte; dagegen wurden einmarschirende Truppen nur vom Fenster aus besichtigt und der Thee Abends selten besucht. Nur sehr wichtige Personen wurden empfangen, z. B. am 6. der aus Le Mans kommende Prinz Friedrich Carl mit dem Obersten von Stiehle, auch der von seiner Abkommandirung zurückgekehrte General von Treskow; dagegen nur formelle fürstliche Besuche abgelehnt. Ich wurde an jedem Tage, allerdings meist erst nach neun Uhr vorgelassen. Von durchmarschirenden Truppen sah der Kaiser am 10. die 16. Infanterie-Brigade, das Thüringische Husarenregiment Nr. 12 und einige Batterieen des IV. Korps, am 12. die 22. Division, am 13. das 95. Infanterieregiment und eine Batterie des Hessischen Feld-Artillerieregiments vom Fenster aus defiliren; am 11. besuchte er auch wieder St. Cloud, eine wirklich durchgreifende Besserung wollte sich aber nicht zeigen, so daß

die letzte Zeit des Aufenthaltes in Versailles für ihn — und somit auch für uns — eine recht unbehagliche und trübe war.

Am 10. war ich kaum in mein Quartier zurückgekehrt, als ich folgenden, mit Bleistift geschriebenen Zettel vom Kaiser erhielt:

„„Suchen Sie das Portrait en question aufzufinden. Ich habe eines en pied gesehen, (ich glaube oben in der Portrait-Gallerie), was sehr schön ist, und von dem, glaube ich, der Intendant mir sagte, es solle ein Geschenk sein. W. 10/2. 71.““

Dabei lag folgende Notiz in französischer Sprache. Ich übersetze hier das Original mit allen Fehlern:

Das prophetische Portrait.

„Der große Friedrich hatte eine ganz besondere Zuneigung zu seinem Neffen, dem Markgrafen Alexander von Anspach-Bayreuth. Bei seinem Tode vermachte er ihm zum Beweise dieser Zuneigung ein Pferd, dessen er sich in mehreren Kampagnen bedient, einen Ring mit einem gelben Diamanten und ein Portrait, zu welchem er gesessen.

Als Markgraf Alexander sich im Jahre 1791 ohne Nachkommenschaft sah und die Interessen Deutschlands durch die ersten Symptome der französischen Revolution

bedroht wurden, glaubte er der Krone Preußen einen Dienst zu erweisen, indem er sein Land unmittelbar dem Könige Friedrich Wilhelm II. abtrat.

Nach seiner Abdikation im Jahre 1791 zog er sich nach England zurück, wohin ihn die Segenswünsche seines treuen Volkes begleiteten, welches er dreiunddreißig Jahre lang regiert hatte. Das Portrait seines Onkels nahm er mit sich und es wurde in einem besonders für dasselbe gebauten Saal des Schlosses bei London aufgehängt, welches der Markgraf bis zu seinem 1806 erfolgenden Tode bewohnte.

Später nahm seine Wittwe, Lady Craven, Prinzessin von Berkeley, welche der Markgraf in zweiter Ehe geheirathet hatte, dieses Portrait mit nach Neapel, wo sie ihren Aufenthalt wählte. Als sie 1828 starb erbte ihr Sohn erster Ehe, Mr. Wessel-Craven, der einige Jahre seiner Jugend in Anspach verlebt hatte, sowohl das Portrait als den Ring, den seine Mutter bis zu ihrem Tode, zum Andenken an ihren verstorbenen Gemahl, stets getragen hatte.

Mr. Craven hatte sofort die Absicht, diese beiden kostbaren Andenken dem damals regierenden Könige von Preußen zurückzugeben, aber Louis Philippe, der sich erinnerte, das Bild des großen Friedrich beim Markgrafen während seines Aufenthalts in England gesehen zu haben, drückte den Wunsch aus, das Portrait in die Versailler Gallerie aufzunehmen, welche er eben

12*

damals einrichtete. Mr. Craven glaubte den Intentionen des Markgrafen sowohl, wie denen seiner Mutter nicht besser entsprechen zu können, als wenn er dem Bildnisse des großen Friedrich einen Platz in der historischen Gallerie sicherte, in welche das Palais Louis XIV. umgewandelt werden sollte. So sandte er dasselbe aus Neapel an den König der Franzosen; gab aber den Diamant-Ring dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zurück. —

Louis Philippe ließ das Portrait in der Gallerie von Versailles aufstellen; und Allem Anscheine nach wird nun dieses Palais der Schauplatz sein, wo die Geschicke des deutschen Vaterlandes sich erfüllen werden, welche der große Preußen-König schon vor mehr denn einem Jahrhundert vorausgesehen hat und deren erster Anreger er gewesen ist!

Möge jetzt von seinem glorreichen Nachfolger bald der Frieden unter diesem Bilde unterzeichnet werden, das auf eine so merkwürdige Weise nach Versailles gelangt ist; und gebe der Himmel, daß die beiden Nationen, welche sich jetzt bekämpfen, bald wieder gemeinsam die große Arbeit der Civilisation aufnehmen können, welche die Vorsehung ihnen bestimmt hat!" —

Das Schriftstück trug weder Unterschrift noch Datum und war anscheinend von einer Frauenhand geschrieben. Durch meine Monographie über das Palais des Prinzen Albrecht — das frühere Anspach'sche Palais — war ich mit den, in dieser Notiz erwähnten Verhältnissen ziemlich

genau bekannt; hatte auch die Memoiren der Lady Craven gelesen, die sich Markgräfin von Anspach nannte, — ein Titel, den Preußen ihr nie zugestanden. Meines Wissens war aber der Ring schon 1806, gleich nach dem Tode des Markgrafen und einige Tage vor der Schlacht bei Jena, in den Preußischen Kronschatz zurückgekommen; jenes Bild war, so viel ich mich erinnerte, von Theerbusch gemalt worden. Auf geschichtliche Genauigkeit machte das Schriftstück entschieden keinen Anspruch, wie jeder Historiker aus den leichtfertig zusammengestellten Daten erkennen wird. — Um das fragliche Bild möglichst schnell zu finden, bat ich den in der Gallerie sehr bekannten Maler Schulz, mich beim Aufsuchen zu unterstützen, so daß wir es bald entdeckt hatten. In der That ein merkwürdiges Bild, welches den Monarchen wesentlich anders erscheinen läßt, als ihn die Tausende von Schablonenbildern darzustellen pflegen. Seine Vervielfältigung würde in Preußen großes Aufsehen machen!

Am 11. berichtete ich dem Kaiser darüber und sprach den Wunsch aus, daß das künstlerisch wie historisch interessante Bild bei dieser Gelegenheit seinem Vaterlande wiedergegeben werde. Der Kaiser antwortete aber: „Da müßte man es noch während unseres Hierseins gut kopiren lassen.“ — „Wenn doch eine Kopie angefertigt werden soll,“ wagte ich zu erwiedern, „so könnte ja diese hier bleiben und das Original mitgenommen werden.“ — „Wo denken Sie hin?“ entgegnete der Kaiser. „Es ist ja hierhergeschenkt worden, also legales Eigenthum! Was bringen Sie heute Neues?“ — Damit war die Sache abgemacht und ich habe nicht erfahren,

was weiter daraus geworden ist. Ob aber wohl unter gleichen Umständen ein siegreicher französischer Feldherr so mit einem Bilde Napoleons I. im Berliner Museum verfahren wäre? —

Neues hatte ich in diesen Tagen genug zu bringen; namentlich das vertrauliche Rundschreiben an die Präfekten in allen nicht von uns besetzten Departements, welches ich aus der Schweiz erhalten hatte. Es hieß darin: „Die drei Wochen des Waffenstillstandes müssen besonders der weiteren Vertheidigung Frankreichs zu Gute kommen. Einstellung neuer Rekruten, Ausrüstung und Einübung derselben, Herstellung der Disziplin, — dafür muß in dieser Zeit gesorgt werden. Selbst die Aufregung der Wahlen kann zur Entflammung der Geister benutzt werden!“ — Der Kaiser hörte Alles, was die bewundernswerthe Thätigkeit Gambetta's schilderte, stets mit besonderem Interesse und sprach bei mehreren Gelegenheiten von ihm, sowie von den Generalen Chanzy und Faidherbe voller Achtung. Auch später, als ich ihm in Berlin einmal ein humoristisches Bilderheft zeigte, in welchem die bekanntesten Stellen aus Schillers „Jungfrau von Orleans“ in schlagender Weise auf den nun beendeten Krieg in Frankreich angewendet wurden, sagte der Kaiser, als ich an den Vers kam:

„Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?
Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?“

„Ich kenne doch Einen, der das konnte, — Gambetta!“ —

Der Hexenschuß kam nach kurzem Besserbefinden immer wieder, so daß schließlich zur Anwendung von warmen Bädern und Schröpfköpfen geschritten werden mußte. Selbst im Sitzen war dem Kaiser oft die kleinste Bewegung schmerzlich, was ich wiederholt beim Vorlesen bemerken konnte, obgleich er eigentlich nie laut klagte. Diese Zeit bis zur Abreise aus Versailles war in der That eine nach vielen Richtungen hin noch unerfreulichere, als selbst die Zeit der gerechtfertigten Besorgnisse während des Krieges. Es gab eben mancherlei Enttäuschungen; die bittersten, als es gewiß wurde, daß der Einmarsch in Paris keineswegs unseren langgehegten, verzeihlich stolzen Hoffnungen entsprechen werde! Wahrlich kam es dem Kaiser nicht darauf an, ein schwer gedemüthigtes Volk noch mehr zu demüthigen, aber allerdings lag ihm etwas daran, seinen unvergleichlich braven Soldaten die gerechtfertigte Genugthuung des Triumphes zu sichern. —

Am 12. Februar las ich dem Kaiser die nichts weniger als geschickte Proklamation Napoleons vor, welche derselbe aus Wilhelmshöhe erlassen hatte. „Das ist ja ein vollstandiger Coup manqué,“ sagte der Kaiser, nachdem er die

farblosen Expektorationen verwundert angehört hatte. „Vor allen Dingen will ich aber meine Minister fragen, ob ein Kriegsgefangener denn überhaupt das Recht hat, eine politische Proklamation zu erlassen? Es ist wirklich gerade so, als ob eigentlich kein Mensch mehr weiß, was Krieg ist!“ —

Einen ebenso unangenehmen Eindruck machte dem Kaiser der Leitartikel einer Lyoner Zeitung, welchen ich aus der Schweiz erhalten hatte und der die Lage mit außerordentlichem Scharfblick beurtheilte. Es hieß darin: „Das Schlimmste, was wir befürchten konnten, ist geschehen, also nichts mehr zu befürchten. Unsere Armeen sind geschlagen, der Norden und Nord-Osten verloren, die Hauptstadt ist in der Hand des Feindes, die Dynastie verjagt! Schlimmeres als Das kann uns bei Fortsetzung des Krieges nicht widerfahren. Im Gegentheil, es kann von nun an nur besser werden. Je weiter der Feind im Lande vordringt, je mehr muß er sich ausbreiten, also auf jedem einzelnen Punkte schwächen. Je mehr er verwüstet und brandschatzt, desto mehr erschwert er seine eigene Subsistenz. Auf die Dauer kann eine Nation von dreißig Millionen Menschen nicht unterjocht werden, wenn die Besieger ihrerseits auch nicht mehr als dreißig Millionen zählen. Es kommt auch garnicht darauf an, ob jetzt noch einige hunderttausend Menschen todtgeschossen werden

oder verhungern, sondern es kommt allein darauf an, daß die übrigbleibenden neunundzwanzig Millionen überhaupt noch als Nation mit Ehren weiter leben können und Herren in ihrem Lande bleiben! Nach der unerhörten Niederlage 1812 in Rußland hat Frankreich noch drei Jahre lang immer neue Armeen aufgestellt und den Kampf ausgehalten; warum sollten wir nicht dasselbe leisten können? Wir haben den Vortheil der See, auf der wir im Sommer mit der Flotte Truppenkorps von einem Punkte der Küste auf den andern werfen können. In diesem Augenblicke haben wir immer noch 500 000 Mann unter den Waffen. Je länger wir aushalten, desto eher kann in Europa vielleicht irgend ein Ereigniß zu Hülfe kommen, welches uns wenigstens theilweise degagirt. Wir sehen vollkommen ein, daß es eine politische Ungeschicklichkeit war, nach Sedan den Krieg noch fortzusetzen; es wäre aber eine noch größere politische Ungeschicklichkeit, wenn wir jetzt aufhören wollten, weil dann alle seit Sedan gebrachten Opfer vergebens gewesen sein würden. Lyon kann zum Mindesten einige Monate lang widerstehen, und je länger der Krieg dauert, desto besser werden unsere Soldaten. Wir wissen zwar genau, daß unsere jungen Soldaten bisjetzt den Preußen nicht gewachsen sind, aber der Krieg bildet seine Soldaten, hat doch die Preußische Landwehr 1813 endlich auch von uns gelernt. Also kein Nachgeben, keinen Kleinmuth! Paris ist verloren, also kann es uns nicht mehr verloren gehen. Keinen Frieden! Im Süden wird es nicht schwer werden, endlich, wenn die Zu-

stände erst unerträglich werden, Sizilianische Vespern zu organisiren!"

Der Kaiser war sichtlich frappirt von diesem Raisonnement, daß ja in seinen großen Zügen viel Wahres hatte, aber freilich doch den eigentlichen Volkscharakter übersah. „Das fehlte uns gerade noch," sagte er, „glücklicherweise liegen die Dinge thatsächlich aber doch anders!"

Um diese Zeit kam Madame Giacomelli, geborene Polin, aus Tours zurück, wohin sie bei unserer Annäherung aus Versailles geflüchtet war. Der Kaiser hatte mich schon einige Male nach ihr gefragt, ob ihr nichts Uebles widerfahren wäre? Jetzt meldete ich, daß ihr Gatte sie zurückgebracht habe und las bei dieser Gelegenheit ein scherzhaftes Gedicht vor, welches mir in einer Theaterzeitung aus Hamburg zugesandt worden war. Ein mir unbekannter Herr Fastenrath hatte es zuerst in der „Deutschen Schaubühne" von Perels drucken lassen. Es lautete:

Kurmärker und Picarde.

Herr Schneider hat 'nen Stein im Brett
Bei König, Hof und Garde;
Dieweil er schuf einst die Bluett'
Kurmärker und Picarde.
Er schuf das Stück und spielte drin,
Polinchen war die Partnerin,
Die reizendste Picarde.

Sie war so fesch, sie war so frisch,
Nie war der Beifall stärker,
Als wenn sie schwebte zauberisch
Im Tanz mit dem Kurmärker.
Sind vierundzwanzig Jahre grad',
Kurmärker ward Geheimerath;
Nach Frankreich ging Picardchen.

Jetzt aber kam die Zeit, da trieb
Napoleon es in's Tolle.
Daheim nicht König Wilhelm blieb,
Nicht Kurmärker, der „Olle".
Es nahm der König mit zur That
Den Kurmärker-Geheimerath
Zum Lande der Picarde.

Der König — jeder Zoll Soldat
Der führt in der Bataille,
Er kommt mit dem Geheimerath
Auch nach der Stadt Versailles.
Geheimer Rath, Kurmärker, Ei!
Nach dieser Stadt zog meiner Treu
Das Weiblein, die Picarde.

Ein Maler freite sie, Signor — —
— Der Nam' thut nichts zur Sache —
Welch Wiederseh'n! O stellt Euch vor!
Herr Kurmärker, ich lache!
Der Kurmärker, ja, der war froh;
Da kommt der Maler: Es entfloh
Vor'm Preußen die Picarde.

Der König lachte, ha ha ha!
Sie war doch sonst so muthig
Vor diesem Herrn Kurmärker da;
Für Weiblein wird's nicht blutig.
Besonders werd' mir respektirt
Das Haus, darinnen residirt
Madame la Picarde!

Der Kaiser lachte nun zwar nicht: „Ha ha ha!" amüsirte sich aber doch über den harmlosen Scherz.

Der eigentliche Tagesbericht hatte im Ganzen unerfreulich genug geklungen, weil sich wieder von allen Seiten Schwierigkeiten erhoben. Die Wahlen in Paris waren sämmtlich roth ausgefallen. Wieder hatten Amerikanische Schiffe Waffen gelandet und die Diplomatie drängte sich mit allerlei Vermittlungsversuchen heran. Dagegen wurden die zweihundert Millionen Kriegskontribution von Paris prompt bezahlt, — wie die Franzosen es überhaupt in dieser Hinsicht nie haben an Pünktlichkeit fehlen lassen.

Da ja nun die Anwesenheit des Kaisers in Paris in naher Aussicht stand, so gab ich mir Mühe, aus der Reihenfolge des „Moniteur" in der St. Cloud-Bibliothek Alles zusammenzustellen, was zur Vervollständigung des Regenten-Kalenders dienen konnte, insofern es Seiner Majestät früheren Aufenthalt in Paris in den Jahren 1814, 1815 und 1867 betraf. Meine Auszüge durfte ich dann vorlesen und der Kaiser machte dabei sehr viele interessante Bemerkungen über Vorgänge und Personen aus jener Zeit. Uebrigens pflegte er gern von den Paraden zu sprechen, die er nach dem Einmarsch der Truppen in Paris abhalten wollte und von dem Eindrucke, den die Erscheinung des ganzen Garde-Korps mit

seinen zwölf Landwehr-Bataillonen auf die Pariser machen werde.

Die Kämpfe hatten zwar seit dem Beginn des Waffenstillstandes überall aufgehört, aber an aufregenden Wechselfällen fehlte es in der letzten Zeit doch nicht. Die mehrmalige Verlängerung des Waffenstillstandes, die steigend üble Stimmung und Unordnung in Paris, die Ankunft des M. Thiers in Versailles, sein Empfang beim Kaiser, die mögliche Wiederaufnahme des Krieges, wenn die Nationalversammlung in Bordeaux den Friedensschluß nicht genehmigte, die Berathungen wegen der verlangten Milliarden Kriegskosten, zu denen der Bankier Bleichröder aus Berlin nach Versailles berufen worden war — alle diese Vorgänge boten anregende Abwechslung genug.

Unter den siebenundzwanzig Zeitungen, die ich täglich zur Berichterstattung aus Paris erhielt, befand sich natürlich auch der „Figaro", ein ebenso nichtsnutziges als äußerst geschickt redigirtes Blatt. Schon seit einigen Tagen hatte es unter dem Titel: „Les Prussiens en France" eine Reihe von Artikeln über sämmtliche hervorragende Persönlichkeiten des Hauptquartiers gebracht, die zwar geistreich und brillant aber auch bitterböse geschrieben waren. Alles was sich an Klatsch und mauvaise langue in den Cafés von Versailles,

besonders im Hotel des Réservoirs über die Prinzen des Königlichen Hauses, die deutschen Fürsten, die Generale und Staatsmänner abgelagert hatte, war hier in giftigster Weise zu einem leider höchst amüsanten Feuilleton verarbeitet worden. In der Nummer vom 19. Februar kam schließlich auch ich an die Reihe und ich gestehe, daß die bloße Nennung meines Namens in dieser Zusammenstellung mir beim ersten Anblick eine Gänsehaut verursachte. Noch mehr war ich aber frappirt, als ich folgende Charakteristik las:

„Après ces deux hommes de génie, quelque peu farouche, M. M. de Moltke et de Bismarck, voulez-vous une figure sympathique et honnête: un sourire encadré dans une barbe blanche?

Voici le lecteur privé du Roi, son conseiller intime, son ami, M. Schneider. C'est l'homme, qui obtient les grâces. Dans cette cour, où tout le monde est noble, il se pique de roture. Il semble que, contraire à la coutume historique, qui veut que chaque Roi ait auprès de lui un fou, Guillaume se soit préoccupé d'y avoir un sage. Schneider a débuté par le théâtre. Il a continué par la littérature. C'est l'homme le plus décoré de l'Allemagne. Et avec cela il est d'une simplicité surprenante.

Il est venu de Berlin à Paris à petites journées dans son carrosse bleu, qui est à l'heure qu'il est, une curiosité de Versailles. Ce carrosse a des rideaux de cuir. Il remonte à l'époque du premier empire et bien certainement n'a pas été peint depuis. Il est traîné par

deux chevaux, venus avec lui d'Allemange et si vieux aussi, qu'il semble toujours qu'ils vont faire leur dernier voyage. Quand au cocher, il faut le hisser sur son siège et le descendre avec précaution.

Eh bien! personne n'ose plaisanter Schneider sur son équipage. Lui, qui n'en a jamais eu d'autre, ne souffre pas de sa vétusté. Il monte la dedans comme dans une voiture ordinaire et si jamais ces lignes lui tombent sous les yeux, elles lui causeront, j'en suis certain, un immense étonnement."

Unterzeichnet war das Feuilleton: Alfred d'Aunay; ein Name, den ich nie gehört. Er hatte ganz richtig prophezeit, daß seine Zeilen mir „un immense étonnement" bereiten würden, aber gerade kein angenehmes. Wer konnte so ungeschickt gewesen sein, mich ihm als den „ami du Roi" bezeichnet zu haben? Oder war es nicht Ungeschick, sondern böser Wille? Vielleicht war es darauf abgesehen, mich beim Kaiser zu verdächtigen, mich irgend einer Verbindung mit Pariser Zeitungsschreibern zu beschuldigen. Hatte doch kurz vorher Herr d'Aunay noch erzählt, daß er vom Grafen Lehndorff empfangen worden sei und dieser ihm interessante Anekdoten vom Grafen Bismarck mitgetheilt habe. Oder kam die Charakteristik von einem der Reporters, der seinen Dank für meine Neuigkeiten auf diese Weise abtragen wollte?

Glücklicherweise scheint der Artikel aber nicht vor die Augen des Kaisers gekommen zu sein, sonst hätte er wohl mit mir darüber gesprochen, und außer dem Spott einiger Bekannten, die mich in meiner neuen Würde par la grâce

du Figaro als „Mons. l'ami intime“ anredeten, hatte die Sache weiter keine Folgen.

Da ja nun das Ende herannahte, so war viel die Rede davon, auf welchem Wege die Rückreise in die Heimat geschehen würde. Einige Tage lang hieß es über Karlsruhe, Stuttgart, München und Dresden. Ich widersprach und hätte eine Wette eingehen mögen, daß der Kaiser das nicht thun würde. Denn wie ich ihn zu kennen glaubte, vermied er jede Gelegenheit, wo der nach diesen Erfolgen sehr gerechtfertigte Jubel neben dem Souverän des Landes ihn allein treffen würde. Karlsruhe gab ich zu, weil er dort im Hause der Tochter chez lui sein und allenfalls die Besuche seiner Verbündeten annehmen konnte. Die Folge hat bewiesen, daß ich meine Wette gewonnen haben würde.

Am 24. konnte ich dem Kaiser den geheimen Bericht des damaligen Kriegsministers, General Le Flô, an die Nationalversammlung in Bordeaux vorlesen, der auf ganz besondere Weise in meine Hände gerathen war. Soviel ich aus meinen Notizen ersehen kann, hieß es darin:

„Für den Fall einer Weiterführung des Krieges werde über 600 000 Mann zu disponiren sein. Chanzy (West-Armee) 150 000, Faidherbe (Nord-Armee) 100 000. Die Armee zwischen Lyon und Macon 100 000 Mann, welche

sämmtlich sofort marschiren, während die übrigen 250 000 in den verschiedenen Uebungslagern zusammengezogen und ausgebildet werden könnten. Die Qualität der jungen Truppen stehe freilich in einem sehr ungünstigen Verhältnisse zu den aguerrirten deutschen Truppen und der schließliche Erfolg sei daher doch immer zweifelhaft. Ausrüstung und Bewaffnung sei gut. Mit der Artillerie sei es aber übel bestellt. Selbst mit dem äußersten Aufgebot aller Kräfte würden sich doch kaum 700 Feldgeschütze herstellen lassen, von denen sogar noch viele schlecht wären und nicht vollständig bespannt werden könnten. — Den Hauptaccent legte die Denkschrift auf den Mangel an kriegstüchtigen Pferden für Kavallerie und Artillerie. Dieser Mangel habe sich schon beim Ausbruche des Krieges fühlbar gemacht, sei aber jetzt so gestiegen, daß seine Beseitigung nicht abzusehen sei. Was den künftigen Operationsplan betreffe, so müsse man im Norden nur so viel Truppen lassen, als zur Besetzung der Garnisonen Lille, Arras, Douay, Hâvre und Cherbourg nöthig wären, alle übrigen aber einschiffen und nach dem Süden transportiren, wo dann zwei große Armeen zu bilden seien, deren eine Lyon zum Mittelpunkt erhalten würde. Die ganze Flotte müsse zurückgerufen und fortan nur zu Transportdiensten gebraucht werden.

Die hier entwickelten Ideen schienen sich übrigens dadurch zu bestätigen, daß über Belgien die Nachricht kam, eine ganze Division der Armee Faidherbe's sei nach dem Süden eingeschifft worden. Der Kaiser äußerte darauf: „Da

erzählt uns Herr Le Flô nichts Neues; aber es ist immer gut, daß er bestätigt, was wir schon wissen."

Während der Friedensunterhandlungen war natürlich viel die Rede von den verlangten Milliarden und ich durch die Bekanntschaft mit den nach Versailles berufenen Bankiers ziemlich au courant der Forderungen. Als man französischerseits sich besonders gegen die Abtretung von Metz stemmte und Thiers ausrief: „Lieber noch eine Milliarde mehr, wenn wir nur Metz behalten", soll Graf Bismarck geantwortet haben: „Also haben Sie doch noch eine Milliarde mehr zu Ihrer Disposition? Das will ich mir merken. Denn bis jetzt wurde mir von allen Seiten gesagt, Frankreich habe garnicht Geld genug, um so viele Milliarden zu bezahlen."

Am 25. war ich zufällig Zeuge, als der Kaiser die Vollmacht für den Grafen Bismarck zum Abschluß des Friedens unterzeichnete; und ein stärkerer Gegensatz als dieser entscheidende Federzug zu dem Artikel des „Figaro" vom 24. Februar, den ich eben vorgelesen hatte, ehe das Dokument zur Unterzeichnung hereingebracht wurde, läßt sich nicht leicht denken. Dieser empörende Artikel lautete:

Par amour de l'art nous insérons la lettre suivante: Monsieur! Il est sérieusement question de l'entrée des Prussiens dans Paris. Très sagement vous invitez à ne point se livrer à une curiosité malséante, et à se tenir

renfermé chez soi. Je pense que la population se respecte trop, pour agir autrement. Cependant, il me semble que l'on pourrait prendre exception pour la partie grasse de notre individu et j'apprendrai avec satisfaction que chaque croisée sur leur parcours fut orné d'un postérieur, qui, préalablement aurait pris médicine, afin de les — — — saluer au passage!

„Que c'est comme un bouquet de fleurs."

Dans l'espoir, que mon voeu sera pris en sérieuse considération, recevez, Monsieur, etc.

La Vénus Callipyge.

„Je m' en doutais bien, — — c'est une réclame."

le Rédacteur.

Der Kaiser war von tiefem Ekel über die bodenlose Gemeinheit des Aufsatzes ergriffen, sagte aber nur: „Pfui!"

Am 27. Nachmittags halb fünf Uhr war endlich das Friedensinstrument unterzeichnet, und als der Kaiser zur Tafel kam, die dem Könige von Württemberg zu Ehren gegeben wurde, verkündete er selbst allen Anwesenden den Abschluß der Friedenspräliminarien. Alle Telegraphenlinien wurden sofort in Bewegung gesetzt, um die Truppen in allen von uns besetzten Theilen des Landes zu benachrichtigen, daß die um Mitternacht ablaufende Waffenruhe verlängert sei. Man glaubte, es werde zur Feier des Vorgangs Abends ein großer Zapfenstreich stattfinden; er wurde aber bis zum 28. verschoben, um dann den Geburtstag des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin gleich mit zu feiern.

Am 28. sprach der Kaiser viel mit mir von dem bevorstehenden Einmarsch der Truppen in Paris, schien aber mit den getroffenen Arrangements nicht zufrieden zu sein, namentlich nicht damit, daß die Truppen bei den Einwohnern des Quartiers St. Honoré einquartiert werden sollten. Die Friedensverhandlungen hatten an den Ideen und Wünschen des Kaisers für den Einzug und Aufenthalt der Truppen in Paris viel geändert, und gewiß hat er nur mit tiefem Bedauern dem größeren Zwecke manche persönliche Freude und Genugthuung zum Opfer gebracht. Ich hatte solche Rücksichten nicht zu nehmen und war tief betrübt, daß die vortreffliche Armee nicht vollständig und ganz ihren verdienten Triumph genießen sollte. Die Einwilligung in diese Prozedur der Schonung und Rücksicht auf die „Staatsraison" muß dem Kaiser sehr schwer geworden sein.

Am 1. März, bei schönem Wetter, sollte nun der Einmarsch von zunächst 30 000 Mann stattfinden. Der Kaiser hatte seit dem 5. v. M. seine rheumatischen Schmerzen keinen Tag ganz verloren und noch am Morgen vorher hatte ich seinen Rollstuhl an den Arbeitstisch rücken müssen, da ihm jede Bewegung schmerzlich war. Dessen ungeachtet wollte er die Truppen vor dem Einmarsch auf dem Longchamp bei Boulogne sehen und sagte mir, daß er vor der Rückkehr

nach Deutschland auch nach Rouen und Amiens gehen werde, um dort vom I. und VIII. Armee-Korps Abschied zu nehmen. Ich mußte heute vorzugsweise aus der Heimat und ganz Deutschland vorlesen und die dortigen Vorgänge und Meinungen schienen den Kaiser mehr zu interessiren, als das, was uns unmittelbar bevorstand. Die Vitupérationen der Pariser Zeitungen waren aber auch geradezu ekelerregend geworden. — Nachdem der Kaiser erst noch einen Abschiedsbesuch gemacht hatte, fuhr er über Suresnes nach dem Longchamp, wo sich die zum Einmarsch bestimmten Preußischen und Baierischen Truppen schon aufgestellt hatten, und wohin ich über Sèvres vorausgeeilt war. Als ich mir die Aufstellung notirt hatte, also auch wußte, in welcher Ordnung der Vorbeimarsch erfolgen würde, dessen Details ich später leicht in Versailles erfahren konnte, fuhr ich allein durch das durchaus menschenleere Bois de Boulogne nach Paris hinein. Was mir dabei passirte und wie es mir bald sehr übel bekommen wäre, gehört in meine Privaterlebnisse Hofrath Taglioni war mit in meinem Wagen und Zeuge des Vorganges. Als ich Nachmittags nach Versailles zurückkehrte, hielt ich es doch für meine Pflicht mitzutheilen, was mir begegnet war, und welche Stimmung ich dort hatte beobachten können. So erzählte ich meine Erlebnisse dem Kammerdiener zur Meldung, war aber kaum in meine Wohnung gelangt, als ich den Befehl erhielt, sogleich zum Kaiser zu kommen. Ich mußte ihm dann umständlich über das Geschehene berichten. Der Kaiser lachte darüber, daß mich Husaren hatten heraushauen müssen und sagte dann: „Da

Sie einmal hier sind, so können Sie gleich notiren, was ich den Herren Generalen und Stabsoffizieren nach dem Vorbeimarsch gesagt habe“. Nachdem das geschehen war, wurde ich entlassen.

Der 2. März war ein unruhiger Tag voll unangenehmer Ueberraschungen. Aus Bordeaux kam die Nachricht daß die Nationalversammlung in nur einer Nacht den Friedenspräliminartraktat angenommen und M. Thiers zur Unterzeichnung bevollmächtigt habe. Damit hörte auch unser Recht zu einem weiteren Aufenthalt unserer Truppen in Paris auf, und die Ankündigung, daß wir die Stadt zu verlassen und uns in die Forts zurückzuziehen hätten, kam bereits mit dem Telegraphen aus Bordeaux an. Große Enttäuschung in allen Schichten! Nach dem Generalsvortrage wurden die Geheimräthe von Keudell und Abeken mehrmals vom Kaiser empfangen und im Reichskanzleramte herrschte große Bewegung. So waren also alle Hoffnungen und Aussichten auf eine Truppenschau in Paris selbst gescheitert! Am Morgen beim Zeitungsbericht, dem ich diesmal schon einige Artikel des „Père Duchèsne“ hinzufügen konnte, hatte der Kaiser noch nichts von der telegraphischen Ankündigung aus Bordeaux gewußt und von der Zusammenziehung des Garde-Korps, sowie dessen Marsch bis zur Porte Maillot gesprochen; ebenso

mir seinen Entschluß mitgetheilt, im Laufe des Tages gleichfalls nach Paris hineinzufahren. Wie gern hätte ich nach dem, was ich gestern selbst erlebt hatte, davon abgerathen; aber ich wußte im Voraus, daß das ganz vergeblich sein würde, und sah nachher mit Zittern und Zagen den Kaiser mit dem Grafen Lehndorff auf dem Wege nach Sèvres abfahren. In der That ließ der Kaiser bei dem Bastion Pont du Jour in die Stadt hineinfahren, wohl in der Absicht, von dort aus nach dem Arc de Triomphe und den Champs Elysées zu gelangen. Er fand aber dort Alles so unwegsam, verbarrikadirt und zertrümmert, daß mit dem Wagen nicht durchzukommen war und bei der nächsten Courtine der Enceinte wieder in das Bois, oder vielmehr jetzt Plaine de Boulogne hinaus gefahren werden mußte. So gab der Kaiser denn die Einfahrt in Paris auf und kehrte nach Versailles zurück. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich seine Equipage unversehrt wieder in den Hof der Präfektur einfahren sah.

Für den 3. hatte ich aus dem „Moniteur" von 1814 eine ausführliche Beschreibung der großen Parade Russischer und Preußischer Truppen vorbereitet, als beste Erinnerung an die damalige glorreiche Zeit, hütete mich aber wohl, sie unter diesen Umständen herauszuholen. Der Kaiser schien sehr bewegt darüber, daß die Dinge sich so ganz anders ge-

staltet hatten, als er mit Vorliebe bedacht und äußerte bei Gelegenheit, wo ein Pariser Blatt zur Vernunft und Ruhe dem Unvermeidlichen gegenüber rieth und die Hoffnung aussprach, es werde gewiß nichts geschehen, was den Zorn der Preußen reizen könnte: „Das habe ich ja immer gesagt, daß es so kommen und nicht das Geringste geschehen würde! Gott verzeihe Denen, die es anders gemacht haben, als ich gewollt!" Ueber die bodenlose Gemeinheit und den Blutdurst, der sich in dem Guillotinenblatt „Le Père Duchêsne" aussprach, war der Kaiser empört und meinte: „Wenn das so fortgeht, werden die Franzosen bald wünschen, daß wir noch in den Forts wären!" — Von der heute stattfindenden Parade des Gardekorps und der gesammten Belagerungsartillerie der Südseite sagte der Kaiser: „Es wird heute das erste Mal sein, daß ich das ganze Gardekorps mit seiner Landwehr zusammen sehe. Während meiner langen Dienstzeit hat sich das nie so treffen wollen und ich freue mich sehr auf den Anblick, der gewiß auch auf die Truppe selbst einen großen Eindruck machen wird." — Dann sprach er von seiner baldigen Abreise, aber auch von einer Besichtigung der Königlich Sächsischen und Württembergischen Truppen auf der Ostseite von Paris, da diese ja durch die „neuen Arrangements" um den Einmarsch in die Hauptstadt gekommen wären und er ihnen doch seinen Dank aussprechen müsse.

Selbstverständlich versäumte ich die Parade auf dem Longchamp nicht und werde ich nie den Eindruck vergessen, den das Gardekorps in seiner vollen Kriegsstärke und glorreich bewiesenen Kriegsbereitschaft auf mich machte. Es war zwar

ein ruhmvoller Tag, aber jeden Augenblick drängte sich einem der Gedanke auf, daß es doch hätte noch ganz anders sein können!

Am 4. früh, nachdem viel über die gestrige Parade gesprochen worden war, bat ich den Kaiser, mir den Inhalt seiner Anrede an die Generale und Stabsoffiziere nach Beendigung derselben zu diktiren, da es doch wünschenswerth sei, daß man ihn genau und bald, sowohl in der Heimat, wie in der ganzen Armee erfahre. Der Kaiser war sogleich einverstanden und diktirte mir wie gewöhnlich rasch aus dem Gedächtniß, so daß ich nur einzelne Worte und Sätze notiren konnte, deren Zusammenstellung der Kaiser mir dann überließ. Der Schluß lautete nach dem Diktat: „Vergessen wir aber nicht, daß wir Alle der Vorsehung unseren Dank schuldig sind, welche es gewollt, daß wir das Werkzeug waren, um so große welthistorische Ereignisse herbeizuführen."

Da es noch früh war und genug Zeit bis zum Anfang der Vorträge übrig blieb, so ging ich in das Nebenzimmer, um sofort das Diktat ins Reine zu schreiben und es dann gleich zur Genehmigung vorzulegen. Während ich damit beschäftigt war, kamen mir Bedenken gegen die Fassung: „Die Vorsehung hat es gewollt, daß wir das Werkzeug waren." Es schien mir nicht gerechtfertigt, daß der Mensch,

und sei es auch der mächtigste, sich mit solcher Bestimmtheit in den Willen der Vorsehung eingeweiht und für ihr Werkzeug erklärt. Ich erlaubte mir daher die Aenderung: „Die Vorsehung hat es gestattet, daß wir ihr Werkzeug sein durften“ und ging, ganz stolz auf meine Verbesserung, in das Arbeitszimmer zurück, um mir die Genehmigung zu erbitten. Als ich an die fragliche Stelle kam, unterbrach mich der Kaiser:

„Das habe ich nicht gesagt; ich habe gesagt: ‚Die Vorsehung hat es gewollt.‘“

„Ich hatte es auch so mit Bleistift niedergeschrieben,“ antwortete ich; „aber bei der Fassung kamen mir Bedenken, ob auch jeder Leser den Gedankengang Eurer Majestät sofort richtig erkennen wird. Was die Vorsehung gewollt, kann der Mensch nicht wissen!“ — „Glauben Sie denn,“ erhielt ich da zur Antwort, „daß ich die schwere Last dieses Krieges hätte tragen können oder daß solche Erfolge möglich gewesen wären, wenn ich nicht fest überzeugt wäre, daß die Vorsehung es gewollt und uns zu ihrem Werkzeuge ausgewählt? Schreiben Sie genau, wie ich es Ihnen diktirt habe.“ — „Zum ersten Male stimmt meine Auffassung nicht mit einer Ausdrucksweise Eurer Majestät überein,“ wagte ich zu bemerken. „Ich bitte daher, Eure Majestät mögen die Gnade haben, das Wort ‚gestattet‘ in ‚gewollt‘ eigenhändig abzuändern und dann das ganze Schriftstück zu unterzeichnen.“ — „Was das für ein Eigensinn ist! Geben Sie her. So, nun habe ich selbst geschrieben und unterzeichnet. Jetzt werden Ihre Bedenken wohl gehoben sein.“

Der Kaiser hatte das Datum des 3. darunter gesetzt, da die Ansprache ja an diesem Tage gehalten worden war; — und so entstand ein Dokument, welches nach meinem Dafürhalten für den zukünftigen Geschichtsschreiber höchst interessant sein wird, denn es zeigt, daß Kaiser Wilhelm an seiner Ueberzeugung festhielt und nichts an seiner Ausdrucksweise ändern ließ, weil er eben den innersten Gedanken seines Herzens aussprechen wollte: „Nicht uns, nicht uns! Ihm allein die Ehre!“ — Die ganze Ansprache lautete wie folgt:

„Sie werden mit mir fühlen, meine Herren, unter welchen Eindrücken ich heute das Gardekorps wiedergesehen, nachdem es sich mit einem Heldenmuthe geschlagen, der meine höchste Anerkennung verdient, und die ich mich gedrungen fühle, gerade hier Ihnen auszusprechen! Mit Schmerz vermisse ich viele Tapfere in Ihren Reihen, denn solche Thaten, solche Erfolge verlangen Opfer! Wie ich es immer vom Gardekorps erwartet, hat es auch diesmal das Beispiel in Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer gegeben, aber auch die ganze Armee hat unter einander gewetteifert in Leistungen, die sich nicht allein den ruhmreichsten Tagen in der Geschichte anreihen, sondern uns auch zu einem Ziele geführt haben, welches durch den gestern vollzogenen, ehrenvollen Friedensschluß für alle Zeit in der Geschichte unseres Vaterlandes fortleben wird! Daher gebührt dieser heldenmüthigen Armee und Ihnen, meine Herren, heute und hier insbesondere mein tiefgefühlter Dank und meine volle Königliche Anerkennung. Vergessen wir aber nicht, daß wir Alle der Vorsehung unseren Dank schuldig sind, welche es gewollt, daß wir die Werk-

zeuge waren, um so große welthistorische Ereignisse herbeizuführen! — Leben Sie wohl bis zum Wiedersehen in der Heimat."

Am 5. früh hatte ich böse Nachrichten aus Paris und anderen Orten vorzulesen; „sourde rage", „soif de vengeance" und „revanche inévitable" schienen nicht mehr Phrasen zu sein. Die Franzosen kamen jetzt erst dahinter, zu welchem vernichtenden Frieden sie gezwungen worden waren und wie Trauriges ihnen die nächste Zukunft bringen mußte! Ein Engländer meiner Bekanntschaft hatte den General Vinoy gesprochen und dieser ihm gesagt: Er fürchte sehr, mit dieser canaille des Faubourgs nicht fertig zu werden, denn sie sei jetzt besser bewaffnet als seine Truppen. Die Zustände dort nahmen in der That eine unangenehm drohende Färbung an. Seitdem die Verbindung hergestellt war, wußten wir in Versailles wahrscheinlich mehr von Dem, was in Paris vorging und sich vorbereitete, als die ganz haltlose Regierung. Schon ertönte auch der Ruf: „à bas le Thiers parti!" also auch jetzt noch keine Ruhe. Doch ahnte damals wohl kaum Jemand, daß die Dinge sich noch bis zu den Scheußlichkeiten der Kommune steigern sollten!

Die erst beabsichtigte Rückreise über Compiègne wurde übrigens aufgegeben, weil dort und in allen Lazarethen der Umgegend Pocken und Typhus wütheten. Die gehabte

Anstrengung schien dem Kaiser nicht gut bekommen zu sein, denn das kaum überstandene Unwohlsein begann von Neuem. Er mußte deshalb den Kirchenbesuch aussetzen und konnte sein nach Orleans ausmarschirendes Grenadier-Regiment Nr. 7 nur vom Fenster aus ansehen. Schon reiste Alles ab, auch Prinz Luitpold von Baiern verabschiedete sich. Versailles und das Hauptquartier hatten genug von einander gehabt und waren sich gegenseitig längst überdrüssig geworden.

Als ich am 6. früh zum vorletzten Male in Versailles zum Kaiser eintrat, erschrak ich nicht wenig, als er mir Folgendes erzählte: „Da ich morgen die große Parade bei Villiers abhalten will, so wollte ich bei meinen Schmerzen doch einmal prüfen, ob ich auch das Reiten und lange zu Pferdesitzen vertragen würde und setzte mich auf die Armlehne dieses großen Stuhls, wobei ich mich hob und senkte, um die Bewegung auf dem Pferde nachzuahmen. Der Stuhl steht aber auf Rollen und ich muß mich wohl zu stark bewegt haben, denn plötzlich rutscht derselbe nach hinten unter mir weg und ich stürze mit dem ganzen Körper zu Boden. Der Fall und die Erschütterung waren so heftig, daß ich die Besinnung verlor; als diese wiederkehrte, konnte ich mich aber doch selbst aufrichten und spürte wenigstens keine größeren Schmerzen, als ich vorher gehabt."

So viel ich weiß, hat nur die nächste Umgebung etwas von diesem Vorfall erfahren. Ich dachte mit Schrecken an die Heimreise, an die Truppenbesichtigungen unterwegs, an die lange Eisenbahnfahrt und die Empfangsfeierlichkeiten. Noch im letzten Augenblick eine Erkrankung des Kaisers,

vielleicht eine gefährliche! Dabei wurde mein Vorlesen immer zerstreuter und mag langweilig genug geklungen haben. Gleich nach Beendigung des letzten Generalvortrages packte ich alle Landkarten und Bücher aus dem Arbeitszimmer des Kaisers ein und stellte die noch im Theesalon befindlichen illustrirten Werke in die St. Cloudbibliothek zurück.

Am 7. März früh war mein Zeitungsrapport nur kurz, dafür aber desto inhaltreicher an bösen Nachrichten aus Paris, wo der Pöbel nur den Abmarsch der letzten Deutschen abgewartet zu haben schien, um loszubrechen. — Das leere Arbeitszimmer des Kaisers, der Tisch, auf dem keine Papiere mehr lagen, die schon fertig gepackten Sachen, das Alles machte einen sonderbaren und ungemüthlichen Eindruck auf mich. Sechs Monate lang hatte sich dies Zimmer mit allem Möglichen, mit eroberten Fahnen, Bildern, Büchern, Teppichen, Karten 2c. gefüllt, und nun war nichts mehr zu sehen, als einige starkgefüllte Mappen, in die der Kaiser, wie immer, selbst seine Papiere verpackt hatte. Obgleich er sich keineswegs wohl befand, hatte er sich auch diesmal von Niemand dabei helfen lassen. Um dreiviertel auf neun wurde abgefahren. Im Hofe der Präfektur hatten sich alle in Versailles anwesenden dienstfreien Offiziere und Militärbeamte versammelt, um dem scheidenden Kaiserlichen Heerführer ihr Lebewohl zuzurufen. Es war ein ergreifender Abschied!!

Ich folgte der Königlichen Equipage so dicht wie möglich über Villa Coublay, wo bereits die Reservegeschütze aus dem Artilleriepark abgefahren wurden, Plessis-Piquet, Sceaux und L'Hay, längs den Schanzen von Villejuif, zwischen welchen letzteren und der Landstraße Kavallerie-Vedetten mit der Front nach den Schanzen hin- und herritten. Ich konnte mir das nicht erklären, erfuhr aber dann, daß gerade in dieser Stunde die Forts und Schanzen den französischen Truppen übergeben wurden. Bei Maison Alfort, wo über die Seine, und bei Charenton, wo über die Marne gegangen wurde, sowie im Bois de Vincennes und bei der Redoute Gravelle waren die getroffenen Vorsichtsmaßregeln noch deutlicher und ganze Bataillone Baierischer Infanterie zeigten sich verdeckt im Gehölz aufgestellt. Hätten die Franzosen gewußt, daß so dicht bei ihnen der Kaiser vorüberfuhr, so würde aber doch nur wenig Energie dazu gehört haben, um hier einen recht bösen Coup auszuführen. Auf dem ganzen Wege bis zur Marne war es durch die Kantonnements des VI. Preußischen und II. Baierischen Armee-Korps gegangen und überall hatten sich die dienstfreien Truppen am Wege aufgestellt. In Joinville fand ein Dejeuner statt und bei Villiers, auf dem Schlachtfelde des Ausfalls Anfang Dezember 1870, bestieg der Kaiser den Fuchs Sédan, um die Parade der Württembergischen Division, des XII. (Königlich Sächsischen) Armee-Korps und des I. Baierischen Korps abzunehmen, was bis halb vier Uhr dauerte. Von hier aus war ich vorausgeeilt und schon in Ferrières beim Gärtner einstallirt, als der Kaiser dort ankam. Vor dem Schlosse

war eine Ehrenwache vom Füsilier-Regiment No. 38 aufgestellt und obgleich der Kaiser von der Anstrengung des Tages ermüdet war, ließ er die Kompagnie doch noch vorbeimarschiren und sprach längere Zeit mit den versammelten Offizieren. Da ich dies gesehen hatte, konnte ich nicht voraussetzen, daß er wirklich so erschöpft sei, wie ich ihn gleich darauf fand, als ich mich melden ließ, um die Ansprache zu notiren, die er nach der Parade gehalten hatte. Er klagte über zunehmende rheumatische Schmerzen und allgemeines Uebelbefinden, was er dem besonders warmen Tage zuschrieb. Trotzdem diktirte er mir die folgenden Worte und korrigirte auch eigenhändig, nachdem ich sie im Nebenzimmer niedergeschrieben:

„Es gereicht mir zu besonderer Genugthuung und Freude, heute einen großen Theil der Maas- und III. Armee am Schlusse dieses glorreichen Krieges versammelt und nach so vielen blutigen und entscheidenden Schlachten in einer so vortrefflichen Verfassung gefunden zu haben. Mit Stolz kann ein Theil der Truppen das Zeugniß der blutgetränkten Felder anrufen, auf denen sie heute vor mir erschienen sind, denn diese Felder sind es ja, welche ihre Tapferkeit, ihre Ausdauer und darum ihren Sieg gesehen! Unsere Siege haben uns zu einem Ziele geführt, das so schnell und so vollständig kaum vorauszusehen war, denn Deutschland ist geeinigt und hat mich an seine Spitze berufen. Jetzt wird es darauf ankommen, im Frieden den Bau weiter zu führen, dessen Grundstein auch Sie, mit Ihrem Blute und Ihrer Treue, gekittet! — An den Erfolgen der deutschen Waffen haben Eure Königliche Hoheit, als Korps- und als Armee-

Kommandeur, unterstützt von Ihrem Königlichen Bruder Georg, einen ebenso großen als wirksamen Antheil. Möge Ihnen und den anderen kommandirenden Generalen mein Händedruck auch meinen Dank und meine volle Anerkennung aussprechen! Leben Sie Alle wohl bis zum Wiedersehen in deutscher Heimat!" —

Der Kaiser konnte auch am 8. das Zimmer noch nicht verlassen. Es fand zwar Generalsvortrag in Gegenwart Seiner Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen statt, aber sonst erschien er weder zur Tafel noch beim Thee. Die beabsichtigte Reise nach Rouen und Amiens stand wie ein drohendes Gespenst vor uns und zwar nicht allein wegen des Gesundheitszustandes des Kaisers, sondern wegen der von allen Seiten kommenden Warnungen und Nachrichten über die wachsend feindselige Stimmung der Bevölkerung. Mit dem Abschlusse des Friedens war unsere Stellung in Frankreich überhaupt eine andere geworden. Wir waren eben nicht mehr die befehlenden Sieger, sondern die widerwillig geduldeten, ungebetenen Gäste. Was konnte auf einer so langen Eisenbahnfahrt nicht Alles passiren! — Der Kaiser war am 8. erst spät aufgestanden und ließ sich länger als gewöhnlich aus den Pariser Zeitungen vorlesen, deren wuthschäumende,

bluttriefende Artikel einen schrecklichen Zusammenstoß in Aussicht stellten. Besonders empört zeigte sich der Kaiser über „Le Père Duchêsne“, dessen schmutzigste Stellen noch obenein vorher von mir gestrichen worden waren.

Am 9. hatte sich der Zustand des Kaisers soweit gebessert, daß er nicht allein das 1. Oberschlesische Infanterie-Regiment No. 22 vorbeimarschiren ließ, sondern auch nach dem Fort Nogent fuhr, um das dort stehende Königlich Württembergische Regiment zu begrüßen, dessen Chefstelle er vom Könige von Württemberg angenommen hatte. Von dort wurde die Fahrt sogar bis an das Fort Romainville ausgedehnt, in dessen Nähe der Kaiser im Jahre 1814 mit seinem Hochseligen Bruder, in der Suite seines Königlichen Vaters, der Schlacht bei Paris beigewohnt hatte. — Abends erschien der Kaiser aber nicht zum Thee, was für den nächsten Tag nichts Gutes weissagte.

In der That hörte ich denn auch am 10. früh, daß Seine Majestät keine gute Nacht gehabt und sich so unwohl fühle, daß er bis Mittag im Bette bleiben wolle, und die auf heute festgesetzte Reise nach Rouen auf morgen verschoben worden sei. Da ich viele interessante Neuigkeiten mitgebracht, ließ ich durch den Kammerdiener anfragen, ob ich mich Mittags wieder melden dürfte, erhielt aber den Befehl, sogleich hereinzukommen. — Es war dies das erste Mal, daß ich dem Kaiser, während er im Bette lag, vorlesen sollte. In dem schmalen Schlafzimmer war die niedrige Feldbettstelle in der hintersten Ecke aufgeschlagen, wie gewöhnlich kaum einen Fuß von der Diele und auch so unbequem wie nur

möglich, denn der Kaiser lag mit dem Gesicht gegen das Fenster, durch welches das grelle Licht eines Frühlingsmorgens in das Gemach fiel. Da es in dem hinteren Theile des Zimmers beim Bette zu dunkel war, um den kleinen Zeitungsdruck lesen zu können, so stellte ich mich ans Fenster, der Kaiser sagte aber: „Setzen Sie sich!“ Und das war auch das erste Mal, daß ich in Gegenwart des Kaisers beim Lesen sitzen durfte. Beim Aufschreiben eines Diktats war es auch früher schon geschehen, aber dann freilich eine Nothwendigkeit gewesen. Der Kaiser klagte über heftige Schmerzen auf der linken Seite, sah sehr echauffirt aus und sprach heiser, folgte aber der Vorlesung mit großer Aufmerksamkeit, wie aus den eingestreuten Bemerkungen hervorging. Manchmal schloß er die Augen, so daß ich glaubte, er wolle einschlafen. Sobald ich aber anfing leiser zu lesen, um mich dann unbemerkt entfernen zu können, sagte er etwas oder verlangte eine Erklärung, so daß ich sofort wieder lauter las. Als ich entlassen wurde, sagte er zu mir: „Es wird nun doch wohl nichts aus der Reise nach Rouen und Amiens werden. Das thut mir doppelt leid, da ich die beiden Korps seit Gravelotte nicht gesehen habe.“ Unmittelbar nach meinem Weggehen kam denn auch der Befehl, der Kronprinz solle nach Rouen gehen und die Truppenbesichtigung für den Kaiser abhalten. Ich konnte nur sagen: Gott sei Dank!

Am 11. war ich schon wieder im Schlafzimmer des Kaisers und saß auch auf abermaliges Geheiß schon wieder, als der Kronprinz in voller Uniform hereinkam, um die

letzten Befehle für die Reise zu empfangen. Natürlich ging ich gleich in das Vorzimmer und beendete meinen Bericht erst, nachdem der Kronprinz das Schlafzimmer verlassen hatte, um sofort seine Reise anzutreten. Der Zustand des Kaisers schien sich noch immer nicht gebessert zu haben, da er wieder bis Mittag im Bette blieb, dann zwar einen Generalsvortrag annahm, aber auch heute das Zimmer nicht verließ.

Die Dinge standen in Paris nachgerade so, daß die Truppen in den noch besetzten Forts den Befehl erhielten, mit Anwendung aller Kraft einen Ausbruch großer Volksmassen aus Paris in der Richtung auf Ferrières zu verhindern und, — im Falle in Paris selbst ein Kampf zwischen den Truppen und den Insurgenten des Montmartre entstünde, — Alles Mögliche zu thun, um die zeitige Regierung zu unterstützen, ohne sich jedoch selbst in den Kampf zu mischen. Was jenen Durchbruch von Volksmassen betraf, so hatte Jules Favre selbst vor der Wahrscheinlichkeit eines solchen gewarnt. Die Klubs von Belleville, Montmartre und Villette hatten über die Möglichkeit debattirt, nach Art des Versailler Attentats gegen Ludwig XVI. und die Königliche Familie, sich auf Ferrières zu stürzen und dadurch die Fortsetzung des Krieges zu erzwingen. Die Kenntniß des unsinnigen Planes genügte allerdings, um seine Ausführung unmöglich

zu machen; man kann aber nicht sagen, daß durch solche Nachrichten die letzten Tage in Ferrières und in Frankreich überhaupt angenehmer geworden wären! In dieser letzten Zeit unseres Aufenthaltes im fremden Lande fand ich den Kaiser sehr weich und trübe gestimmt, selbst wenn sich äußerlich die Dinge zu vollkommener Zufriedenheit anließen; und ich beobachtete, daß jedesmal der Eingang der Verlustlisten bei den Truppen diese Stimmung hervorzurufen pflegte. Bis zum Beginn der Waffenruhe war diese Wirkung zwar auch bemerkbar gewesen, durch die Wucht der Ereignisse aber immer wieder verdrängt worden. Seitdem keine Kämpfe mehr stattfanden und die Todtenlisten gewissermaßen nachträglich eingingen, steigerte sich beim Kaiser der Eindruck, den diese Verlustlisten machten, vielleicht noch verschärft durch die eigene Krankheit, bis zum Trübsinn.

Am 12. machte der Kaiser einen kurzen Besuch in dem benachbarten Schlosse Pereire, und am 13. früh um neun Uhr erfolgte endlich die von Allen ungeduldig erwartete Abreise über Lagny, wo die Eisenbahn bestiegen, und Epernay, wo gefrühstückt und Badische Landwehr besichtigt wurde, nach Nancy. Hier wohnte der Kaiser zwar dem Diner bei, befand sich aber, als ich ihn am Morgen des 14. sah, immer noch nicht wieder ganz wohl. Dessenungeachtet gab es eine

Besichtigung von Landwehrtruppen auf dem Stanislaus-Platz, Besuche merkwürdiger Gebäude und der Lazarethe, 2c. Allerdings trat im Befinden des Kaisers jetzt eine schnelle Besserung ein, und am 15. ging es über Metz nach Saarbrücken und dann über Mainz nach Frankfurt a. M. — Welche Unterschiede auf dieser Reise von Versailles bis Berlin! In Frankreich alles Verwüstung, Haß, Unsicherheit; von Saarbrücken an alles Jubel, Ruhe, Sicherheit, Siegesfreude und Anhänglichkeit! Wer diese Fahrt bis Berlin nicht mitgemacht, hat wirklich keinen Begriff vom Enthusiasmus eines ganzen Volkes! —

Der Kaiserliche Zug kam am 17. aus Weimar, wo der Kaiser übernachtet hatte, in Berlin an. Ich hätte gewünscht, es wäre am 18. gewesen, am Tage der Schmach im Jahre 1848, um den Berlinern eine lebendige Mahnung an das schreiende Unrecht zu sein, welches sie dereinst dem Prinzen von Preußen zugefügt.

Am 18., der gerade auf einen Sonnabend, also auf den Tag traf, wo ich in Friedenszeiten kommen durfte, stand ich frühmorgens bereits in der Bibliothek, als der Kaiser aus seinem Schlafzimmer kam. Er ging sogleich zum Tische, nahm dort ein bereitliegendes eisernes Kreuz am weißen Bande und gab es mir mit den Worten: „Hier haben Sie das Kreuz für alle Ihre geleisteten Dienste.“ Ich war so erstaunt und erfreut über diese Verleihung der ersehnten Auszeichnung, daß mir der Dank im Munde stecken blieb. Hatte ich doch schon längst auf die Hoffnung, dieses Ehrenzeichens theilhaftig zu werden, verzichtet, denn ich war

der Einzige im ganzen Königlichen Gefolge, der Versailles ohne dieses Kreuz verlassen hatte und ohne dasselbe nach Berlin zurückkehrte.

Um so größer war meine Freude und Dankbarkeit, daß ich das Kreuz heute erhielt, an dem Tage, dessen Signatur Untreue und Auflehnung, und der mich in seinen Folgen überhaupt erst der Person des Königs genähert und mir das schönste Gut meines Lebens, sein Vertrauen, erworben hatte.

Mit diesem Tage kam Alles wieder in das gewohnte Geleis. Nachdem ich so viele Wochen hindurch die Freude gehabt hatte, täglich vor dem Kaiser erscheinen zu dürfen, war mit dem Eintreffen in Berlin das Verhältniß sofort wieder in seine frühere Beschränkung getreten. Ebenso regelmäßig bewegte es sich aber auch innerhalb derselben, denn der Sonnabend war und blieb der festgesetzte Tag für den Bericht in Bibliothek- und Literaturangelegenheiten. Es war eben, als wenn in den ganzen sieben Monaten nichts geschehen, als wenn der Jahre lang gewohnte Faden nie unterbrochen worden wäre, und der Kriegsvorleser hatte sich schnell wieder in einen friedlichen Bücherwurm verwandelt.

Einige Tage nach meiner Demobilmachung, bei Gelegenheit der Gratulation zu des Kaisers Geburtstage, machte ich einen interessanten Fund. Der pensionirte Kammerdiener

Zirbeck zeigte mir eine mit besonderer Sorgfalt vom Prinzen Wilhelm im Jahre 1840 ausgeführte Abschrift des bekannten Gedichtes von Nikolaus Becker, welches schon damals einen tiefen Eindruck auf den Prinzen hervorgebracht haben muß, denn es möchte wohl sonst wenige Gedichte geben, die er sich abgeschrieben hat. Jetzt, im Jahre 1871, wo er den Franzosen selbst aufs neue bewiesen hatte, daß sie ihn wirklich nicht haben sollen, den freien, deutschen Rhein, gewann diese Erinnerung aus dem Jahre 1840 eine viel größere Bedeutung.

Mit meiner Rückkehr nach Berlin verlasse ich die Form des Tagebuches und setze meine Aufzeichnungen in der alten Weise fort, indem ich weiter Bemerkenswerthes leicht aneinanderreihe.

Ein Russischer General, der Deutschland beim Beginn des Krieges durchreist hatte, schrieb mir: „Ich bewunderte das Geschick und die Ordnung, mit welcher die Preußen nach Frankreich hineinmarschirten, wenn ich auch nicht glaubte, daß sie so eklatant siegen würden. In Ihrer Armee weiß aber Jeder, was er zu thun hat und wo er

hingehört, sogar der zum Schlachten bestimmte Ochse scheint im Voraus zu wissen, in welchem Kochgeschirr er gesotten werden wird." Der Kaiser lachte und sagte: „Etwas drastisch ausgedrückt, aber in der Sache hat Ihr Freund Recht. In meiner Armee ist wirklich Ordnung. Darum geht es auch."

Dieser Ausspruch erinnerte mich an eine Mittheilung des Obersten von Roeder († bei St. Privat), nach welcher der Prinz von Preußen einmal gesagt haben soll: „Sehen Sie wohl, das ist der eine Knopf, der nicht zugeknöpft ist." Es war nämlich von der außerordentlichen Strenge die Rede gewesen, mit welcher in der Russischen Armee auf den reglementsmäßigen Anzug gehalten werde und als Beispiel angeführt worden, daß ein nicht zugeknöpfter Knopf auf das Strengste bestraft worden sei. Gleich darauf war das unordentliche Betragen der Landwehrmannschaften bei einer Kontrollversammlung besprochen worden und da hatte der Prinz von Preußen gesagt: „Sehen Sie, das ist die Folge des einen Knopfes, der nicht zugeknöpft ist."

Einen charakteristischen Zug von der Ordnungsliebe des Kaisers erlebte ich am 29. April. Ich hatte eine große Mappe mit Bildern vorzulegen und da das noch auf dem Schreibtische stehende Kaffeegeschirr daran hinderte, so sagte der Kaiser, ich möchte das Geschirr bei Seite stellen. Das war aber im Arbeitszimmer des Kaisers ein Kunststück oder vielmehr einfach unmöglich, da vor Büchern, Papieren und Karten auch nicht das kleinste Fleckchen auf Tischen und Stühlen frei war. Ich mußte das Service also in das

Vortragszimmer nebenan auf den Vortragstisch stellen und breitete nun die Mappe zur Besichtigung aus. Als ich entlassen wurde, klingelte der Kaiser dem diensttuenden Leibjäger, dem ich vor der Flurthür begegnete und ihm schnell sagte: „Wenn Sie das Kaffeservice wegnehmen sollen, so finden Sie es heute auf dem Vortragstisch, wo ich es habe hinstellen müssen.“ Der Zufall wollte, daß ich noch auf dem Flur war, als der Leibjäger mit dem Kaffeeservice wieder herauskam. Wie erstaunte ich aber, als er mir sagte: „Das Geschirr hat garnicht im Vortragszimmer, sondern auf seiner gewöhnlichen Stelle im Arbeitszimmer, auf dem Büreau gestanden.“ Da es bei meinem Hinausgehen noch ruhig dastand, wo ich es hingestellt hatte, so mußte der Kaiser es selbst hereingeholt und wieder auf den Platz gesetzt haben, wo die Diener es seit langen Jahren zu finden gewohnt waren. Das Kaffeeservice an einer anderen Stelle war auch so ein nicht zugeknöpfter Knopf, den der Kaiser aber auch sofort selbst zuknöpfte, als wenn sich das ganz von selbst verstehe.

In den nächsten Wochen nach der Rückkehr las ich sowohl die in der militärischen Gesellschaft zu Petersburg gehaltenen Vorträge, als die bedeutendsten Stellen aus dem Buche des Generaladjutanten Annjenkoff über den Krieg

vor, dessen Urtheile den Kaiser sehr interessirten; nur war er mit der Ansicht des russischen Offiziers über die Unzweckmäßigkeit dauernd formirter Armee-Korps nicht einverstanden und sprach seine Ueberzeugung aus, daß auch Rußland wieder zu seinem früheren System zurückkehren würde. Abfällige Urtheile konnte übrigens der Kaiser stets mit größter Ruhe anhören und kamen sie nur aus sonst achtungswerther Quelle, so sprach er seine entgegengesetzte Meinung ohne alle Erregung aus und seine Argumentation klang stets, als wollte er sagen: „Hätte der Urtheilende meine Erfahrungen, so würde er anders denken und hat er nur erst meine Erfahrungen gemacht, so wird er auch anders urtheilen!"

Unter den Hunderten von Bildern, die ich mit Bezug auf den Feldzug sammelte und nach und nach zur Ansicht vorlegte, kamen um diese Zeit besonders viele zum Vorschein, welche den Kaiser im Krönungsornate Karls des Großen oder sonst in irgend einem phantastischen Kaiserkostüm darstellten. Der Kaiser sah diese Bilder nie gern, so daß ich endlich keine mehr vorlegte, wenn ich sie auch ferner sammelte. Bei Einem derselben sagte er: „Da sehe ich ja aus wie ein Baalspriester!" Auch später sprach er sich stets gegen die Krone Karls des Großen aus und verwies auf die von ihm befohlene Form der neuen deutschen Kaiserkrone.

Anfangs Mai hatte der Kaiser den Bericht des Königlich Sächsischen Generals Fabrice aus Rouen über einen Besuch erhalten, den Jules Favre ihm in Verwaltungsangelegenheiten gemacht und gab mir diejenigen Stellen des Berichtes zu lesen, in denen Jules Favre von seinen Enttäuschungen und seiner hoffnungslosen Zukunft sprach. Es waren merkwürdige Bekenntnisse, welche der alte Revolutionär hier aussprach. Er gestand, daß er Alles, was er in seiner jahrelangen verbissenen Opposition an Kaiser Napoleon III. getadelt, selbst ganz ebenso habe thun müssen, als er zur Regierung gekommen sei, erkannte die Haltlosigkeit und Schädlichkeit seiner liberalen und parlamentarischen Thätigkeit an, bereute so ziemlich Alles, was er gethan und wozu er mitgeholfen und schloß — diese Stelle ist mir genau im Gedächtniß geblieben: — „Il ne me reste que de me retirer dans les bois et d'y mourir désillusionné et solitaire!“ Der Kaiser meinte: „Was sagen Sie dazu? Wenn nur einmal einer dieser Herren öffentlich seine Irrthümer bekennen und bereuen und dadurch die Anderen warnen wollte! Aber es ist immer das alte Lied und Einer wie der Andere! Als Olivier Minister wurde, begann schon die schiefe Ebene für den Kaiser.“

Als Ende Mai die Nachrichten aus Paris immer furchtbarer wurden und ich Einzelheiten über die dort geschehenen Zerstörungen seitens der Kommune berichtete, sagte der Kaiser:

„Ich kann uns nur zu dem Glück gratuliren, daß wir nicht gezwungen waren, das Blut unserer Soldaten aufs Spiel zu setzen und nicht die Verantwortung für diese ver-

brannten Gebäude und die Vernichtung so vieler Kunstschätze vor der Nachwelt zu tragen haben."

Mit den Einzugsfeierlichkeiten beschäftigte sich der Kaiser, was die Truppen und die Enthüllung des Denkmals für seinen unvergeßlichen Vater betraf, sehr angelegentlich; ganz im Gegensatze zu der Gleichgültigkeit, welche er gegen die Arrangements für die Feier am 18. Januar gezeigt hatte. Am Morgen des Einzugstages selbst erhielt ich aus seiner Hand die Kriegsdenkmünze für 1870—1871 in Stahl am Nichkombattantenbande. Am Tage vorher war ich durch die festlich geschmückten Siegesstraßen gefahren, natürlich mit dem eisernen Kreuze im Knopfloche. Mein weißes Haar mußte den Leuten im Gegensatze zu diesem Ehrenzeichen wohl besonders aufgefallen sein, denn ich hörte im klassischen Dialekt der Spreeathener den Ruf: „Nu kiek mal Eener an! Is der Olle ooch noch mitjeloofen!"

Im Monat Juli erkrankte der Kaiser abermals an Hexenschuß und einem rheumatisch-katarrhalischen Leiden, so daß er nicht nach Hannover reisen konnte, um die Truppen dort einziehen zu sehen, unwohl zur Kur nach Ems ging und sich auch dort nicht ganz gesund fühlte. Am 4. August kam er von Ems nach Wiesbaden und ich hatte die Ehre, auch einmal an einem Nicht-Sonnabende vorgelassen zu werden, da ich mich zur Kur dort befand. Der Kaiser sagte mir, daß es erst seit wenigen Tagen besser mit seinem Befinden

gehe, der Knöchel ihm aber immer noch weh thue. Dann klagte er über die zunehmende Arbeit, die Berge von Schriftstücken und die immer länger werdenden Vorträge. Bei der sonstigen Arbeitskraft und Ausdauer des Kaisers und seinem Pflichtgefühl auch tödtend langweiliger Arbeit gegenüber, fiel mir diese Klage auf und doch mußte sie durch die Vergrößerung des ganzen Staatswesens gegründet sein. — Ich konnte mich bei dieser neuen Ueberbürdung des Kaisers mit Reichsangelegenheiten, Eingaben und Bitten aus allen Theilen Deutschlands, des Gedankens nicht erwehren, es sei doch eigentlich sonderbar, daß noch kein Deutscher, — und Alle hatten sich doch nach einem Kaiser gesehnt, — weder im Reichstage, noch in irgend einem der vielen deutschen Parlamente, oder in der Presse, oder endlich beim Biere auf den Gedanken gekommen, dem deutschen Kaiser auch eine der ja nun gestillten Sehnsucht würdige Apanage zu geben. Kein Mensch bekümmerte sich auch nur im Entferntesten darum, daß die Anforderungen an den König von Preußen in seiner neuen Würde bis zum Unerschwinglichen gestiegen waren. Wie leicht hätte der König in Versailles seine Bedingungen stellen können. Vielleicht wird die Zukunft auch einmal dieser Noblesse des Kaisers gerecht werden! Gegenwärtig scheint es eben Niemand einzufallen, daß ein Deutscher Kaiser auch wohl mehr Ausgaben und mehr Arbeit haben könne, als ein König von Preußen.

Schon vor dem Beginne des Feldzuges 1870 hatte ich Aufträge an verschiedene Buchhändler gegeben, Alles an Büchern, Broschüren, Flugschriften, Bildern, Karrikaturen u. s. w. zu sammeln, da der König genehmigte, eine ebenso vollständige Sammlung über den neuen Krieg anzulegen, wie ich dies für den von 1866 gethan hatte. Diese Sammlung gewann aber eine riesenhafte Ausdehnung und wird in ihrer Vollständigkeit künftig ein Kuriosum sein. Das Vorzeigen der nach und nach erscheinenden Werke in allen europäischen Sprachen, sowie der großen Zahl von Bildern, dann aber auch das Vorlegen einer ganzen Reihe von Aquarellen für das Album Seiner Majestät und die Korrektur der Entwürfe gab vielfach Gelegenheit zu interessanten Erklärungen des Kaisers über einzelne Vorgänge. Z. B. bemerkte er beim Betrachten des Entwurfs zu der Bivouakscene am 18. August bei Gravelotte: „Das Haus hinter mir brannte noch, als ich Bismarck die Depesche über den Sieg diktirte. Als Moltke dazu kam, befahl ich, daß sie ihm gezeigt werden solle. Er war es, der hinzusetzte: ‚Unter Meiner Führung‘, — ich hatte das nicht diktirt. Auch den Schluß änderte er dahin ab, daß nun die Verbindung der Armee unter Bazaine mit Paris abgeschnitten sei.“ —

Bei der Rückgabe meines Manuskriptes dieser Aufzeichnungen über die Tage vor und nach Sédan fügte der Kaiser mündlich hinzu: „Als Reille sich näherte, sah ich mich nach meiner Umgebung um und ließ Alle ohne Ausnahme, auch meinen Sohn, zurücktreten. Dann sagte mir Reille: „Sire, voici une lettre de la part de l'Empereur“

und fügte hinzu: „Je n'ai aucune autre commission." — „Mais moi," erwiderte ich, „j'ai avant tout une condition à poser. C'est que l'armée mette à bas les armes!" worauf ich nun erst den Brief las."

Als ich die Beschreibung eines in Wien gefeierten sogenannten Verbrüderungsfestes der Einjährig-Freiwilligen, mit denen es militärisch nicht recht vorwärts wollte, vortrug, äußerte der Kaiser: „Anfangs war das auch bei uns eine schwierige Sache, weil die Freiwilligen zur Rekrutirung der Offizier-Korps dienen sollten. Unmittelbar nach dem Kriege war Krethi und Plethi darunter. Dann lud ich alle Offizier Gewordenen zu meinen Gesellschaften, mit der Vorschrift, in Uniform zu kommen. Solche Systeme lassen sich nicht dekretiren, sie müssen wachsen."

Bei Gelegenheit des sogenannten Böhmischen Ausgleichs in Oesterreich und der großen Aufregung der Deutsch-Oesterreicher darüber, sagte er: „Ich habe es dem Kaiser Franz Joseph in Ischl wohl gesagt, er möge seine deutschen Unterthanen gut behandeln, weil sie immer die treusten gewesen sind, und er hatte es mir auch versprochen; aber kaum acht Tage nachher brach der Konflikt aus. Gastein und Ischl scheinen nun einmal die Orte unangenehmer österreichischer Ueberraschungen für mich zu sein!"

Zu folgender Notiz für den Regenten-Kalender: „Im Hauptquartier Langres 1814 stellte Kaiser Alexander I. den aus der Schweiz dorthin gekommenen La Harpe dem Könige und seinen Söhnen vor," fügte er erläuternd hinzu: „Uns mit den Worten: ‚Tout ce que je sais et tout ce que,

— peut être, — je vaux, c'est à M. La Harpe que je le dois!'" Wir sahen ihn später in Paris mit dem Andreas-Orden dekorirt, und der einfache Gelehrte mit dem höchsten Russischen Orden fiel uns auf. Als wir uns erkundigten, erfuhren wir, daß der Kaiser ihn deswegen so ausgezeichnet, weil er es gewesen, der dazu gerathen und darauf gedrungen hatte, daß man sich unter allen Umständen der Hauptstadt bemächtige. Man möge sich durch die Sprünge Napoleons nicht irre machen lassen; Frankreich sei nur in Paris zu besiegen!

Als der 11. November und mit ihm aufs Neue die Martinsgans herannahte, die der Kaiser alljährlich bei der Generalin von Witzleben zu essen pflegte, war mir die Besorgniß geäußert worden, der Kaiser möge mit zu großem Appetit essen und krank werden, wie dies schon einmal geschehen war. Da das Diner auf einen Sonnabend traf, so erlaubte ich mir nach meinem Vortrage die Bemerkung, der Kaiser möchte heute nicht zu viel von der Martinsgans verspeisen! „Wie meinen Sie das? Fangen Sie auch schon an, mir gute Rathschläge zu geben?" — „O nein, Eure Majestät," entgegnete ich sehr ruhig, „ich erlaubte mir die Bitte nur im Interesse meiner Familie auszusprechen. Wir sind nämlich morgen zur Vertilgung der Reste des heutigen Diners bei der Generalin eingeladen, der Wunsch, daß überhaupt etwas übrig bleiben möchte, ist also sehr verzeihlich!" —

Um Weihnachten zeigte mir der Geheime Hofrath Bork eine Locke vom Haupthaar des Kaisers, welche er sich durch

Vermittelung der Kammerdiener verschafft hatte und kam meinem Wunsche, eine Strähne von dieser Locke zu besitzen, auf das Bereitwilligste entgegen. Ich hielt mich aber nicht für berechtigt, dieses kostbare Andenken ohne Vorwissen und Bewilligung des Kaisers zu besitzen und ergriff eine Gelegenheit, wo ich mich mit dem Hofrath Bork zusammen in der Bibliothek des Kaisers befand, um den Hergang zu erzählen und zugleich die Bitte auszusprechen, diese Haarlocke behalten zu dürfen, was in leutseligster Weise gewährt wurde. —



1872.

Die Zeit nach der Rückkehr aus Frankreich hatte ich in literarischer Hinsicht fleißig ausgenutzt, so daß ich dem Kaiser am Neujahrstage vier neue Werke vorlegen konnte. „Das Buch vom Kronen-Orden", ein „Instruktionsbuch für den Kavalleristen", den ersten Band des „Krieges der Triple-Allianz gegen Paraguay" und die militärische Gedichtsammlung „Leier und Schwert". Ich konnte das um so sicherer thun, als ich keine Gefahr lief, daß der Kaiser mir etwas dafür schenken würde, da ich soeben zu Weihnachten seine Broncebüste von ihm erhalten hatte und meine Vorlage überdies mit der Bemerkung einleitete: „Eure Majestät müssen mir aber versprechen, mir nicht etwa für meine Arbeiten etwas schenken zu wollen." — „Weiß schon, und der Verleger Duncker hat mir auch schon gesagt, daß Sie für die Ordensgeschichte nichts haben nehmen wollen." — Bei Erwähnung jener Broncebüste muß ich übrigens bemerken, daß Weihnachten 1871 nur Fürst Bismarck und Graf Moltke solche Büsten erhalten haben, was ich erst später durch die Zeitungen erfuhr. Als ich mich am nächsten Sonnabende für das Geschenk bedankte, sagte der Kaiser: „Die Büste ist nebenbei eine Kuriosität, denn ich bin selber an ihr zum Bildhauer geworden. Der Künstler hatte den goldenen Stern zum Orden Pour le Mérite wie jeden anderen Ordensstern

achteckig gemacht. Da nahm ich den Spatel und schnitt ihn an dem noch feuchten Thonmodell viereckig."

Am 13. Januar klagte der Kaiser zum ersten Male über ein allgemeines Gefühl des Unwohlseins, weshalb er in diesem Jahre auch nicht dem Krönungs- und Ordensfeste beiwohnte. Leider sollte sich daraus eine mehrere Monate dauernde, ganz ernstliche Krankheit entwickeln, die einige Male sogar zu lebhaften Besorgnissen Veranlassung gab. Ehe der Kaiser indessen bettlägerig wurde, sowie gleich nachher, wurde ich jedes Mal vorgelassen, fand ihn aber freilich zuweilen recht schwach, seine Stimme vollständig tonlos, seine Haltung gebrochen. — In der „Illustrirten Zeitung" war um diese Zeit ein Bild von Fr. Schulz mit einem Gedichte von Petsch: „Der Helm von Mars la Tour" erschienen. Beides sollte den Eindruck schildern, den ein auf dem Schlachtfelde vom 16. August liegen gebliebener Kürassierhelm, an welchem sieben klaffende Hieb- und Stichwunden sichtbar waren, während die Leiche des tapferen Kürassiers daneben lag, auf den König gemacht hatte. Er habe, — so erzählte das Gedicht, — diesen Helm lange betrachtet und dann befohlen, ihn mitzunehmen, so daß derselbe jetzt in den Prachtgemächern des Königlichen Palais aufbewahrt werde. Da ich schon in Pont à Mousson zwei sehr gut erhaltene fran-

zösische Kürassierhelme gesehen, deren Mitnahme der König angeordnet, auch später in Berlin im Zimmer des K. Garderobiers auf einem Schranke einen Preußischen Kürassierhelm bemerkt hatte, der so zerhauen und zerstochen war, daß jenes Gedicht wohl auf ihn passen konnte, so glaubte ich an die Richtigkeit des im Liede verherrlichten Vorganges und las dem Kaiser dasselbe vor.

Er hörte aufmerksam den schwungvollen Versen zu und sagte dann: „Recht hübsch, aber kein Wort davon wahr! Ich erinnere mich wohl, daß ich zwei französische Kürassierhelme beim Bereiten des Schlachtfeldes am 17. habe aufnehmen und mitnehmen lassen, aber von einem solchen zerhauenen preußischen Helme weiß ich nichts!" — „Dennoch befindet sich ein solcher unten im Garderobenzimmer!" — „Nun, dann mögen ihn meine Leute oder sonst irgend Jemand mitgenommen haben. Ich habe keinen gesehen und das müßte ich mich doch erinnern, namentlich wenn ich so empfindsame Gedanken dabei gehabt hätte, wie das Gedicht sie mir zuschreibt!" —

Hierauf fuhr der Kaiser fort und erzählte mir folgende Geschichte: „Allerdings ist mir eine ähnliche Scene wohl im Gedächtniß; das war aber ein Husar, — von den Zieten'schen — der mir wegen seiner ganz neuen Uniform und Schabracke

auffiel, weil er unmöglich den Marsch von der Grenze bis an die Mosel mitgemacht haben konnte, sondern eben erst dem Regimente nachgekommen sein mußte. Ich sagte zu Lauer, er möge einmal nachsehen, ob der Husar wirklich todt sei oder vielleicht nur im Starrkrampf läge. Lauer stieg ab, untersuchte ihn, und als ich hörte, daß er wirklich todt sei, befahl ich, daß ihm die Uniform ausgezogen und mit der Schabracke an das Regiment geschickt werden sollte!" — „Gut, daß Eure Majestät das selbst befohlen haben!" — „Wie so?" — „Weil der Feld-Gendarm, der die Ausführenden beim Ausziehen der Leiche betroffen, sie wahrscheinlich als ‚Hyänen des Schlachtfeldes' festgenommen haben würde." — „Der Dolman war ja aber noch ganz neu und konnte beim Regiment noch gute Dienste thun. Sonderbarer Einfall von Ihnen!" — „Ja, neue Kleidungsstücke nimmt eben Jeder lieber als alte." — „Warum lächeln Sie so verschmitzt dabei?" — „Ich denke eben darüber nach, was denn eigentlich die Ursache von Preußens stetigem Wachsen und Aufblühen gewesen und noch ist." — „Wie kommen Sie gerade jetzt darauf?"

„Durch eine sehr natürliche Gedankenverbindung! Jedes Land Europas, selbst das kleinste, hat seine Glanzperiode, seinen großen Fürsten oder Feldherrn, seine Siege und seine Präponderanz über Nachbarn gehabt. Spanien, Portugal, Holland, Schweden — ohne Ausnahme Alle. Aber kein Land hat wie Brandenburg-Preußen eine Reihe von vierzehn sparsamen Herrschern gehabt. Ich wenigstens wüßte Keins!"

„I nun! Friedrich I. und mein Großvater; — von deren Sparsamkeit will die Geschichte nichts wissen.“

„Doch, Eure Majestät, die neuere, ernstere Geschichtsforschung hat auch für diese beiden Könige den gleichen Beweis geführt und wird ihn noch weiter führen. Friedrich I. war nur verschwenderisch, wo es galt, den Glanz seiner neu erworbenen Königskrone zu stützen, und alle Günstlinge Friedrich Wilhelms II. sind arm gestorben. Die Zukunft wird auch diesen beiden Fürsten gerechter werden, als es bisher der Fall war.“

„Nun, dann hatte ich ja ganz geschichtlich gehandelt, als ich die Uniform dem Regimente zurückschickte!“

Zu meinem Bedauern unterbrach eine Meldung das Gespräch, welches eben eine so interessante Wendung genommen hatte.

Die einstige Schauspielerin Karoline Bauer, jetzt Gräfin Plater, hatte ein Buch — Erinnerungen aus ihrem Bühnenleben — geschrieben und darin mit ebenso dankbarer Wärme als Wahrheit und Takt die Berliner Hof- und Theaterverhältnisse zur Zeit König Friedrich Wilhelms III. geschildert.

Selten habe ich und, wie ich vielfach hörte, auch Andere ein Buch mit solchem Vergnügen gelesen; aber so gern ich beim Kaiser irgend eine Anerkennung für die Verfasserin er-

reicht hätte, so schwer, ja unmöglich war es doch, die richtige Form dafür zu finden, da ihr Gatte Graf Plater, ein Pole, als heftiger Gegner Preußens bekannt war, sie auch ihr Buch garnicht an den Kaiser eingesandt hatte, und noch obenein ohne ausgesprochene Genehmigung ihres Gatten wieder als Schriftstellerin an die Oeffentlichkeit getreten war.

Bei dem Gespräch darüber erzählte mir der Kaiser: „Ich habe einmal ein sonderbares Rendezvous mit dieser Dame gehabt und zwar in St. Petersburg. Ich kam grade vom Winter-Palais und ging durch mein Vorzimmer, als mir Labanoff sagte, daß mich eine Dame zu sprechen wünsche. Dabei wies er auf einen dort stehenden Schirm und gab mir zu verstehen, daß sie hinter demselben auf mich warte. Als ich fragte, wer es sei, sagte er mir: Die Actrice Bauer aus Berlin. Da ich doch unmöglich eine Dame empfangen konnte und vermuthete, daß sie meine Protektion bei ihrem Gastspiel in Anspruch nehmen wollte, so blieb ich vor dem Schirme stehen und sprach mit Labanoff weiter, als ob ich nicht wüßte, daß sie dahinter stehe. Ich sagte ihm, daß ich wahrscheinlich Schuld an der Anwesenheit der Dame in Petersburg sei. Ich hätte dem Kaiser gesagt, daß sein deutsches Theater nicht gut sei, und daß er sich einmal eine gute Schauspielerin aus Berlin kommen lassen möge, denn meine Schwester kannte keine von den Schauspielerinnen, die uns damals in Berlin entzückten. Sie hatte nur das alte Theater im Gedächtniß. Nun würden ja die Petersburger auch einmal eine gute deutsche Schauspielerin sehen, und es würde mich sehr freuen, wenn es ihr hier gefiele. Damit war die Audienz durch eine

spanische Wand beendet. Sie wußte, was sie wissen sollte, und ich war die Verlegenheit einer Entrevue los."

Während des Februar und März hatte die Krankheit des Kaisers zugenommen, und sich dabei so bedenkliche Symptome gezeigt, daß man später hörte, es sei sogar ein Lungenschlag befürchtet worden. Er blieb Tage lang im Bette oder stand doch erst Mittags nur auf einige Stunden auf. Als ich am 14. März wie gewöhnlich früh in das Palais kam, nachdem ich ihn schon in drei Wochen nicht gesehen hatte, sagte mir der Kammerdiener, der Kaiser habe, da es Sonnabend sei, schon nach mir gefragt, und da er gegen Mittag aufstehen werde, so möge ich mich nur bereit halten und wiederkommen.

Es war diesmal eine trübe, unerfreuliche Stunde! Der Kaiser sah sehr angegriffen aus, ging nur mit Mühe an einem Stocke, athmete schwer und war auf keine Weise zu erheitern. Schon bei den ersten Worten fühlte ich, daß er mich wohl nur der Gewohnheit wegen hatte eintreten lassen oder zeigen wollte, daß er nicht so ernstlich krank sei. Gleich der erste Versuch, den ich machte, um eine andere Stimmung hervorzurufen, scheiterte vollkommen. Es war schönes Wetter, und ich gratulirte dazu, weil nun bald die Rekrutenvorstellungen beginnen könnten, durch welche der Kaiser ja stets von seiner

Frühjahrs-Grippe befreit worden sei. Nach einem langen, trüben Blick durch das Fenster auf das geschäftige Treiben draußen auf der Straße sagte er: „Daraus wird wohl diesmal überhaupt nichts werden!“

Niedergeschlagen berichtete ich nun über die Einführung der allgemeinen Militärdienstpflicht in Rußland, welche damals eben in die ersten Stadien der Berathung eingetreten war. Der Kaiser hörte aufmerksam zu: „Es wäre ein Wunder,“ äußerte er, als ich zu Ende war, „wenn dem Kaiser auch das gelänge, wie ihm das schwere und gefährliche Experiment mit Aufhebung der Leibeigenschaft gelungen ist. Solche Aenderungen in den Fundamentalgesetzen und Gewohnheiten eines Volkes sind meist nur nach großen Kalamitäten, namentlich unglücklichen Kriegen — wie bei uns nach 1806 — durchzusetzen. Oesterreich und Frankreich würden dergleichen nie erreicht haben, wenn die Katastrophen von 1866 und 1870 nicht über sie gekommen wären. Rußland will eine so gründliche Aenderung aber mitten im Frieden, ohne alle Veranlassung, einführen. Das ist bis jetzt ohne Beispiel, spart ihm aber vielleicht gerade die Kalamität, durch die es dann dazu gezwungen werden könnte. Ich bewundere den Kaiser!“

Ich hatte in der Bibliothek noch etwas wegzuräumen und kam daher später noch einmal in das Arbeitszimmer, um einen Haufen eingegangener Bücher herauszuholen und fand den Kaiser hier zum ersten Male am Mitteltische sitzend, wo ich ihn noch nie gesehen hatte, und müßig, ohne irgend etwas zu thun, vor sich hinstarren, was mir bei ihm auch noch nie vorgekommen war. Um die Bücher wegzunehmen, mußte ich dicht an ihm vorübergehen. Ohne aufzusehen, reichte er mir die Hand hin und sagte: „Auf Wiedersehen, Schneider!“ Da ich mich schon vorher verabschiedet hatte, so verbeugte ich mich nur und wollte in die Bibliothek zurückgehen, als der Kaiser mir nachrief: „Vielleicht auch auf Nicht-Wiedersehen!“

Diese Worte machten einen furchtbar peinlichen Eindruck auf mich, so daß ich mich erst garnicht zu fassen wußte und lange starr dastand, die Bücherlast unter den Armen. Das war ein hoffnungsloser Abschied vom Leben, die fast sichere Aussicht auf das Traurigste, was mir, — außer einem Verlust in der eigenen Familie, — nur begegnen konnte. Ganz betäubt ging ich nach Hause und hatte den ganzen übrigen Tag keinen Sinn mehr für meine Berufsgeschäfte. In der That sah es um diese Zeit schlimm mit der Gesundheit des Kaisers aus. Der Leibarzt erzählte mir später, er habe namentlich an jenem 14. März mit der größten Besorgniß auf den Augenblick gewartet, wo sich Blutverlust einstellen würde; es wäre aber Alles glücklich vorübergegangen. Der Krankheitszustand war aber diesmal doch so ungünstig, daß ich den

Kaiser erst Ende April zum ersten Male wiedersah und ihn gegen früher sehr verändert fand. Indessen erholte er sich dann um so schneller und hatte nach den Badereisen im Sommer seine ganze frühere Rüstigkeit wiedergewonnen.

Die Sammlung von Büchern, Broschüren, Bildern, Karrikaturen u. s. w. u. s. w. über den Krieg 1870—71, welche ich eifrig fortführte und die sich so unglaublich vermehrte, daß in den vorhandenen Schränken gar kein Platz mehr für sie zu finden war, gab mir während des ganzen Jahres Gelegenheit, das Bedeutendere darunter vorzuzeigen und zu erläutern. Namentlich interessirte den Kaiser Alles, was in England, Rußland, Spanien, Nord-Amerika 2c. an Schriften und Bildern über den Krieg erschienen war. Da die Unmenge der Bücher immer mehr anwuchs, so beschäftigte er sich viel mit dem Gedanken, wo und wie man diese dereinst werthvolle Sammlung wohl am Besten aufstellen müsse, damit sie nicht allein ein Denkmal jener wunderbar großen Zeit, sondern auch der Nachwelt von Nutzen sein könne. Zu diesem Zwecke entschloß sich endlich der Kaiser, sie der großen Königlichen Bibliothek als ein Vermächtniß zu hinterlassen. Als ich übrigens beim Ausbruch des Krieges die Bestellung gegeben, alles zu sammeln, was während desselben Bezügliches erscheinen würde, hatte ich keine Ahnung gehabt, daß

eine solche Sammlung entstehen würde, und noch weniger, daß die Buchhändlerrechnungen dafür sechstausend Thaler übersteigen würden; und noch immer ist kein Ende in dem Erscheinen neuer Werke über den Krieg 1870—71 abzusehen.

Beim Vorzeigen der Schriften und Bilder gab es, wie schon erwähnt, stets Gespräche über das Erlebte, je nachdem die Bilder oder das Vorgelesene es der Erinnerung vergegenwärtigten. Einige dabei gefallene Bemerkungen waren mir höchst interessant.

Jedes Mal, wenn ich ein Bild vorlegte, auf dem der Kaiser nach der Schlacht bei Gravelotte oder sonst wo von dem herbeieilenden Grafen Moltke die Nachricht empfängt: „Die Schlacht ist gewonnen!" schüttelte der Kaiser den Kopf und bemerkte: „Sonderbar! Was denken sich nur die Leute dabei? Von einer Schlacht, die ich selbst kommandirt habe, werde ich doch, wenn ich Abends vom Pferde steige, wissen, ob sie gewonnen oder verloren ist. Das wird mir doch nicht gemeldet!"

Außerordentlich freigebig waren Dichter und Schriftsteller mit dem Epitheton: „Heldengreis!" in ihren Panegyriken. Davon wollte der Kaiser aber nie etwas wissen. „Ich weiß garnicht, was die Menschen immer mit ihrem ‚Heldengreis' wollen! Mache ich denn den Eindruck des

Greisenhaften? Ich dächte nicht! Im Dienst sieht mir hoffentlich Niemand mein Alter an. Aber das ist auch so eine Phrase geworden wie ‚Freiheitskriege‘ statt ‚Befreiungskriege‘ oder wie der ‚Hohenzollern-Aar‘. Die Hohenzollern haben keinen Aar im Wappen. Brandenburg- oder Preußen-Aar wäre richtig. Zu einem Heldengreise gehört doch vor allen Dingen ein Greis.“

So sonderbar das bei dem doch in der That hohen Alter des Kaisers klang, so hatte ich doch Aehnliches erfahren. Als ich bei meinem funfzigjährigen Dienstjubiläum in Prosa und in Versen mit „Jubelgreis“ apostrophirt wurde, kam es mir doch komisch vor. Die Sache war wohl richtig; ich war und fühlte mich Greis, aber gesagt hatte es mir noch Niemand. Am Jubiläumstage dagegen schwelgte alle Welt in dem Rechte, es mir in überschwänglicher Liebe und Verehrung eifrigst an den Kopf zu werfen!

Im April befand sich der Kaiser wieder besser, obgleich er sich noch immer sehr schonen mußte. Um diese Zeit erhielt ich den Auftrag, die Akten des Militärkabinets über das Eiserne Kreuz aus dem Jahre 1870 durchzusehen, weil ich in meinem Werke über dieses Ehrenzeichen den statistischen Nachweis geführt, daß im Verhältniß zur Zahl der Truppen

1870—71 noch nicht so viele Eiserne Kreuze verliehen worden waren, als 1813—14—15. Meine Angaben bestätigten sich und mein Nachweis schien Veranlassung gewesen zu sein, daß noch nachträglich Verleihungen eintraten.

Wiederholt sprach um diese Zeit der Kaiser auch von dem Einflusse, den die Arbeiterbewegungen durch ihre Strikes, das Erzwingen höherer Löhne, zusammen mit den immer lauter werdenden Lehren der Sozialdemokraten und der Internationalen nach und nach auf die Armee haben müßten. Jahr für Jahr tritt ein ganzes Drittel der Armee neu ein. Lauter junge Leute, die jetzt schon nichts mehr sehen, als was sich durch Forderungen der Massen durchsetzen läßt; und das ist die schlimmste Mitgift, die man ihnen bei ihrem Eintritt in die Armee nur mitgeben kann. Was soll daraus werden? und was kann man diesem zerfressenden Gifte entgegensetzen?

Kaum von dem inneren Leiden wiederhergestellt, wurde der Kaiser abermals durch ein Fußübel an das Zimmer gefesselt. Bei einem Besuche, den er am 11. April der Gemahlin des Englischen Botschafters machte, verfehlte er beim Einsteigen in den Wagen den Tritt, fiel zu Boden, und da er keinen Adjutanten mitgenommen hatte, konnte nur der Leibjäger ihm aufhelfen. Anfangs war die Sache schmerzlos, aber schon am 13. mußte ein fester Verband angelegt werden, weil eine Muskelausdehnung stattgefunden hatte. Die Schmerzen genirten den Kaiser sehr und zwangen ihn, auch im Zimmer einen Stock zu gebrauchen, hinderten aber meinen regelmäßigen Empfang nicht; und da der Kaiser während

dieser Zeit so früh Niemanden vorließ, so durften meine Mittheilungen um so länger dauern.

Der Kaiser hatte wieder einen Theil dieser Aufzeichnungen gelesen und korrigirt und äußerte seine Zufriedenheit besonders darüber, daß ich sorgfältig allen Anekdotenkram zu vermeiden suchte, der in den Zeitungen über ihn sein Wesen trieb. Ich sammelte zwar Alles, was auf Aeußerungen Seiner Majestät Bezug hatte, fragte aber in jedem einzelnen Falle, was daran wahr sei; so z. B. bei folgender Anekdote, die in Potsdam erzählt wurde.

Berlin. Die „N. P. Z." schreibt: Wenn wir hier eine Anekdote reproduziren, die vor etwa Jahresfrist ganz Deutschland durchlief, ohne — unseres Wissens — von der Presse berücksichtigt zu werden, so geschieht es, um eine uns von zuverlässiger Hand zugehende Mittheilung verwandter Art daran zu knüpfen. Se. Maj. der König, im vorigen Jahre die neuen Anlagen von Babelsberg musternd, wurde dabei von einem Gartengehilfen begleitet, dessen immer wachsende Befangenheit Allerhöchstdemselben auffiel. Auf die Aufforderung: „Sagen Sie freimüthig, was Sie haben!" erklärte der junge Mann, daß er ein Einjährig-Freiwilliger sei und zu der und der Stunde sich in der Kaserne in Potsdam zu stellen habe. „Dann," sagte Se. Majestät, nach der Uhr sehend, „haben Sie die Zeit allerdings versäumt. Inzwischen legen Sie schleunigst Uniform an und melden sich bei mir." Bei dieser Meldung fand der junge Militär den König in seiner Droschke sitzend und erhielt die Aufforderung, mit Wehr und Waffen aufzusteigen. Der Kutscher fuhr, als ob

es gelte, das Pflaster zu verbrennen und dirigirte sein Gespann unmittelbar auf den Kasernenhof, da aller Eile ungeachtet die bestimmte Zeit bereits verstrichen war. „Herr Hauptmann!" sprach der König zu dem betreffenden Kompagniechef, „Ich bringe einen Verspäteten. Bei Bemessung der Strafe vergessen Sie nicht, daß Ich die Veranlassung bin!" — In diesem Jahre scheinen die vorjährigen Anlagen zu Babelsberg ansehnliche Erweiterungen zu erfahren. Zur Durchführung derselben glaubten die betreffenden Behörden einen Gartenbeamten nicht entbehren zu können, den sie im vorigen Jahre von der Landwehrübung befreit, dessen abermalige Befreiung aber dadurch unzulässig schien, daß inzwischen die Zeit seines Austritts aus der Landwehr herangenaht war. Man wandte sich an Se. Maj. den König, um in dieser Verlegenheit Hülfe zu bringen. „Was soll alsdann der Gutsbesitzer sagen, dem man seinen Inspektor, der Fabrikbesitzer, dem man den Leiter seines Betriebes nimmt? Ich verlange in dieser Beziehung durchaus kein Vorrecht, sondern will lediglich als der erste Diener des Staats angesehen werden!"

Dies war die Antwort des Königs, die uns an die Tage Friedrichs des Großen erinnert.

(Spenersche Zeitung. Nr. 98. 1870.)

Hierzu sagte der Kaiser: „Kein Wort davon wahr! und was die Geschichte mit der Befreiung von der Landwehrübung betrifft, so wird sich wohl Niemand unterstehen, mich darum zu bitten, weil Jedermann die Antwort kennt, die ich

auf so etwas geben würde! — Und dergleichen Zeug wird nun Geschichte, weil man doch nicht Alles widerlegen kann. Wenn Sie mir nicht so etwas erzählten, erführe ich es garnicht!" —

Als die Rede von einem Bilde war, welches eine Kapitelversammlung des schwarzen Adlerordens darstellen sollte, äußerte der Kaiser: „Es gehört doch in der That ein bedeutsames Aeußere zu solchen Dingen. Als mein Bruder 1840 das alte Ceremoniell und die Ordenstracht wieder herstellen wollte, waren wir Prinzen alle dagegen und opponirten so viel wir konnten. Ich auch, weil mir die Ordenskleidung zu theatralisch erschien. Die eigentliche Kleidung habe ich auch bei meinem Bruder beseitigt, weil ich die Uniform nicht ablegen wollte. Auf Mantel und Kette bestand er aber und ich habe mich seitdem überzeugt, daß er vollkommen Recht hatte. — Was Sie übrigens in Ihrem Werke über den schwarzen Adlerorden von dem doppelten Porträt von Papa und Mama erzählt haben, ist doch nicht ganz richtig. Mir hatte mein Bruder anvertraut, daß er sich auch Papas Bildniß unter dem Stern anbringen lassen wolle. Ich glaube aber nicht, daß es außer Elise (die Königin-Wittwe) noch Jemand gewußt hat."

Das Gespräch war auf diesen Stern gekommen, weil ich einen Holzschnitt bestellt hatte, der denselben bei geöffneter Kapsel mit den beiden Porträts zeigen sollte, wozu ihn mir der Kaiser selbst behufs Abzeichnung einige Zeit anvertraut hatte. Als ich ihm damals meine Idee mittheilte, genehmigte er sie und schien sogar erfreut darüber; als der Holzschnitt aber fertig war und ich ihn vorlegte, besann er sich einige Zeit und sagte dann: „Nein! Doch wohl besser, die Veröffentlichung unterbleibt bis nach meinem Tode!“ — So mußte der Holzschnitt denn aus dem Werke, dessen Schluß er bilden sollte, wegbleiben. In der That würden die Leser gefragt haben, wie ich zu diesem Stern gekommen sei, den Seine Majestät doch immer auf der Brust trug? — Er mußte mir also denselben nothwendig selbst gegeben haben, und, die Schlußfolgerungen des Publikums überlegend, nahm er die schon gegebene Einwilligung zurück.

Um diese Zeit erschienen die ersten Kapitel des Romans: „Um Scepter und Kronen“ von Gregor Samarow in der illustrirten Zeitschrift „Ueber Land und Meer“. Ich erschrak nicht wenig, daß darin meine Sendung im Jahre 1866 nach Hannover geschildert und auch von anderen diskreten

Sachen erzählt wurde, und zwar so genau, daß nur der Regierungsrath Meding der Verfasser sein konnte, da außer den zwei Königen, dem Grafen Bismarck und dem Geheimen Rath Keudell Niemand etwas von diesem Vorgange wußte. Die Darstellung legte aber mein eigenthümliches Verhältniß blos und mußte den Gedanken an eine Indiskretion meinerseits hervorrufen; Sachen, welche ich bisher sorgfältig verheimlicht hatte, wurden bekannt, kurz, der ganze Vorfall war mir äußerst unangenehm. Ich ergriff daher die nächste Gelegenheit, dem Kaiser Alles mitzutheilen, was ich davon wußte und wie ich mir die Sache zusammenreimen konnte. Der Kaiser nahm meine Erzählung sehr kühl auf. „Was erhitzen Sie sich," sagte er, „es ist ja Alles ganz richtig! Ich habe nie etwas dagegen, wenn man die Wahrheit schreibt, wenn sie auch unangenehm werden kann; aber ich habe sehr viel dagegen, wenn man Unwahrheiten schreibt und noch mehr, wenn es in böser und feindseliger Absicht geschieht!" —

Der Kaiser blieb bis zu seiner Reise nach Ems leidend; es wollte mit dem Fuße durchaus nicht besser werden, so daß er bei der großen Frühjahrsparade in Potsdam im Hofe zu Pferde steigen mußte, weshalb dieser, damit Niemand sehen sollte, welche Schwierigkeiten es ihm machte, für das

ganze Publikum abgesperrt wurde. Auch das Gehen und Treppensteigen fiel dem Kaiser schwer; Ems stellte aber Alles wieder her, so daß er wunderbar gestärkt von dort nach Berlin zurückkehrte. — Vor der Abreise beschäftigte er sich viel mit den Fahnen und Standarten der Armee. Der Zufall wollte, daß ich zugegen war, als die Standarte des Thüringischen Ulanenregiments Nr. 6 vorgestellt wurde, welche offenbar in den Farben nicht richtig war. Da ich mich viel und gern mit der Geschichte unserer Fahnen beschäftigt hatte, so konnte ich genaue Auskunft geben, welche den eigenhändigen Befehl des Kaisers an die betreffende Abtheilung im Kriegsministerium zur Folge hatte:

> „„Nach der mir durch den Geheimen Hofrath L. Schneider gemeldeten Nachforschung über die reparirte Standarte des Thüringischen Ulanenregiments Nr. 6 bestimme ich, daß dieselbe mit weißem Zeuge unter den Königlichen Namenszügen in den vier Ecken und mit orange Zeug unter dem Adler des Mittelschildes versehen werden soll.
>
> 23. 6. 72. Wilhelm.““

Dieser Vorgang gab nun Gelegenheit zu häufigen Besprechungen über die Geschichte unserer Fahnen und Standarten, und ich konnte dem Kaiser vieles ihm bis dahin Unbekannte aus den Archiven mittheilen. Schließlich veranlaßten diese Gespräche den Auftrag, das Material für eine vollständige Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Fahnen zu sammeln

und als Theil meines Werkes über die Orden, Ehrenzeichen und Auszeichnungen zu publiziren.

Während der Kaiser in Ems war, gebrauchte ich eine Kur in Wiesbaden und als Seine Majestät dann auch Wiesbaden besuchte, hatte ich jeden Morgen die Ehre, vorgelassen zu werden. Am Tage der Abreise nach Homburg war das ganze Gefolge schon nach dem Bahnhof gefahren und ich nur noch allein im Palais, um den Kaiser beim Einsteigen in den Wagen noch einmal zu sehen, als der Kammerdiener aus dem Zimmer des Kaisers kam und fragte, ob die Beamten des Militär- und Civilkabinets noch da wären, der Kaiser wolle einen Rothen Adlerorden 3. Klasse haben, um ihn noch vor der Abreise an Jemand zu verleihen. Da keiner mehr da war, erbot ich mich, den meinigen von der Ordensschnalle zu lösen, wenn Seine Majestät kein Bedenken gegen das schon gebrauchte Band habe. Auf die Meldung des Kammerdieners mußte ich gleich wieder zum Kaiser hineinkommen, der noch mit Schreiben beschäftigt war und in dessen Gegenwart ich mit der Papierscheere schnell meinen Orden von den übrigen ablöste. Allerdings sah das Band schon gewaltig verbraucht aus und der Kaiser schien Bedenken zu haben. „Ich will nämlich dem Obersten von Witzleben, ehe ich Wiesbaden verlasse, noch eine Freude machen; Sie

können ihm den Brief mit dem Orden selbst bringen und ihm erklären, wie das mit dem invalide gewordenen Bande zusammenhängt."

„Könnte ich nicht dem Obersten sagen, daß Eure Majestät den Orden von der eigenen Brust genommen? Das würde dem alten Herrn dann gewiß noch größere Freude machen!"

„Ich kann Ihnen nicht verbieten, wenn Sie lügen wollen; aber ich weiß davon nichts. Lassen Sie sich aber von Vork einen anderen Adlerorden wiedergeben. Durch das geschickte Abtrennen mit der Papierscheere haben Sie übrigens Ihrem Namen Ehre gemacht! Auf Wiedersehen in Berlin!" —

Natürlich eilte ich sofort zum Obersten von Witzleben (zuletzt Kommandeur des 39. Infanterie-Regiments) und brachte ihm den folgenden Brief:

Wiesbaden, den 29. 7. 72.

„„Mit wahrer Theilnahme ersehe ich aus Ihrem Schreiben, daß Ihr Gesundheitszustand es Ihnen nicht mehr erlaubt, zu mir zu kommen, was mir recht leid thut. — Sie werfen einen gedrängten Rückblick auf Ihre ganze Dienstzeit, die mit Verspritzung Ihres Blutes auf dem Schlachtfelde begann und dann lange die schwere Aufgabe lösen half, in einem langen Frieden die Truppen dennoch schlagfertig zu erhalten. Daß Sie es schmerzlich empfinden, an den neuen Siegeszügen der Armee nicht mehr Theil nehmen zu können, begreife ich nur zu wohl; aber Sie schlagen die von

Ihnen erwähnte Friedensthätigkeit zu gering an. Das 1. Garde=Regiment und das 39. Infanterie=Regiment haben auf dem Schlachtfelde bewiesen, wie sie erzogen wurden und dazu haben Sie bei Beiden mitgewirkt.

Meine lange Thätigkeit in und für die Armee schlagen Sie zu hoch an. Ich habe nur das noch unübertroffene System meiner beiden Vorfahren nach den neusten Erfahrungen fortzubilden gesucht und die Siege haben bewiesen, daß ich vielleicht nicht vergeblich wirkte. Dies ist mein Stolz, daß der Himmel manches Samenkorn Früchte tragen ließ und so meine Liebe zur Armee segnete.

Mit meinem Dank für Ihr Schreiben sage ich Ihnen Lebewohl!

Ihr ergebener König und Kriegsherr
Wilhelm.

Als Andenken an Ihre lange Dienstzeit sende ich Ihnen die dritte Klasse meines Rothen Adler=Ordens.""

Als Oberst von Witzleben mir diesen Brief zu lesen gestattete und ich ihn um eine Abschrift bat, gab er mir auch ein aus Versailles vom 8. März 1871 datirtes Schreiben

des Kaisers an den Grafen Gustav von Wartensleben auf Carow, welches mir ein interessanter Beitrag zur Kenntniß der Denkweise des Kaisers zu sein schien und daher hier ebenfalls einen Platz finden möge:

„„Erst jetzt, nachdem nun ein ehrenvoller Friede dem glorreichen, wenn auch blutigen Kriege ein Ende gemacht hat, spreche ich Ihnen meinen Dank für Ihre treuen, mir dargebrachten Wünsche aus. Sie waren Zeuge, mit welcher Liebe ich das Wohl der Armee von Jugend auf zu fördern suchte. Daher ermessen Sie, was mein Herz empfindet, wenn ich auf Das blicke, was das Heer 1864—66 und 1870—71 vollbrachte. Da ist die Hand der Vorsehung sichtbar, die uns zu so Großem berufen und es hat gelingen lassen! Zum zweiten Male trägt die Armee das eiserne Kreuz, das Sie sich vor nun fast sechszig Jahren erworben und das ich zum dritten Male in Frankreich im Kriege trage, — in diesem Feldzuge der Einzige von damals! Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, daß Ihr ältester Sohn sich beide Klassen und den Orden Pour le Mérite für die ausgezeichnetsten und ehrenvollsten Leistungen erwarb. Auf Wiedersehen!

Wilhelm.““

Ende April war das Ballet „Militaria" zum ersten Male gegeben worden. Da dasselbe eine choreographische Verherrlichung des Feldzuges in Frankreich sein sollte, so nahm der Kaiser ein besonderes Interesse an demselben, besuchte die Proben und traf selbst Anordnungen, wo ihm etwas zu viel oder sonst nicht angemessen erschien. Da ich selbst das Theater überhaupt seit vierundzwanzig Jahren nicht mehr besucht habe, so kann ich nicht sagen, worauf sich diese Aenderungen bezogen; als ich aber hörte, daß der Generalintendant von Hülsen mehrere Briefe des Kaisers mit Bezug auf das Ballet erhalten, bat ich ihn um dieselben. Der erste ist nach der Generalprobe geschrieben:

I.

B. 23. 4. 72.

„„Außer dem zu modificirenden Cancan bemerke ich zu dem Ballet noch, daß es mir passender erscheint, daß 1. nicht der Offizier den Revolver-Schuß auf den Anführer der Franktireurs thut, weil das nur im engsten Handgemenge stattfinden kann, sondern daß ein Soldat neben dem Offizier erscheint, dem der Offizier angiebt, auf wen er schießen soll, worauf der Schuß aus dem Gewehre erfolgt. — 2. Ich habe nicht genau Acht gegeben, ob jener Anführer durch diesen Schuß getödtet wird oder nur verwundet; ich halte es jedenfalls für unpassend, daß er getödtet wird (um keine Tragödie in das sonst burlesque Ballet einzuflicken), und wünsche, daß der nur Ver-

wundete rasch hinter den Coulissen verschwindet. — 3. muß Gasperini den Rausch etwas modificiren und zuletzt nicht mitten auf der Bühne hinfallen, sondern nahe der Coulisse, und rasch verschwinden. — 4. wenn der Statist Braun einen Geistlichen darstellen soll, so wäre es besser einen Orts-Richter daraus zu machen, weil der geistliche Talar zu sehr mit dem Burlesquen kontrastirt. Es thut mir leid, daß ich weder das Vorspiel noch das Nachspiel gesehen habe, und da dies nach der Generalprobe nicht mehr zu ändern ist, — das heißt es extra auszuführen, — so frage ich an, ob die Aufführung nicht verschoben werden könnte, um einige Tage, so daß am Donnerstag Vor- und Nachspiel extra für mich statt fände und die letzte Probe dann ebenfalls einige Tage später?

Wilhelm.""

II.

B. 27. 4. 72.

„„Nachdem ich alle meine Erinnerungen zurückgerufen habe, kann ich mich doch keines Falles erinnern, wo wirkliche Soldaten einen wirklich existirenden Truppentheil auf der Bühne dargestellt haben; es müßte denn in dem Ballet „Die glückliche Rückkehr“

1814 oder 1815 gewesen sein; aber ich glaube, daß die Soldaten von Statisten dargestellt wurden. Um also in dem morgenden Ballet jeden Scrupel zu heben, bestimme ich, daß die Ulanen und Alexandriner ganz in ihren Uniformen bleiben, aber die Kragen mit rothem Tuch überzogen werden, wodurch bei Beibehaltung des Grenadier-Helms und des Garde-Adlers auf der Ulanen-Czapka eine Abzeichen-Zusammenstellung eintritt, von welcher kein Truppentheil existirt; das heißt Garde-Grenadier-Adler mit Linien-Kragen; — daß die Achselklappen aufgerollt werden, haben Sie schon selbst angeordnet.

Wilhelm.““

III.

B. 28. 4. 72.

„„In Folge meiner gestrigen Bemerkung, daß namentlich die Kitzing ihren Pas sehr modificiren soll, ist es wünschenswerth, daß die Inschrift auf dem Kästchen „Liebes-Gaben“ fortfalle, indem es bemerkbar war, daß dies dem Publikum keinen angenehmen Eindruck machte und wohl mit Recht. Auch glaube ich, daß es besser ist, der Guillemin nicht den Preußischen Helm, wenn auch verkehrt, aufzustülpen.

Wilhelm.““

Ich kann nicht selbst über die Richtigkeit dieser Bemerkungen urtheilen, habe sie aber auf meine Erkundigungen als vollkommen zutreffend schildern hören und führe sie nur deshalb hier an, um zu zeigen, mit welcher Sorgfalt der Kaiser auch das Kleinste behandelte, wenn ihm dabei gegen den Takt gefehlt schien. Es sind dies Dinge, die eben Niemand erfahren hat und deren Bekanntwerden manche Verwunderung erregen dürfte.

In Wiesbaden sah ich übrigens den Kaiser zum ersten Male in Hembsärmeln. Es war nämlich so heiß, daß man ihm schon Morgens Kübel mit Eis in die Zimmer gestellt hatte, um nur eine einigermaßen erträgliche Temperatur herzustellen. Der Kaiser trug, als er aus dem Schlafzimmer trat, weiße Sommerbeinkleider und eine weiße Weste, hatte aber den Uniformüberrock nicht angezogen. Als ich scherzend mein Erstaunen über diesen ganz ungewohnten Anblick äußerte, verlangte er, ich solle ebenfalls meinen Rock ausziehen, was selbstverständlich nicht geschah. — An demselben Morgen erzählte mir der Kaiser, der Kriegsminister von Roon habe ihm soeben gemeldet, daß alle Vorräthe, alles Material und alles Kriegsgeräth für die Armee wieder ersetzt sei. Unter anerkennenden Worten für die rastlose Thätigkeit des Kriegsministers und die geordneten Zustände in der Armee äußerte

der Kaiser bei dieser Gelegenheit: „Ich fange gewiß in meinem Leben keinen Krieg mehr an, aber ich habe auch gesorgt, daß die Anderen es sich wohl überlegen werden, ehe sie mit mir Krieg anfangen!“

Auf die erste Nachricht von dem Besuche des Kaisers von Oesterreich in Berlin hatte ich mich am 30. Juni (noch von Potsdam aus) unterstanden, an den Kaiser von Rußland zu schreiben und ihn, unter Beilegung einer Abschrift des Testaments König Friedrich Wilhelms III. zu bitten, doch auch zu dieser Zeit nach Berlin zu kommen. Kaiser Alexander hatte mir nämlich erlaubt, in wichtigen Momenten direkt an ihn schreiben zu dürfen, es sei dies — so sagte er — eine Erbschaft, die er von seinem Vater und seiner Mutter übernommen habe.

Ich hatte in meiner Bitte darauf hingewiesen, daß dem Zusammensein der drei Monarchen im Befreiungskriege gegen Kaiser Napoleon I. fünfzig Friedensjahre gefolgt wären, — daß allerdings eine Wiederherstellung der Sainte Alliance jetzt unmöglich und auch unnütz, — die Zusammenkunft in Berlin aber eine „Alliance utile, même très-utile“, sein würde. In seinem Testamente habe König Friedrich Wilhelm III. gesagt: „Vor allen Dingen mögen Preußen, Rußland und

Oesterreich sich nie von einander trennen, denn ihr Zusammenhalten ist als der Schlußstein der großen Europäischen Allianz zu betrachten," und diese Worte könnten sich nun aufs Neue bewahrheiten. Preußen könne stolz darauf sein, daß es gegen Rußland unverändert dasselbe geblieben sei, also das Vermächtniß des „Gerechten" geehrt habe. Dagegen könne Oesterreich, — wie ich mir zu bemerken erlaubte, — mit der Schwarzenberg'schen Undankbarkeit, Olmütz und dem Frankfurter Fürstentage 1866, seinen beiden früheren Alliirten nicht offen ins Auge sehen. Seinerseits würde die Zusammenkunft wie das déjeuner de rigueur nach einem Duell aufgefaßt werden können. Welchen heilsamen Eindruck aber eine solche Drei-Kaiser-Zusammenkunft auf alle feindlichen Elemente in Europa machen müsse, würde sich ja bald genug zeigen. — Dies war ungefähr der Gedankengang meines Briefes gewesen. —

Als nun in Wiesbaden die Nachricht aus St. Petersburg eintraf, daß Kaiser Alexander II. ebenfalls nach Berlin kommen werde, war dies für mich eine ebenso große Freude wie Ueberraschung.

Im September erfolgte wirklich die Zusammenkunft der drei Kaiser und der Generaladjutant Graf Schuwaloff ließ mir gleich nach der Ankunft sagen, ich möge ihn doch besuchen, er habe mir etwas Wichtiges mitzutheilen. Als ich mich bei ihm einfand, sagte er mir: Kaiser Alexander wolle mich sprechen, um mir für meinen Brief zu danken, welcher seinen Entschluß, nach Berlin zu kommen, veranlaßt habe. Ich war darüber aufs Höchste betroffen, denn es kam mir

plötzlich zum Bewußtsein, daß ich doch etwas recht Verantwortliches gethan hatte. Die Dinge sehen in der Wirklichkeit eben anders aus, als in der Phantasie, und die so überraschende Erfüllung meines Wunsches setzte mich nun fast in Verlegenheit. Graf Schuwaloff meinte, der Kaiser wohne augenblicklich einer Panichide (Seelenmesse) in der Kapelle des Gesandtschaftshotels bei und ich solle ihn am Ausgange erwarten.

Als der Kaiser mich beim Heraustreten aus der Kapelle sah, kam er auf mich zu, gab mir die Hand, sagte: „Kommen Sie mit!" und trat mit mir in eine Ecke des Flures, wo die Hintertreppe in die oberen Etagen führt und gerade eine alte Kehrfrau, ganz unbekümmert um unsere Gegenwart, die Treppe rüstig abfegte.

„Wissen Sie, lieber Schneider," fuhr er fort, „daß Sie daran Schuld sind, daß wir uns heute hier sehen? Alles, was Sie mir geschrieben haben, ist so durchaus wahr und aus so guter Meinung für Ihren vortrefflichen Herrn und für mich hervorgegangen, daß mein Entschluß, nach Berlin zu kommen, sofort feststand. Ich sage Ihnen das selbst weil ich weiß, daß Sie nie öffentlich genannt sein wollen und zufrieden sind, das Gute in der Stille zu thun. Ich zweifle nicht, daß Ihre Hoffnungen von den Folgen dieser Zusammenkunft für den Frieden Europas sich erfüllen werden! Wieder haben Sie sich als ein treuer Freund meiner Familie erwiesen!" Damit gab mir der Kaiser abermals die Hand und ging dann die Treppe hinauf. Vielleicht hätte das Gespräch länger gedauert, wenn nicht jene alte Frau mit

ihrem Besen in bedrohlicher Weise immer weiter zu uns herunter gefegt hätte.

So ging ich später ebenfalls hinauf, theilte dem Grafen Schuwaloff mit, was der Kaiser zu mir gesagt hatte, und wurde durch ihn dem Großfürsten Wladimir, sowie dem Großfürsten Thronfolger vorgestellt. Nun hörte ich erst, daß Kaiser Alexander, gleich nachdem er meinen Brief erhalten, unseren Botschafter, Prinzen Reuß, gefragt hatte: „Will man mich in Berlin denn nicht haben?" was dieser an Kaiser Wilhelm berichtete, worauf die erwünschte Einladung natürlich sofort erfolgte. Daß ich meinen Antheil an dem ganzen Vorgange gegen Niemand erwähnte, versteht sich von selbst; auch Kaiser Wilhelm hat von mir direkt nichts darüber erfahren.

Die Jubelfeier des Prinzen Carl von Preußen als Chef des Kaiserlich Russischen Infanterieregiments Libau, jetzt Nr. 6, zu welcher eine Deputation dieses Regiments aus Kasan nach Berlin und Potsdam kam, gab mir späterhin Veranlassung zu einer abermaligen Beiwohnung des St. Georgen-Ritterfestes in Petersburg im Dezember 1872, welche in ihrer Beziehung zum Kaiser Wilhelm ebenso interessant für mich wurde wie die erste. Ich hatte mich nämlich

während der Anwesenheit jener Deputation auf Wunsch des Prinzen Carl als Dolmetscher und auch sonst vielfach nützlich zu machen gesucht und war sowohl stets bei den Diners für die Offiziere derselben eingeladen, als zu dem Galadiner in Glienicke befohlen worden, welches der Prinz diesen Herren gab. Früher habe ich schon erzählt, weshalb ich den König gebeten, die Verleihung des Ritterkreuzes vom Hohenzollernschen Hausorden nicht bekannt machen zu dürfen, und daß mir dies gestattet wurde; ich hatte auch bei späteren Ordensverleihungen fremder Souveräne stillschweigend die Fortdauer dieser Erlaubniß angenommen und dieselben entweder nur gesprächsweise dem Könige gegenüber erwähnt oder, wie bei der II. Klasse des Zähringer Löwen-Ordens und der III. des Wladimir-Ordens, die Meldung auch ganz unterlassen.

Als ich in Glienicke anlangte, erfuhr ich erst, daß der Kaiser dem Diner ebenfalls beiwohnen würde, und hätte nun gern den nicht gemeldeten Wladimir abgeknöpft, aber er war mit den anderen Russischen Orden, der St. Anna und dem Stanislaus, zusammengenäht, und diese mußte ich doch zu Ehren der Russischen Deputation tragen. Ich zupfte zwar den Kronen-Orden so weit wie möglich herunter, um den nicht gemeldeten, also auch nicht gestatteten Wladimir zu verdecken; — dem Scharfblicke des Kaisers, dem ich schräg gegenüber saß, entging er aber doch nicht, und plötzlich, als ich im Gespräche mit den Nachbarn die Gefahr bereits vergessen hatte, hörte ich die Frage: „Wo haben Sie denn den Wladimir um den Hals her?“ — „Ich — ich habe ihn erst kürzlich von Seiner Majestät dem Kaiser erhalten.“ — „Aber

wann? was heißt das ‚kürzlich‘?“ — „Bei der letzten Anwesenheit des Kaisers hierselbst.“ — „Sie haben mir ja nichts davon gesagt und tragen ihn doch schon?“ — „Ich glaubte heute zu Ehren der Deputation die Erlaubniß anticipiren zu dürfen.“ — Damit war die Unterhaltung zu Ende und ein bei dieser Gelegenheit doppelt unangenehmer Verweis blieb mir erspart. Ich konnte dem Kaiser doch hier nicht die Gründe auseinandersetzen, weshalb ich die Anzeige unterlassen, und scheute mich überhaupt, ihm zu gestehen, daß ich mich in Dinge gemischt hatte, die allerdings weit über meinen Horizont hinaus lagen.

Durch die Krankheit und den Tod des Prinzen Albrecht von Preußen trat eine sehr trübe Zeit für mich ein. Er hatte mir stets und dauernd großes Wohlwollen erwiesen, und ich fühlte mich ihm auf das Dankbarste verpflichtet. Bei meinen Papieren liegen viele Briefe von ihm, die sein unbegrenztes Vertrauen in meine Anhänglichkeit an ihn beweisen.

Prinz Carl hatte bei Gelegenheit seines oben erwähnten Dienstjubiläums in der Russischen Armee die III. Klasse des St. Georgen-Ordens und zugleich die Einladung erhalten, der nächsten Feier des Georgenfestes beizuwohnen. Am Tage des Empfanges der Deputation hatte ich den eigenhändigen Brief Kaiser Alexanders vorlesen müssen und dabei gedacht: „Da gehe ich mit!“ Glücklicherweise fand meine Absicht auch beim Prinzen freundliche Aufnahme, weil ich ja bei gleicher Veranlassung 1869 mit Prinz Albrecht dort gewesen war, also das Terrain und die Vorgänge schon kannte und vielleicht hülfreich sein konnte. Als am Prinzlichen Hofe die endlichen Beschlüsse gefaßt waren, theilte mir der Hofmarschall Graf Dönhoff mit, daß ich mich zur Abreise am 3. Dezember bereit halten solle und daß in Petersburg schon in jeder Beziehung für mich gesorgt sei. Ich hatte nun genau dieselbe Prozedur durchzumachen, welche ich bereits zweimal beim Begräbniß der Kaiserin Alexandra Feodorowna und mit dem Prinzen Albrecht absolviren mußte, nämlich darauf zu bestehen, daß durch mein Mitgehen dem Prinzen keinerlei Kosten verursacht würden. Denn jenes Wort des Königs: „O ja! aber auf Ihre Kosten!“ lag mir noch immer im Ohr und war mir unvergeßlich geblieben. Der Kaiser ertheilte mir die Erlaubniß sofort und, wie mir schien, mit besonderer Freude, was mir ein gutes Zeugniß für die beiden früheren Reisen nach St. Petersburg zu sein schien.

Beim Abschiede trug er mir jedoch folgendes auf: „Sagen Sie dem Kaiser, daß ich kreuzunglücklich bin, diesmal die Reise nicht mitmachen zu können, aber ich muß mich noch schonen.“ Ich fragte, ob ich den Ausdruck „kreuzunglücklich“ als ipsissima verba Imperatoris betrachten, oder die Sache rhetorisch „umschreiben“ solle? „O nein, es ist das rechte Wort dafür, mir ist wirklich so zu Muthe.“ Somit hatte ich eine bestimmte Botschaft auszurichten, konnte also mit Sicherheit auf eine Audienz beim Kaiser Alexander rechnen, die sonst nicht ganz leicht zu erlangen ist.

Die Reise wurde sowohl vom Wetter als sonst von allen Umständen außerordentlich begünstigt. Schon beim Dejeuner in Königsberg war ein Platz für mich durch den Prinzen bestimmt worden, und in Eydtkuhnen zog mich derselbe zur Tafel. Bis hierher war ich Passagier gewesen; mit dem Besteigen des Kaiserlichen Extrazuges trat ich in die Reihe des Gefolges ein und wurde Gast des Kaisers. In dem sogenannten Wagon des Ministres, welcher aus vier reizend bequem eingerichteten Zimmern bestand, fand ich meinen Namen an einer der Thüren und wohnte zwischen dem Flügel-Adjutanten des Kaisers, Grafen Lamsdorf, dem Obersten von Böhn, Kommandeur des Preußischen 1. Garde-Regiments zu Fuß, und dem Russischen General-Adjutanten, Grafen Peroffski. Sowohl die Herren des Prinzlichen Gefolges, mit denen ich ja schon während des Feldzuges in Frankreich viel verkehrt hatte, als die beiden zum Ehrendienst kommandirten russischen Offiziere überhäuften mich mit Freundlichkeiten aller Art, und die Letzteren sagten mir, man habe mich ihnen

schon in Petersburg ganz besonders empfohlen. Namentlich verkehrte ich während der ganzen Fahrt fast ununterbrochen mit dem Grafen Lamsdorf, nach dessen jugendlicher Erscheinung zu urtheilen, man kaum glauben konnte, daß er schon Oberst sei. Er zeigte sich in ernstem Gespräche als ein wissentschaftlich gebildeter Mann, der wohl eine bedeutende Karriere vor sich hat, dabei von vollendeten Formen; ebenso wie Graf Peroffski le vrai type d'un grand seigneur. Wie damals bei der Reise des Prinzen Albrecht mußte ich auch den Offizieren des Prinzen Carl einen Vortrag über die Organisation der Russischen Armee halten, eins meiner Lieblings-Themata aus der Zeit meiner Redaktion der „Wehr-Zeitung". Schon unterwegs redigirte ich Telegramme, Nachrichten für die Zeitungen und besonders meinen ersten Bericht für den Kaiser nach Berlin, den ich bald nach Erreichung unseres Reisezieles absenden wollte.

Mit fünf Grad Wärme waren wir von Eydtkuhnen abgefahren, mit minus zehn kamen wir in Petersburg an. Eine glänzende Schneedecke breitete sich über alles aus und zeigte uns die nordische Semiramis in ihrer ganzen Winterpracht! Beim Aussteigen auf dem Perron ließ ich mich vor dem Kaiser, welcher dort den Prinzen erwartete, natürlich garnicht sehen und eilte zu dem schon für mich bestimmten Kaiserlichen Wagen, den ich dann auch während meines ganzen diesmaligen Aufenthalts in Petersburg zu meiner Disposition behielt. Mein Diener wollte mich mit aller Gewalt in das Winter-Palais bringen, wo meine Wohnung schon bereit sei; ich fuhr aber trotzdem in die Kaiserliche Rechtsschule zu

meinem Freunde Jasykoff, wo ich mich schnell installirte und mich dann gleich nach dem Winter-Palais begab, um das Terrain zu rekognosziren. Diesmal entsprach es nicht ganz meinen Wünschen, denn die Gelegenheit, Alles aus erster Hand zu erfahren, war lange nicht so günstig wie im Jahre 1869. Prinz Carl wohnte zwar in denselben Gemächern wie damals Prinz Albrecht; aber jenes kleine Zimmer, in dem ich so behaglich schreiben, rauchen, essen und trinken konnte, und welches Kaiser Alexander jedesmal passiren mußte, wenn er zum Prinzen wollte, war diesmal nicht disponibel. Die Thüren zum Empfangssalon blieben fortdauernd offen, und die Dienerschaft hatte andere Räume angewiesen erhalten; kurz, das Arrangement entsprach meinem Zwecke durchaus nicht. Ich erhielt eine Einladung zur Hofmarschalltafel in dem kleinen weißen Saal neben dem Alexandersaal. Während nachher Alles in die Theater eilte, saß ich am Schreibtische, um nach Berlin zu berichten.

Am Morgen des 7. Dezember vor neun Uhr meldete ich mich in dem Durchgangszimmer zur Wohnung des Kaisers. Die Dienerschaft kannte mich bereits von 1869 her und ließ mich, ohne auch nur nach meinem Begehren zu fragen, ruhig stehen und das Erscheinen des Kaisers abwarten, welches

nach dem Frühstück mit der Kaiserin und den Kaiserlichen Kindern um halb zehn Uhr erfolgte. Ich mußte sogleich mit ihm in das Arbeitszimmer eintreten.

„Da sind Sie ja, Schneider!“ sagte er, „nun, was bringen Sie mir von Seiner Majestät?“ — „Daß mein Kaiserlicher Herr sich ‚kreuzunglücklich‘ fühlt, auch diesmal noch nicht dem St. Georgenfeste beiwohnen zu können. Ich bestelle übrigens, was die ‚Kreuzunglücklichkeit‘ betrifft, meinen Auftrag wörtlich.“ —

„Nun, dann kann ich Ihnen nur sagen, daß ich kreuzglücklich bin; denn mein Onkel Carl hat mir gestern die Gewißheit gebracht, daß ich den Kaiser im Mai hier sehen werde. Er wird seine Reise mit der Wiener Weltausstellung in Verbindung bringen und soll sich gewiß hier wie zu Hause fühlen. In diesen Zimmern ist er wie zu Hause! Ich habe überall sein Bild in meiner Nähe. Sehen Sie hier, noch als Prinz Wilhelm in der Pommerschen Garde-Landwehr-Kavallerieuniform, — da, das neuste, als Chef meines Dragonerregiments und dort im Fahnenzimmer auf dem großen Bilde der Parade in Potsdam.“

Wie 1869 in Gegenwart des Prinzen Albrecht zeigte mir der Kaiser nun eine Menge von Erinnerungen an Preußen, den Preußischen Hof und die Preußische Armee.

Ich glaube wirklich, daß die Mehrzahl des Bilderschmuckes an den Wänden des Arbeitszimmers aus Preußischen Erinnerungen besteht. Dagegen ist eine ganze Wand nur mit Bildern der vom Kaiser Alexander II. während seiner Regierung ernannten Feldmarschälle bedeckt. Nicht wenig überrascht, ja betroffen war ich, als er mir auch die Pistole zeigte, mit welcher der Meuchelmörder Karakassow auf ihn geschossen. Es war eine doppelläufige, deren einer Lauf noch geladen geblieben, wovon mich der Kaiser durch Einführen des Ladestocks selbst überzeugte. Am Kolben war ein Zettel mit einer Inschrift befestigt, die ich aber beim Zeigen so rasch nicht lesen konnte. Die Pistole lag hinter der unter einer Glasglocke stehenden Kosackenmütze des Kaisers Nicolaus und einer Kopfbedeckung des verstorbenen Großfürsten Thronfolgers, „meines unglücklichen Sohnes“, wie der Kaiser sagte. Als er mir immer mehr und mehr zeigte, mußte ich ihm bis in den Hintergrund des Zimmers folgen, der durch Säulen wie ein Alkoven von dem vorderen Theile abgeschlossen ist. Hier wurde ich plötzlich von dem Schein einer brennenden Ampel überrascht und gewahrte in der Ecke eine tief in die Mauer ausgesparte Nische mit Heiligenbildern und einem Betstuhl, vollständig hinter den Pfeilern verborgen, so daß Niemand, der nicht gerade in den Hintergrund des Kaiserlichen Arbeitszimmers tritt, diese kleine Kapelle bemerken kann. Ich hielt es nicht für schicklich, genauer hinzusehen, oder gar zu fragen, denn offenbar wollte der Kaiser sie nicht weiter zeigen. — Im Ganzen war meine Aufnahme eine überaus gnädige und der Aufenthalt in

Petersburg versprach also auch diesmal wieder ein sehr angenehmer für mich zu werden. Ehe ich entlassen wurde, bat ich noch um die Erlaubniß, dem Georgen-Ritterfeste als Zuschauer an derselben Stelle wie 1869 beiwohnen zu dürfen, und erhielt sie auch sogleich. —

Am Mittag fand der festliche Raswodd (Appell) der St. Georgenritter und der Deputationen zu dem Feste des nächsten Tages statt. Natürlich fehlte ich dabei nicht und fand volle Freude und Befriedigung an diesem überaus prächtigen militärischen Schauspiele, das wohl kaum seines Gleichen finden mag. — Oberst von Böhn, welcher als Georgen-Ritter ebenfalls nach Petersburg eingeladen war, hatte als Ordonnanz einen Unteroffizier seines Regiments mitgebracht, einen bildschönen Menschen, der bei Gravelotte zweimal verwundet und mit dem eisernen Kreuze dekorirt worden war. Da große Kälte herrschte, hatte der Oberst ihm befohlen, seinen Mantel mitzunehmen. Der Unteroffizier hatte aber falsch verstanden und statt des eigenen, den Mantel seines Herrn mitgenommen und stand nun mit diesem über dem Arme unter den Bedienten, welche die Mäntel ihrer Herren trugen, bis sein Oberst kommen würde. Das wollte mir für einen Preußischen Unteroffizier nicht

gefallen; ich nahm ihm daher das Kleidungsstück ab, gab es dem mir zugewiesenen Kaiserlichen Lakaien und stellte meinen Landsmann so, daß der Kaiser ihn sehen mußte. Dann machte ich ihn mit den dicht dabei stehenden Musikern des Regiments Preobraschensk bekannt und sagte ihm, was er unter diesen, für ihn ungewöhnlichen Umständen zu thun habe. Er wurde nachher richtig vom Kaiser Alexander besonders bemerkt und hatte — glaube ich — alle Ursache, für meine Weisungen dankbar zu sein.

Als ich am 8. in das Winterpalais kam, erfuhr ich, daß Prinz Carl zum Chef der 1. Grenadier-Artillerie-Brigade ernannt worden sei und darüber Telegramme zwischen den beiden Kaisern gewechselt worden wären. Sofort stellte ich Alles zusammen, was mir über die Geschichte der betr. Brigade bekannt war und sammelte die wünschenswerthen Notizen für den Prinzen, hatte aber nun auch gleich einen Grund, am nächsten Morgen wieder im Vorzimmer des Kaisers zu stehen, um ihn um Mittheilung der gewechselten Telegramme zu bitten. Als er mich beim Durchgehen sah, durfte ich ihn abermals in sein Zimmer begleiten und erhielt die beiden folgenden Telegramme, mit der Erlaubniß, sie mit Diskretion zu benutzen und dem Befehl, sie nach ge-

nommener Abschrift selbst zurückzubringen. Sie lauteten folgendermaßen:

Telegramm.

Winterpalast 26. November 10 Uhr 40 Minuten Vormittags.

Empereur Roi Guillaume. Berlin.

Veuillez recevoir les félicitations de tous les Chevaliers de Saint George, pour la fête de l'ordre, où nous aurions été si heureux, de Vous voir assister. La présence de Charles grande joie pour moi. Me suis permis de le nommer, comme Inspecteur d'Artillerie, Chef de notre première brigade d'Artillerie des Grenadiers, dont le prince Auguste avait été Chef. Suis fier de porter Votre croix bleue, depuis 3 ans, que pauvre Albert m'avait remise en Votre nom en ce jour.

Alexandre.

Antwort.

Berlin 8. Dezember 1 Uhr 38 Minuten Nachmittags.

Je vous remercie de coeur pour Votre cher télégramme et pour la nouvelle grâce, que Vous avez bien voulu témoigner à Charles, qui en est aussi heureux que reconnaissant. J'ai le coeur

bien gros de ne pas pouvoir être à Pétersbourg ce jour J'ai déjà reçu un télégramme du régiment d'ordre auquel j'ai répondu de suite. — Merci pour le souvenir d'Albert.

Guillaume.

„Was wollen Sie denn mit den Telegrammen machen?" fragte mich der Kaiser, nachdem ich sie durchflogen hatte. „Jedenfalls sie nicht sofort veröffentlichen, Majestät, weil sie nicht allein einen persönlichen und vertraulichen Charakter tragen, sondern auch gerade in diesem Augenblicke eine politische Bedeutung gewinnen könnten, und ich mich von aller Einmischung in politische Dinge durchaus fernhalte; — aber sie werden dereinst ein werthvolles Aktenstück zu meinen Aufzeichnungen aus dem Leben Kaiser Wilhelms sein."

„Also schreiben Sie etwas über Ihren Kaiser?" — „Ja, Eure Majestät, und zwar mit seinem Vorwissen und hin und wieder auch mit seiner Hülfe durch Korrekturen an dem Manuskript, welches er von Anfang an durchgelesen hat; und weil ich das, was ich schreibe, soviel wie möglich mit Beweisstücken zu belegen wünsche, so liegt mir daran, auch diese Telegramme zu besitzen, welche der Nachwelt das

schöne freundschaftliche Verhältniß Eurer Majestät zu meinem Allergnädigsten Herrn bestätigen werden!" — „Es muß doch aber sehr merkwürdig sein," meinte der Kaiser nun, „was Sie in den beiden letzten Kriegen im Hauptquartier so in nächster Nähe beobachten konnten?" — „Allerdings. Auch Eure Majestät kommen mehrmals darin vor. Ich habe übrigens einen Theil meines Manuskriptes hergebracht, um es meinem Freunde Jasykoff mitzutheilen, und wenn Eure Majestät befehlen, kann ich es vorlesen." — „Das wäre ja prächtig! aber dazu gehört Ruhe und ich muß mir die Zeit erst eintheilen. Wir reden noch weiter darüber!" —

Natürlich brachte ich am nächsten Morgen die beiden Telegramme zurück und der Kaiser fing sogleich selbst wieder von dem Vorlesen meiner Aufzeichnungen an, was ich meinerseits nicht gewagt hätte. „Kommen Sie übermorgen um halbzehn Uhr," sagte er; „dann, gleich nach dem Frühstück, werde ich Zeit für Sie haben. Wo waren Sie denn vorgestern beim Georgenfeste? Haben Sie auch Alles gut gesehen?" — Ich antwortete, daß ich diesmal leider nicht so gut wie vor drei Jahren gesehen hätte. Ich hatte mich nämlich wieder auf meinen alten Platz im Alexandersaale gestellt; aber die diesjährige Aufstellung war eine durchaus andere gewesen. Der Alexandersaal war damals ganz leer geblieben; diesmal standen Cavallerie-Deputationen und die Offizier-Korps der Petersburger Garnison dort, welche dem Feste als Zuschauer beiwohnten. Da ich nicht bemerkt werden wollte, so blieb ich unter dem großen Schlachtbilde „Der letzte Kanonenschuß 1814 auf Paris" stehen, auf

welchem sich auch mein Kaiser als Prinz Wilhelm in der Suite der beiden Monarchen befindet. Jener geschichtliche Moment muß übrigens einen tiefen Eindruck auf den damals noch so jungen Prinzen gemacht haben, da er ihn ebenfalls für sein Album hat abbilden lassen.

Am 12. Dezember früh erwartete ich, mein Manuskript unter dem Arm, den Kaiser am Eingange zur Bibliothek. Ich brauchte nicht lange zu harren. Die Thür zur Bibliothek stand wie gewöhnlich halb offen, und als der schöne schwarze Hund des Kaisers aus derselben durch das Vorzimmer nach dem Arbeitszimmer lief, sagte der Kammerdiener: Nun kommt Seine Majestät! In der That erschien er auch gleich darauf und sagte freundlich: „Guten Morgen, Schneider!“ ging dann zum Fenster zu einem dicht davor stehenden Tische und rief mich zu sich heran. Auf demselben lag die ganze Uniform und Ausrüstung en miniature eines Gemeinen vom Leibgarde-Husarenregiment des Kaisers. „Sehen Sie sich das einmal an, Schneider. Das ist zum Geschenk für meinen Enkel bestimmt. Alles genau nach Vorschrift.“ — „Ist dies nur Spielzeug,“ fragte ich, „oder tritt der Großfürst, wie bei uns die Prinzen des Königlichen Hauses, mit einem bestimmten Jahre in die Armee ein?“ —

„Der Großfürst wird bereits in den Listen des Regiments geführt.“

Nun musterte der Kaiser jedes einzelne Stück durch: den weißen Pelz, die blauen soutaschirten Hosen, die niedlichen Husarenstiefel und den kleinen Säbel; man sah dabei die Großvaterfreude dem Kaiser aus den Augen leuchten. Unwillkürlich mußte ich daran denken, daß auch Kaiser Wilhelm in seiner Jugend von den damals noch so glücklichen Königlichen Eltern gleiche Geschenke gemacht worden waren, und zwar die Uniformen eines Towarczys und eines Husaren von Rudorf. Ich hatte den Vorgang in der militärischen Biographie König Wilhelms beschrieben; jetzt sah ich etwas Aehnliches, — aber bei einem anderen Hofe — sich abspielen, und konnte nun erst, als ich die Freude des Kaisers bemerkte, ganz verstehen, was Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise empfunden, als sie ihrem Sohne die erste Uniform schenkten. Hätten Sie ahnen können, was aus dem kleinen Rudorfhusaren werden würde! und wer mag wissen, was dereinst aus dem kleinen Kaiserhusaren werden wird, für welchen diese Uniform bestimmt war.

Hierauf trat der Kaiser in sein Arbeitszimmer, indem er mir sagte: „Warten Sie noch ein wenig! Ich habe erst noch etwas zu thun!“ Da hatte ich denn noch einige

Minuten Zeit, mir allerlei Gedanken durch den Kopf gehen zu lassen: werden deine Mittheilungen den Kaiser auch interessiren? oder wird er es bereuen, dir eine seiner kostbaren Arbeitsstunden geopfert zu haben? — Mir paßte nun diese Tageszeit garnicht, denn zu Vorlesungen gehört eigentlich die Ruhe des Abends, wo sich auch leichter ein Gespräch daran knüpfen und eine längere Erklärung geben läßt, ohne daß die Zeit allzusehr drängt. Jetzt aber, bei helllichtem Tage, im Arbeitszimmer des Kaisers, wo die Geschicke von achtzig Millionen Unterthanen entschieden wurden, wo die ersten und bedeutendsten Menschen des weiten Russischen Reiches vor ihrem Souverän standen und mit ihm über die wichtigsten Angelegenheiten beriethen, da sollte ich, ein bescheidener Ausländer, aus meiner schwachen literarischen Arbeit vorlesen! Wahrlich ein Gedanke, der wohl entmuthigen konnte! —

Natürlich hatte ich mich am Abend vorher etwas darauf vorbereitet und hauptsächlich solche Schilderungen herausgesucht, welche ein Bild von den interessantesten Momenten im Hauptquartier während des Feldzuges 1870—1871 zu geben im Stande waren. Aber ich hatte noch nie einem Menschen aus diesen Aufzeichnungen, insofern sie Kaiser Wilhelm berührten, etwas vorgelesen und noch kein mündliches Urtheil darüber gehört, fühlte mich also betreffs ihrer Wirkung unsicher. Allerdings war ich mir bewußt, daß das Bild meines geliebten Kaisers aus Allem hervorragte, und seine eigenhändigen Korrekturen bewiesen wenigstens seinen

Glauben an mein Bestreben, das Geschilderte wahr und treu darzustellen.

Ich war noch in diese Gedanken versunken, als sich die Thür zum Arbeitszimmer öffnete, ein Beamter heraustrat, und gleichzeitig die Stimme des Kaisers meinen Namen rief. Schnell stand ich neben seinem Arbeitstisch, auf dem Alles in ähnlicher Ordnung lag, wie auf dem wohlbekannten, freilich nicht so großen Schreibtische Kaiser Wilhelms.

„Nun, wo wollen Sie sitzen? Hier, mir gegenüber? Setzen Sie sich! Aber es ist Ihnen wohl zu dunkel so weit vom Fenster? Warten Sie, ich werde Ihnen gleich Licht anzünden!"

„Wenn Eure Majestät erlauben, setze ich mich lieber an das Fenster," entgegnete ich, und während ich mich nun dort zurecht machte, nahm der Kaiser ein großes Portefeuille mit Papieren vor, die er während des Lesens unterzeichnete. Ich sah nur, daß es besonders große Bogen waren, meist mit Tabellen, Rubriken und Zahlen bedeckt, und daß das Unterschreiben wie mir schien ganz mechanisch erfolgte.

Um den Standpunkt klar zu machen, von dem aus diese Aufzeichnungen aus dem Leben Kaiser Wilhelms aufgefaßt und beurtheilt werden müssen, erzählte ich erst den Vorgang, durch welchen ich die Korrekturen von der eigenen Hand des Königs und damit die Bestätigung erlangt, daß ich nur die Wahrheit geschrieben hatte. Zuvörderst zeigte ich den Brief vom 23. Februar 1866,*) und las dann den vom

*) Dem III. Band als Beilage gegeben.

24. 4. 65 datirten Genehmigungsbrief *) für die künftige Veröffentlichung meiner Aufzeichnungen vor. Unglücklicherweise hatte ich bei der Durchsicht am Abend vorher nicht daran gedacht, daß der Schluß dieses Briefes von dem Tode des Großfürsten Thronfolgers in Nizza spricht. Einmal begonnen, konnte ich aber im Vorlesen nicht innehalten und habe somit schmerzliche Erinnerungen für das Vaterherz des Kaisers geweckt. Ich ging daher rasch zu etwas anderem über und las das merkwürdige Telegramm Napoleons III. nach der Schlacht bei Königgrätz, dessen Inhalt **) der Kaiser noch nicht kannte; — die entscheidende Aeußerung des Königs nach meiner Rückkehr aus Hannover, wohin ich vom Grafen Bismarck gesandt worden war; — stellte dann jene „Schlacht bei Groß-Beeren" (1866) ***) dem Auftrage gegenüber, die Karten bis zur Linie Orleans-Paris herauszusuchen (1870) und trat — nachdem ich einiges über den Aufenthalt des Prinzen Albrecht von Preußen in Petersburg im Jahre 1869 gelesen hatte, — in die Darstellung meiner Erlebnisse und Beobachtungen im Hauptquartier 1870 ein, kam aber nur bis zur Schlacht bei Gravelotte. Während der Vorlesung hatte der Kaiser mehrmals treffende Bemerkungen eingestreut und erzählte mir nun mit Bezug auf Gravelotte und Sedan Folgendes.

*) B. I, S. 181.
**) B. I, S. 253.
***) B. I, S. 221.

„Als die Nachrichten von Mars la Tour und Gravelotte hier eingetroffen waren, wollte Fleury (der französische Gesandte) mich sprechen. Ich empfing ihn dort im anderen Zimmer. Er sprach mir von dem ‚guignon‘, welches die französische Armee bis dahin gehabt, von den ‚chances de la guerre‘, welche sich nun bald wieder günstiger gestalten würden, von der Entrüstung und dem Enthusiasmus der französischen Nation gegen die Preußen und für den Kaiser Napoleon und schien die ganze Sache noch immer sehr leicht zu nehmen, so daß ich zu ihm sagte: ‚Mir scheint, daß Kaiser Napoleon weniger die Feinde vor sich, als die hinter sich zu fürchten hat. Die Nachrichten aus Paris lauten sehr beunruhigend.‘ Fleury meinte aber das Gegentheil. Die Armee sei dem Kaiser blind ergeben, die Kaiserin mit aller Regierungsgewalt ausgerüstet und beherrsche die Situation vollkommen. Darauf mußte ich ihm sagen: ‚Ganz dasselbe haben wir hier 1848 gehört. Da sagte man uns auch, daß die Regierung des Königs Louis Philippe vollkommen Herr der Situation sei, daß man an der Treue und Hingebung der Armee nicht zweifeln könne und die Opposition sehr bald niedergeworfen sein würde, und — zwei Tage nachher hatte man hier die Nachricht von der Erklärung der Republik!‘ — Ich reiste darauf nach Moskau und dort erhielt ich die Nachricht von der unglaublichen Katastrophe von Sedan. Als ich nach Petersburg zurückkam, ließ sich General Fleury abermals melden. —

Diesmal begann er seine Anrede: ‚Oh Sire! Vous

avez été Prophète.‘ Es war richtig wieder Alles ebenso gegangen wie 1830 und 1848.“ —

Als es unter dem Vorlesen beinahe elf Uhr geworden war, stand ich auf, machte meine Mappe zu und bat, mich entfernen zu dürfen, da ich wohl schon zu lange die kostbare Zeit Seiner Majestät in Anspruch genommen hatte. Der Kaiser meinte aber, „nein, noch nicht; erst müssen Sie mir den Brief Ihres Kaisers an den armen Albrecht vorlesen, von dem in Ihren Aufzeichnungen bei Gelegenheit unseres Georgenfestes 1869 die Rede gewesen ist.“ Das geschah denn auch und als die Vorlesung beendet war, führte der Kaiser mich zu einem kleinen, an der Hinterwand des Arbeitszimmers stehenden Tische, auf dem unter einer Glasdecke mehrere Gegenstände aufbewahrt wurden; unter anderen ein auffallend kleines St. Georgenkreuz und ein Preußisches Pour le Mérite Ordenskreuz. „Sehen Sie,“ sagte der Kaiser, „das ist der Pour le Mérite, den mir der arme Prinz Albrecht an jenem Abende gegeben. Er hatte sein eigenes dazu abgenommen und brachte es mir noch spät in der Nacht in großer Generals-Uniform.*) — Das Georgenkreuz hat auch seine besondere Bedeutung für mich. Es ist

---

*) B. II, S. 89.

dasjenige, welches mir mein Vater im Kaukasus verliehen. Da gerade keines bei der Hand war, als mein Vater seine Absicht aussprach, mir dasselbe zu verleihen, so gab Fürst Wolkonsky das seinige, welches Kaiser Alexander ihm 1814 in Paris geschenkt hatte, von derselben Größe wie er selbst es trug. Kaiser Nicolaus siegelte es ein und schickte es mir zu. Hier, diese mit Brillanten besetzte Dose gehörte Friedrich dem Großen. Dieses einfache goldene Kreuz trug meine arme Mutter nach dem Tode meines Vaters bis an ihr Lebensende." — Es lagen noch andere, namentlich überaus reich mit großen Brillanten besetzte Miniatur-Portraits, Agraffen, Dosen und sonstige Pretiosen in diesem Kasten, die mir der Kaiser aber nicht erklärte. — Nachdem ich entlassen war, meldete ich meine Audienz dem Prinzen Carl und war überglücklich, ein solches Interesse für meine Aufzeichnungen beim Kaiser Alexander gefunden zu haben.

Während der Vorlesung war auch von dem Album die Rede gewesen, welches Kaiser Wilhelm sich in Aquarellbildern von denjenigen Vorgängen seines Lebens angelegt, die auf ihn selbst einen besonderen Eindruck gemacht hatten. Der Kaiser hatte dabei geäußert, dies Album müßte ja sehr interessant sein und ich hatte erwiedert, daß ich mir Mühe geben würde, es im Mai 1873 mitbringen zu dürfen, zu welcher Zeit ja

Kaiser Wilhelm seinen Besuch in Petersburg zugesagt habe. Als ich indessen nachher darüber nachdachte, wie der Wunsch Kaiser Alexanders sich am Besten erfüllen lasse, fügte ich meinem täglichen Berichte nach Berlin die Bitte hinzu, ob nicht noch während meiner Anwesenheit in Petersburg das Album hierhergeschickt werden könne, weil ich doch mit den Intentionen Kaiser Wilhelms in Bezug auf die dargestellten historischen Momente und deren Ausführung am meisten vertraut sei, also die Erklärung übernehmen könne. Auf diesen Vorschlag erhielt ich umgehend folgendes Schreiben Seiner Majestät:

B. 13. 12. 72.

„„In Verfolg Ihres Schreibens vom 10. lasse ich sogleich meinen illustrirten Necrolog einpacken, damit Sie ihn dem Kaiser zeigen und expliciren, weil im Frühjahr und selbst es zu thun nicht geht, da ich ja immer im Vordergrunde und persönlich illustrirt bin und es auch keine chefs-d'oeuvre sind. Vielen Dank für die interessanten Mittheilungen, die einzigen, die wir erhalten!

W.““

Auf der Rückseite war die Adresse an mich diesmal mit

einem unglaublichen 

gezeichnet, dessen Verlängerung sich bis ins Unabsehbare verlor und noch obenein mit ganz besonderen Zügen und Ver-

schnörkelungen versehen war. Jedenfalls muß Kaiser Wilhelm guter Laune gewesen sein, als er diese kühnen kalligraphischen Ausschreitungen auf das Papier warf. Mein guter Wille hatte ihm also nicht mißfallen.

Mit diesem Briefe waren auch zwei große Kisten angekommen, welche die beiden Mappen enthielten. Da ich schon an demselben Morgen beim Kaiser Alexander gewesen war, hielt ich es für unbescheiden, noch einmal hinzugehen, um die Antwort Kaiser Wilhelms zu melden, und bat daher den General à la Suite von Werder dies für mich zu thun. Das geschah bei dem einige Stunden später stattfindenden Galadiner für den Prinzen Carl und General von Werder schrieb mir am nächsten Tage, Kaiser Alexander freue sich sehr auf den „illustrirten Necrolog“ und werde sobald wie möglich die Zeit zur Durchsicht desselben bestimmen. So mußte mich denn dieses widerwärtige Wort „Necrolog“ auch hier in Petersburg verfolgen und ich durfte mich beim General von Werder nicht einmal darüber ärgern, da er ja nur die Ausdrucksweise Kaiser Wilhelms selbst wiederholte. Vergebens hatte ich durch alle möglichen Erfindungen, wie Album, Gedenktafeln, Curriculum vitae, dem Worte aus dem Wege zu gehen versucht — es half mir alles nichts,

und der Necrolog kam mir bis an die Newa nachgeflogen.

Am Tage darauf benachrichtigte mich Prinz Carl, daß Seine Majestät der Kaiser mich einladen lasse, denselben Abend um dreiviertel Zehn im goldenen Saale bei Ihrer Majestät der Kaiserin zu erscheinen, um das Album vorzulegen. Ich erschrak, weil die Sache dadurch einen ganz anderen Charakter annahm, als ich ursprünglich beabsichtigt. Hatte ich doch nur an den Kaiser Alexander und eine vertrauliche Vorlage der Bilder gedacht und nun stand vielleicht eine Soirée bevor, deren Form und Zusammensetzung nicht dafür geeignet war. Ich wurde aber ruhig, als ich erfuhr, daß es der St. Nicolaustag sei, welcher in der Kaiserlichen Familie, zum Andenken an den Hochseligen Kaiser, stets in größter Zurückgezogenheit und Stille begangen wird. Es war also keine große Abendgesellschaft zu erwarten. Gleich nach dem Auspacken der Mappen hatte ich dieselben in das Zimmer des Prinzen Carl stellen lassen, um jede unbefugte Besichtigung zu vermeiden, und bei dieser Gelegenheit zu meinem Erstaunen erfahren, daß derselbe nicht das ganze Album, sondern nur einzelne Blätter desselben bisher gekannt. Er sah es sich daher jetzt von Anfang bis zu Ende an und war erstaunt über den Reichthum historischer

Erinnerungen und die Genauigkeit aller Details, die allerdings in ihrer ganzen Vollendung nur von Geschichtskundigen und Fachmännern, oder von solchen, welche die dargestellten Ereignisse mit durchlebt haben, verstanden werden kann.

So kam denn der Abend heran, dem ich mit ziemlicher Befangenheit entgegensah. Zwar hatte ich an dem Korpus der Sache selbst ein vortreffliches Bollwerk, so daß meine Person vollständig dahinter verschwinden konnte; aber ein fortlaufendes Erklären war eigentlich nicht möglich, ohne daß ich Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde. Von einer Vorbereitung oder einem geordneten Vortrage konnte zudem keine Rede sein, da ich vorher nicht wußte, welche Fragen an jedes einzelne Bild geknüpft werden würden, oder in welcher Sprache, deutsch, französisch oder russisch, ich die Erklärung zu geben hätte, weil das ja natürlich von der jedesmaligen Anrede abhing.

Um neun Uhr war ich im Zimmer des Prinzen Carl, ordnete noch einmal die sämmtlichen Blätter und ließ dann die Mappen, jede wegen ihrer Größe und Schwere von vier Lakaien, in den goldenen Saal, das Empfangszimmer der Kaiserin tragen. Es ist dies ein Eckzimmer, welches dicht an ihr Wohngemach stößt und — wie schon aus dem Namen hervorgeht — überaus prächtig dekorirt ist. Vom Kammerdiener erfuhr ich, daß nur der Kaiser, die Kaiserin, Großfürstin Marie und Großfürst Wladimir, der Minister des Kaiserlichen Hofes Graf Adlerberg, General von Werder, Frau von Malzow und deren Tochter, eine Gespielin der

jungen Großfürstin, und noch zwei andere Damen zugegen sein würden.

Zur bestimmten Zeit kam Kaiser Alexander aus dem Wohnzimmer der Kaiserin, um mich hereinzuholen. Er war erstaunt über die Größe der Mappen, meinte, er freue sich, daß sich so bald eine Gelegenheit zur Durchsicht gefunden, und fragte, wie ich es machen wolle, um so umfangreiche Blätter zu handhaben, damit Alle sie sehen könnten; ob man nicht eine bequeme Vorrichtung dazu treffen müsse?

Als ich in das Zimmer trat, waren die genannten Personen bereits dort versammelt. Ich wollte an der Thür stehen bleiben, bis die Mappen hereingetragen waren, die Kaiserin kam aber sogleich auf mich zu und sagte mir einige freundliche Worte in deutscher Sprache.

Bei der Besichtigung, die nun sogleich ihren Anfang nahm, saß nur die Kaiserin, alle anderen Beschauer standen. Großfürst Wladimir dicht neben seinem Vater. Nur Graf Adlerberg lehnte sich von der anderen Seite über den Tisch und sah die Bilder, ehe ich sie aufgerichtet vorzeigen konnte. Zuvörderst gab ich, so kurz wie möglich eine Erklärung über Entstehung, Zweck und Vermehrung der Sammlung und betonte, daß außer Kaiser Wilhelm noch Niemand dieselbe ganz gesehen habe; machte auch darauf aufmerksam, daß der Kaiser selbst jedes einzelne Blatt mit einer Beschreibung versehen habe, was am meisten in Erstaunen zu setzen schien, und als ein besonderer Werth dieses Albums für die Zukunft erkannt wurde. Interessant waren die Bemerkungen und Erkundigungen des Kaiserpaares; höchst merkwürdig, ja

geradezu erstaunlich aber die Kenntniß und die Bekanntschaft von Dingen und Personen am Preußischen Hofe, welche Kaiser Alexander bei dieser Gelegenheit mir gegenüber an den Tag legte.

Bei dem Bilde, auf dem der kleine Prinz Wilhelm noch mit Puder in den Haaren dargestellt war, sagte er: „Meine Mutter hat mir oft erzählt, daß sie als kleines Mädchen geglaubt, der Puder sei der Schweiß bei den Männern; weil die Offiziere zu ihrer Zeit nur noch bei Paraden (bis 1812) gepudert erschienen, namentlich ihre beiden Brüder Fritz und Wilhelm."

Als der Kaiser das Bild: „Vorstellung der freiwilligen Jäger auf dem Ball in Breslau 1813" sah, von denen Einer in der Uniform der Volontair-Kosacken-Eskadron des Regiments Garde du Corps dargestellt ist, bemerkte er: „Das ist wohl von denen, die damals ‚Zahme Kosacken' genannt wurden?" und ich mußte nun den Unterschied erklären, der zwischen der Garde-Volontair-Kosacken-Eskadron und der Garde-Kosacken-Eskadron bestand.

Zu dem Aquarell, das die jungen Prinzen, unter dem Bilde eines großen Potsdamer Grenadiers stehend, zeigt, äußerte der Kaiser: „Ein eben solches Bild hatte meine Mutter in ihrem Zimmer vor der Treppenthür, die zum Papa hinunterführte. Es befindet sich noch jetzt an derselben Stelle."

Bei dem Bilde: „Vor Paris 1814" rief er erstaunt aus: „Das ist ja eine Preußische Batterie! So viel ich weiß, war es aber eine Russische Batterie, die den letzten

Schuß gegen Paris gethan hat. So ist es jedenfalls auf dem großen Gemälde im Alexandersaale dargestellt!"

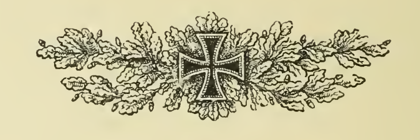
Nachdem die Kaiserin das Bild: „Frénois, 2. September 1870" besonders lange und aufmerksam betrachtet hatte, sagte sie: „Armer Mann!" und bei der Zouavenparade in Compiègne beim Anblick des Prince Impérial: „pauvre enfant!" — Als ich das Bild der Zusammenkunft König Wilhelms mit dem Kaiser Napoleon zeigte, mußte ich ganz ausführlich alle näheren Umstände erzählen. — Ueberhaupt machten Erklärungen und Fragen den Hauptreiz dieser Besichtigung aus, welche erst in später Stunde ihr Ende erreichte.

Die Kaiserlichen Majestäten entließen mich auf allergnädigste Weise und der Kaiser sagte im Fortgehen zu mir: „Apropos, das muß doch ein recht interessantes Werk werden, — Ihre Aufzeichnungen — aus denen Sie mir neulich vorgelesen haben; geben Sie es bald heraus?"

„Ich hoffe nicht, Majestät!" antwortete ich, „denn laut Befehl meines Kaiserlichen Herrn soll es erst nach seinem Ableben veröffentlicht werden, und während meines Lebens lasse ich es gewiß nicht herausgeben!"

„Schade! um so mehr wenn der Kaiser es selbst kennt und es korrekt und wahrheitsgetreu befunden hat."

„Gewiß, Eure Majestät! aber wenn ich meine Aufzeichnungen bei seinen Lebzeiten erscheinen ließe, würden die Leute glauben, ich wolle vom Kaiser Wilhelm etwas für mich erreichen, und dieser Gedanke ist mir unerträglich; außerdem würde vielleicht manche Mißdeutung erregt werden, die ich zwar mit gutem Gewissen, aber in meinem Alter doch nur schwer ertragen könnte. — Darum auch erst nach meinem Tode!“ —



Nachschrift.



Die eben vom Verfasser erzählte Unterredung mit Seiner Majestät dem Kaiser Alexander II. von Rußland, welche er auch noch in Petersburg im Manuskript ausgeschrieben, scheint eine besondere Wirkung auf ihn gehabt zu haben: denn obgleich er nach seiner Rückkehr nach Berlin fortfuhr, Notizen zu sammeln, auch genug Bemerkenswerthes erlebte, sogar im Jahre 1873 noch eine interessante Reise nach Petersburg, — diesmal im Gefolge Kaiser Wilhelms, — machte, ist dennoch keine Zeile weiter von seinen „Aufzeichnungen aus dem Leben Kaiser Wilhelms" unter seiner Hinterlassenschaft gefunden worden. — Das Manuskript bricht, wie oben, plötzlich ab, — warum, weiß Niemand. Seinen Dienst als Vorleser und Geheimer Hofrath erfüllte Louis Schneider bis zu seinem Tode am 16. Dezember 1878. Seine letzte schriftliche Arbeit für seinen geliebten Herrn war das Ausschreiben nach Diktat von der Rede Seiner Majestät, gehalten in Berlin am 5. Dezember 1878 bei seiner Rückkehr aus Wiesbaden. — Dieselbe ist vom Kaiser unterzeichnet und lautet wie folgt:

Seine Majestät geruhten den im Empfangssalon Versammelten und zunächst dem Magistrate von Berlin zu sagen:

„Sie werden mit Mir fühlen, mit wie gemischten Empfindungen Ich in diesem Augenblicke vor Ihnen stehe, denn Sie haben ja mit Mir die Zeit, seit jenes

schmerzliche Ereigniß Mich betroffen, erlebt. So schwer die körperlichen Leiden waren, die Ich zu tragen hatte, so waren sie doch nicht so quälend wie die Wunde, die Meinem Herzen dadurch geschlagen wurde, daß es gerade in Meiner Residenz und daß es ein Preuße war, durch welchen Mir diese Heimsuchung auferlegt wurde!"

Zum Oberbürgermeister gewendet:

„Ich sehe Sie zum ersten Male in Ihrer neuen Stellung zur Hauptstadt Meines Landes und kann Sie also gleich mit Meinem Danke für den Empfang begrüßen, den das Zusammenwirken so vieler Vereine und ausgezeichneter Persönlichkeiten Mir entgegenbringt und der nicht allein Meine Erwartungen, sondern auch Meine wiederholt ausgesprochenen Wünsche weit übertreffen zu wollen scheint. Möge das Aussprechen Meines Dankes für Alle, welche dabei mitgewirkt haben, nun Mein erster Auftrag für Ihre beginnende Amtsthätigkeit sein! Ich kann nur wünschen, daß die Gesinnungen und die Theilnahme, welche der Bürgerschaft diesen Empfang für Mich eingegeben, auch dauernd sein mögen und habe um so größeres Vertrauen darauf, als Uns diese Theilnahme nicht allein in Unserem eigenen, sondern in dem weiteren deutschen Vaterland, ja sogar über die Grenzen Europas hinaus von überall her, wo Deutsche ansässig sind und wirken, in herzlichster Weise zugerufen worden ist!"

Zu den Staatsministern:

„Die schmerzlichen Erfahrungen, welche Mich persönlich betroffen, haben aber auch wunde Stellen in unseren gesammten gesellschaftlichen Verhältnissen aufgedeckt und erkennen lassen, welche nur von der starken Hand des Gesetzes geheilt werden können, dessen Einwirken neuerdings aufgerufen werden mußte. Wird dadurch Heilung auch dieser Wunden erreicht, so will Ich gern für das allgemeine Wohl geblutet haben und Mich freuen, daß seitdem doch schon so Vielen die Augen aufgegangen sind, die nicht an die Tiefe jener Wunden glauben wollten! Ich sage daher allen denen Meinen Dank, welche in der Gesetzgebung zu einer weiteren Entwickelung dieser Erkenntniß mitgewirkt und kann nur noch den Wunsch aussprechen, daß auch die ausführenden Behörden mit energischer und nach allen Seiten hin gerechter Handhabung wirken mögen, die Absicht und den Zweck des Gesetzes zu erreichen. Ihnen, Meine Herren Präsidenten der beiden Häuser des Landtages, wird es eine gewiß willkomene Aufgabe sein, in diesem Sinne den Geist und die Ziele der Volksvertretung zu pflegen!" W.



Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Inhalts-Verzeichniß.



Band III.

Seite

1871.

1872.

Druckfehlerberichtigung.

Band I, S. 31, Zeile 3 von oben lies unschlagfertig statt umschlagfertig.

Band II, im Inhaltsverzeichniß statt „Unterschied zwischen 1850 und 1870" lies 1815 und 1870.

Band III, S. 76 lies in der Ueberschrift 11. Nov. statt 12. Nov.
" " " 78 " " " " 12. " " 13. "
" " " 80 " " " " 13. " " 14. "









